E. L. Bulwer's

sämmtliche Romane.

Aus dem Engliſchen

von

Friedrich Notter und **Guſtav Pfizer.**

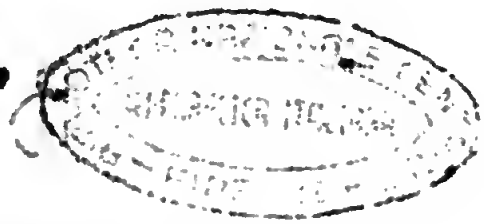
Neue Kabinets-Ausgabe.

Zweiundvierzigſtes bis vierundvierzigſtes Bändchen.

Rienzi.

Erſtes bis drittes Bändchen.

42-42



Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.
1845.

B.º 22.4.171.

Rienzi,
der letzte Tribun.

Ein Roman

von

Eduard Lytton Bulwer.

Aus dem Englischen

von

Gustav Pfizer.

Neue Kabinets-Ausgabe.
Erstes bis drittes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1845.

Aleſſandro Manzoni,

als dem

Genius Loci,

ſind dieſe Früchte,

geſammelt auf dem Boden italiſcher Dichtung,

gewidmet.

1. Dec. 1835.

Jetzt wird dein Bild, letzter Tribun, uns wach,
Der unter dem Tyrannenschwarm erstand,
Versöhner von Jahrhunderten voll Schmach —
Petrarka's Freund — Italiens Hoffnungspfand.
Rienzi, letzter Römer! Kurz nur fand
Der Freiheit morscher Stamm sich frisch belaubt —
Es reicht sein Grün zu deines Sargs Guirland' —
Du Held des Forums und des Volkes Haupt!
Durch welchen Rom verjüngt des Numa Reich geglaubt!

Childe Harold IV., 114.

Mitten unter diesem Walten der Begeisterung und der Beredsamkeit wurde Petrarka, wurden Italien und Europa durch eine Revolution überrascht, welche für einen Augenblick die glänzendsten Träume von jenem wirklich machte.

Gibbon, 19. Kapitel.

Vorrede.

Ich fing dieſe Erzählung vor zwei Jahren in Rom an. Als ich mich nach Neapel begab, legte ich ſie wegen der „letzten Tage von Pompeji“ zurück, weil dieſe mehr als „Rienzi“ den Vortheil eines Aufenthalts in der Nähe der geſchilderten Scenen erheiſchten. Das Schickſal des römiſchen Tribunen begleitete und beſchäftigte mich jedoch ununterbrochen, und ſobald „Pompeji“ öffentlich erſchienen war, beeilte ich mich, das früher begonnene Werk zu Ende zu bringen. In der That betrachtete ich die Vollendung dieſes Buchs als eine Art von Pflicht; denn da ich Gelegenheit gehabt hatte, die Originalurkunden zu leſen, aus welchen neuere Hiſtoriker ihre Berichte über das Leben Rienzi's geſchöpft haben, ſah ich mich zu dem Glauben geführt, daß ein höchſt merkwürdiger Mann oberflächlich beurtheilt, und eine ſehr wichtige Periode nachläßig ausgebeutet worden ſey. Und dieſer Glaube war ſtark genug, mich zuerſt auf den Gedanken eines ernſteren Werks über das Leben und die Zeiten Rienzi's zu bringen. Verſchiedene Gründe vereinigten ſich gegen dieſen Plan — und ich entſagte der Biographie, um mich zur Dichtung zu wenden. Jedoch habe ich mich mit größerer Treue, als in Romanen gewöhnlich iſt, an alle wichtigeren Begebniſſe im öffentlichen Leben des römiſchen Tribuns gehalten, und der Leſer wird vielleicht in dieſen Blättern eine vollſtändigere und genauere Erzählung von der Erhebung und dem Fall Rienzi's finden, als in irgend einem mir bekannten engliſchen Werk. Zwar habe ich eine Anſicht von ſeinem Charakter aufgeſtellt, welche einigermaßen von der Gibbon's oder Sismondi's abweicht. Das iſt das unbeſtreitbare Vorrecht des Romans. Aber es iſt eine Anſicht, die, nach allen Hauptzügen aufzuſtellen, ich mich eben ſo ſehr durch [redacted]atſachen der Geſchichte als die Geſetze der Dichtung [redacted]tigt glaube, und ich

könnte dies nöthigenfalls beweiſen. Inzwiſchen, da ich die Urkunden angegeben habe, aus welchen ich meine Auffaſſung der Hauptheldeu ableitete, iſt der Leſer hinreichend in Stand geſetzt, ſelbſt zu urtheilen.

Da im Ganzen die wahre Chronologie von Rienzi's Leben beibehalten iſt, erſtreckt ſich die Verwicklung dieſes Buchs über einen Zeitraum von mehreren Jahren und umfaßt eine Mannigfaltigkeit von Charakteren, wie ſie zur treuen Schilderung der Ereigniſſe erforderlich iſt. Deswegen kann die Geſchichte nicht gerade diejenige Art des Intereſſes haben, die man in ſtreng und eigentlich dramatiſchen Werken findet, in welchen, nach meinem Urtheil wenigſtens, die Zeit ſo beſchränkt, die Perſonen ſo wenige als möglich ſeyn ſollten; kein neuer Charakter, der für die Entwicklung von Wichtigkeit iſt, darf gegen das Ende des Stücks eingeſchoben werden. Wenn ich das Wort epiſch im beſcheidenſten und anmaßungsloſeſten Sinn gebrauchen darf, ſo gehört dieſes Produkt mit einem Wort, obgleich es ſich dramatiſche Situationen erlaubt, doch als ein Ganzes eher der epiſchen als der dramatiſchen Schule an. Ein Werk, das ſich die Verbrecher und Irrthümer einer Nation zum Vorwurf nimmt, das, wenn auch ohne glücklichen Erfolg, es wagt, das Geſchehene und Wirkliche auf der höchſten Bühne der Leidenſchaft oder der That aufzuſuchen, kann, meines Erachtens nur ſelten mit Vortheil der melodramatiſchen Effekte ſich bedienen, welche ein gewöhnliches Geheimniß hervorbringt, oder jenes auf der Bühne wirkſamen Humors, der, von kleinen Charaktereigenthümlichkeiten ausgehend, die Aufmerkſamkeit des Leſers von der Größe und vom Verbrechen ab, auf eine Schwäche oder Thorheit lenkt. Auch läßt ein Gedicht, das ſich einen ſolchen Gegenſtand erkoren, nicht ſehr häufig in kleinliches Detail eingehende, entbehrliche Schilderungen von Coſtüm und Sitten zu. Ich habe in der That einen unehrgeizigen und unbeſtreitbaren Grund gehabt, kurz zu ſeyn in meinen Schilderungen von Coſtüm und Sitten (obgleich, was ſich davon hier findet, hoffentlich hinreichend treu iſt,) ich ſchildere ein feudales Jahrhundert und

habe, nach den unnachahmlichen und unsterblichen Schilderungen Sir Walter Scotts kein Verlangen, in Beschreibung von feudalen Sitten weitläufiger zu seyn als nöthig. Ich deute dies an, um das Gemüth des Lesers vorzubereiten, was er in diesem Werk zu erwarten habe — eine Pflicht, welche mir jedem bescheidenen und wohlgesinnten Autor obzuliegen scheint — und eine Vorsicht, die, während sie manchmal ihm selbst Kränkungen, so nicht minder häufig dem Leser eine Täuschung erspart. — Ich muß gestehen, diese Einleitung scheint einigermaßen unheilverkündend! Wenig Costüm, wenig Geheimniß! * kein Humor! Was bleibt denn da noch für Interesse und Unterhaltung übrig? Ach! Leidenschaft, Charaktere, Handlungen bieten noch Stoff genug dar, wenn nur der arme Bearbeiter sie auf geeignete Weise zu verflechten versteht.

In der Zeichnung des römischen Volks, so wie des römischen Adels im vierzehnten Jahrhundert, folge ich buchstäblich den auf uns gekommenen Schilderungen; sie sind nicht schmeichelhaft, aber es sind sprechende Bilder. In manchen Partieen meines Werks werden möglicherweise diejenigen, welche meinen, die Menge — gleichviel zu welcher Zeit, gleichviel in welchem Land — habe immer Recht, eine conservative Moral zu entdecken, ein Verdacht, in welchen ich bei Andern schwerlich kommen werde. Aber sehr scharfsinnige Geister wahrlich gehören dazu, um dies Buch nach den Parteiinteressen des Tages auszudeuten; wenigstens liegt nichts meinem Wunsche, meiner Absicht ferner. Die Dichtung, welche der Geschichte sich anschließt, mag sich, wie die Geschichte selbst, mit den ruhigen und anerkannten Lehren der Vergangenheit befassen; aber sie wird ihrer Würde untreu, wenn sie ungeeignete Analogien zu den hitzigen und zweideutigen Kämpfen der Gegenwart herbeizieht.

Ich kann nicht schließen, ohne den Zoll meines ehrerbietigen Lobes und meiner Huldigung der gewandten und

* Was von Geheimniß hier vorkommt, ist absichtlich unter einem sehr dünnen Schleier gelassen worden. Der Schreck wird oft um so größer, wenn er von Ferne angedeutet ist.

reichbegabten Dichterin der Tragödie Rienzi darzubringen. In Betracht, daß unſer Held eine und dieſelbe Perſon iſt, in Betracht, daß wir dieſelben Materialien hatten, um darnach unſere Gegenſtände zu bearbeiten: wird man hoffentlich finden, daß ich wenig oder gar nicht auf einen ſchon in Beſitz genommenen Grund und Boden übergegriffen. Mit einziger Ausnahme einer Liebesintrigue zwiſchen zwei Perſonen, deren eine Rienzi's Verwandtſchaft, die andre der Gegenpartei angehört, welche in der Tragödie der Miß Mitfort den Knoten bildet, und in meinem Roman wenig mehr als eine Epiſode iſt, die auf die Handlungsweiſe des Helden wenig, auf ſein Schickſal gar keinen Einfluß ausübt, wüßte ich keine Aehnlichkeit, die zwiſchen beiden Werken ſtattfände. Und ſelbſt dies Zuſammentreffen hätte ich leicht vermeiden können, wenn es mir im Geringſten rathſam erſchienen wäre. Aber wo eine ſolche Fülle iſt, da war das Nachahmen eine Ehre, es würde beinahe Mißtrauen erregen, hätte ich gar nichts Aehnliches.

In der That, die reichen Materialien der Geſchichte — die umfaſſende und fruchtbare Vielſeitigkeit von Rienzi's Charakter — zuſammt den Vortheilen, die dem Novelliſten vergönnen, ſich alles Deſſen zu bemächtigen, was der Dramatiker muß fahren laſſen * — dies Alles genügt, um die Colliſion zwiſchen dieſem und dem Novelliſten zu verhüten. Wenn ich in der Auffaſſung von Rienzi's Charakter von Gibbon abweiche, ſo weiche ich auch in mancher Beziehung von Miß Mitfort ab — noch mehr entfernte ich mich von ihr hinſichtlich der Moral, die aus ſeinem Schickſal ſich ergeben ſoll, aber ich geſtehe, daß unter beiden mir Miß Mitfort gerechter ſcheint als Gibbon. Bei Männern, welche groß geworden ſind durch Begeiſterung (die Poeſie des Temperaments) vertreten oft die Dichter die Stelle der gründlichſten Hiſtoriker.

* So geſtattet der beſchränkte, dem Dramatiker zugemeſſene Raum, der Miß Mitfort nicht, ganz getreu in den Thatſachen zu ſeyn — zwiſchen Rienzi's früherer und ſpäterer Periode der Macht zu unterſcheiden, oder die wahren, aber einigermaßen verwickelten Urſachen ſeiner Erhebung, ſeines Glanzes und ſeines Falls zu entwickeln.

London, 1. December 1835.

Erſtes Buch.

Zeit, Ort und Menſchen.

„Geſäugt war er von Kindheit an mit der Milch der Beredſamkeit, ein guter Grammatiker, noch beſſerer Redner, guter Schriftſteller... O wie ſo oft ſagte er: Wo ſind jene trefflichen Römer? Wo iſt ihre große Gerechtigkeit? O wären wir geboren in der Zeit, wo ſie in Blüthe ſtanden! Er war ein ſchöner Mann... Es begab ſich, daß ein Bruder von ihm ermordet wurde und war keine Rache genommen worden für ſeinen Tod; er konnte ihm nicht zu Hülfe kommen, lange Zeit dachte er darauf, das Blut ſeines Bruders zu rächen; lange Zeit dachte er darauf, die übel geleitete Stadt Rom ins Geleis zu bringen.“ (Vita di Cola di Rienzi. Forli 1828.)

Erſtes Kapitel.

Die Brüder.

Der Titel dieſes Buches wird dem Leſer ſchon geſagt haben, daß meine Geſchichte in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts beginnt.

An einem Sommerabend konnte man zwei junge Leute die Küſten der Tiber entlang wandeln ſehen, unweit von dem Ort, wo ihr ſchlängelnder Lauf an dem Fuß des Aventin hingleitet. Der Pfad, den ſie eingeſchlagen, war abgelegen und ruhig. Von Ferne nur ſah man die zerſtreuten, ſchmutzigen Häuſer, welche den Fuß einfaßten, unter welchen da und dort das hohe Dach und die mächtigen Thürme ſich

ſchwarz erhoben, welche die befeſtigte Burg eines römiſchen Barons bezeichneten. Auf der einen Seite des Fluſſes, hinter den Hütten der Fiſcher, erhob ſich der Janikulus, dunkel von üppiger Vegetation, zwiſchen der vielfach die grauen Mauern von ſchloßartigen Paläſten und die Giebel und Säulen von hundert Kirchen ſchimmerten; auf der andern Seite ſtieg der verödete Aventin ſteil und jäh empor, bedeckt von dickem Buſchwerk; während von den verborgenen aber zahlreichen Klöſtern der Hall der Abendglocke nicht unmuſikaliſch, die ruhige Landſchaft und die gekräuſelten Wellen entlang, hoch in den Lüften ertönte.

Der Aeltere von den beiden, unſern Blicken vorgeführten jungen Männern, der um etwas über ſein zwanzigſtes Jahr hinaus ſeyn mochte, war von großem und ſogar impoſantem Wuchs und ſeine Erſcheinung hatte etwas Auffallendes und ſelbſt Edles, trotz ſeiner unſcheinbaren Kleidung, die aus dem langen weiten Rock und der glatten Tunika beſtand, beides von dunkelgrauer Sarſche, damals die unterſcheidende Kleidung der beſcheidenen Schüler, die durch den Beſuch der Klöſter ſich jene rohen Kenntniſſe erwarben, welche von angeſtrengter Arbeit die armſelige Ausbeute waren. Sein Geſicht war ſchön, und ſein Ausdruck wäre eher munter als nachdenklich geweſen, hätte ſich nicht darin jene ſtreifende, zerſtreute Träumerei des Auges gezeigt, die gewöhnlich einen Hang zur Beſchaulichkeit und zum Brüten ankündigt, und verräth, daß die Vergangenheit oder die Zukunft den Geiſt mehr anſpricht, als der Genuß oder die That der gegenwärtigen Stunde.

Der Jüngere, noch ein Knabe, hatte nichts Auffallendes in ſeiner Geſtalt oder Miene, wenn man nicht einen Ausdruck von großer Güte und Sanftheit ſo bezeichnen wollte; es lag etwas beinah Weibliches in der zärtlichen Hingebung, womit er ſeinem Begleiter zuzuhören ſchien. Seine Kleidung war die gewöhnliche der niedern Klaſſen, obwohl vielleicht etwas zierlicher und neuer; und die zärtliche Eitelkeit einer Mutter konnte man erkennen an der Sorgfalt, womit die langen, ſeidenen Locken zurechtgeſtrichen und abgetheilt waren

ſo wie ſie unter der Mütze hervorquollen und ihm halb auf die Schultern herabfloßen.

Wie ſie ſo die Arme gegenſeitig um einander geſchlungen, dem flüſternden Schilfrohr des Stromes entlang hinſchlenderten, da lag nicht nur in ihrem Weſen und ihrer Haltung, ſondern auch in der Jugend und augenſcheinlichen Zärtlichkeit der Brüder — denn in dieſem nahen Verhältniß ſtanden ſie zu einander — etwas Anmuthiges und Rührendes, was ſie über die Niedrigkeit ihres muthmaßlichen Standes zu erheben ſchien.

„Lieber Bruder,“ ſagte der Aeltere, „ich kann Dir nicht ſagen, welchen Genuß mir dieſe Abendſtunden gewähren. Ich fühle, daß ich Dir allein nicht als ein bloßer Schwärmer und Träumer vorkomme, wenn ich von der ungewiſſen Zukunft ſpreche und meine Luftſchlöſſer baue. Unſere Eltern hören mir zu, als läſe ich ganz artige Sachen aus einem Buch vor, und meine liebe Mutter, Gott ſegne ſie! wiſcht ſich die Augen und ſagt: Schaut nur wie gelehrt er iſt! Die Mönche, wenn ich je von meinem Livius aufzublicken wage und ausrufe: So ſollte Rom wieder werden! ſtutzen und gaffen und runzeln die Stirne, als hätt' ich eine Ketzerei vorgebracht. Aber Du, mein holder Bruder, wenn gleich Du meine Studien nicht theilſt, intereſſirſt Dich ſo freundlich für alle Früchte derſelben — Du ſcheinſt meinen kühnen Planen ſolchen Beifall zu ſchenken, meine ehrgeizigen Hoffnungen ſo zu ermuthigen, daß ich manchmal unſere Geburt und Armuth vergeſſe, und denke und träume, als ob kein anderes Blut als das des deutſchen Kaiſers durch unſere Adern flöße.“

„Mich dünkt, lieber Cola,“ verſetzte der jüngere Bruder, „die Natur hat uns einen ſchlimmen Streich geſpielt; Dir verlieh ſie die königliche Seele; die, obwohl in Dunkelheit, von unſres Vaters Abſtammung ſich herſchreibt, und mir nur den ruhigen und beſcheidenen Geiſt von meiner Mutter niedriger Verwandtſchaft.“

„Nein!“ erwiederte Cola raſch, „Du würdeſt dann den beſſern Theil haben! Denn ich wäre dann von barbariſcher Herkunft und Du von römiſcher. Es gab eine Zeit, wo der

Name eines einfachen Römers mehr galt als der eines nordiſchen Königs. Nun, nun, wenn wir am Leben bleiben, können wir noch große Dinge ſehen!"

„Ich werde es erleben, Dich als einen großen Mann zu ſehen und daran werde ich mir genügen laſſen," ſagte der Jüngere, liebevoll lächelnd, „ein großer Gelehrter biſt Du ſchon nach Aller Urtheil; unſere Mutter weiſſagt Dir Glück, ſo oft ſie von Deinen ſo willkommenen Beſuchen bei den Colonna's hört."

„Die Colonna's!" ſagte Cola mit einem bittern Lächeln, „die Colonna's! die Pedanten! die abgeſchmackten Seelen brüſten ſich mit ihrer Kenntniß der Vergangenheit, ſpielen den Patron und citiren ganz falſch bei den Bechern lateiniſche Stellen. Sie heißen mich bei ihrer Tafel willkommen, weil die römiſchen Doktoren mich gelehrt nennen und weil mir die Natur einen kühnen Witz ſchenkte, der ihnen ergötzlicher iſt, als die altbackenen Späße eines gedungenen Luſtigmachers. Ja, ſie würden mein Glück fördern — aber wie? durch eine Stelle in dem Dienſte des Staats, die einen ehrloſen Beutel füllen würde, indem ich noch grauſamer unſern verhungernden Bürgern ihr mühſam erworbenes Geld abpreßte! Wenn es etwas Niederträchtiges in der Welt gibt, ſo iſt es ein Plebejer, der von den Patriciern emporgehoben wird, nicht in der Abſicht, ſeinem Stand zu Hülfe zu kommen, ſondern um den Kuppler für ihre ſchmählichſten Intereſſen zu ſpielen. Einer vom Volk macht ſich ſelbſt zum Verräther an ſeiner Geburt, wenn er ſich zur Puppe dieſer tyranniſchen Heuchler hergibt, daß ſie ihre Hände aufheben und rufen: „Schaut, welche Freiheit in Rom herrſcht, wenn wir, die Patricier, einen Plebejer ſo erheben!" Erhoben ſie je einen Plebejer, wenn er ein Herz für das Volk hatte? Nein, Bruder! ſollte ich mich je über unſern Stand emporſchwingen, ſo will ich mich aufſchwingen durch die Arme meiner Landsleute und nicht auf ihrem Nacken!"

„Alles, was ich hoffe, Cola, iſt, daß Du nicht in Deinem Eifer für unſere Mitbürger vergeſſeſt, wie theuer Du uns

biſt. Keine Größe könnte mich je mit dem Gedanken aus-ſöhnen, daß ſie Dir Gefahr bringen möchte."

„Und ich könnte jeder Gefahr ſpotten, wenn ſie nur zur Größe führt. Aber Größe! Größe! Eitler Traum! Ver-ſparen wir ihn für unſern Nachtſchlummer. Genug von meinen Planen; jetzt, liebſter Bruder, von den Deinigen!"

Und mit der ihm eigenen, ſanguiniſchen und lebhaften Schnellkraft ließ der junge Cola alle ſeine kühne Gedanken fahren, um mit ganzer Seele auf die beſcheidenern Ausſichten ſeines Bruders einzugehen. Das neue Boot, die Sonntagskleidung, die Verlegung der Hütte in ein den Bedrückungen der Barone weniger ausgeſetztes Stadtviertel, und ſolche in weiter Ferne liegende Liebesbilder, wie ſie ein dunkles Auge und ein freundlicher Mund dem unbeſtimmten Gefühl eines Knaben vorſchweben ließen. Den Planen und Beſtrebungen, die ſich auf ſolche Gegenſtände beſchränkten, lieh der Gelehrte ſein Ohr mit faltenloſer Stirne und mildem Lächeln; und oft im ſpätern Leben kam ihm dies Geſpräch wieder ins Gedächtniß, wenn er ſich ſcheute, ſein eigenes Herz zu befragen, welche Art von Ehrgeiz die weiſere ſey?

„Und dann," fuhr der jüngere Bruder fort, „nach und nach könnte ich genug erſparen, um ein ſolches Fahrzeug zu kaufen, wie wir da ſehen, ohne Zweifel befrachtet mit Korn und Waaren, das mir — ha gewiß! ſo viel eintrüge, daß ich Dir Deine Stube mit Büchern anfüllen könnte und nie mehr von Dir die Klage hören müßte, daß Du nicht reich genug ſeyeſt, um ein paar zerbröckelnde alte Mönchshandſchriften Dir anzuſchaffen. Ach, wie glücklich würde mich Das machen!" Cola lächelte und drückte ſeinen Bruder innig an die Bruſt. „Lieber Knabe!" ſagte er, „ſey es vielmehr meine Sorge, Dir Deine Wünſche zu erfüllen! Aber mich dünkt, die Herren jenes Fahrzeuges führen keine beneidenswerthe Ladung, ſieh, wie ängſtlich ſich die Männer umſehen, und hinter ſich und vorwärts; ſo friedliche Handelsleute ſie ſeyn mögen, fürchten ſie doch ſogar in dieſer Stadt (einſt der Stapelplatz der geſitteten Welt!) die Verfolgung eines Piraten, und ehe ſie am Ziele ihrer Fahrt ſind, kann

dieſer Pirat ſich in der Perſon eines römiſchen Edeln zeigen. Ach, wie weit ſind wir heruntergekommen!“

Das beſprochene Fahrzeug eilte raſch den Strom abwärts und drei oder vier Bewaffnete auf dem Verdecke beobachteten wirklich mit Aufmerkſamkeit die beiden ſtillen Ufer, wie wenn ſie einen Feind vermutheten. Bald jedoch entſchwand die Barke dem Auge und die Brüder kehrten wieder zu jenen Gegenſtänden zurück, die, indem ſie zu ihrem Thema nichts als die Zukunft bedürfen, für jugendliche Gemüther ſo anziehend ſind.

Endlich, als der Abend hereindunkelte, beſannen ſie ſich, daß die gewöhnliche Stunde ihrer Rückkehr nach Hauſe vorüber ſey und ſie traten den Heimweg an.

„Halt!“ ſagte Cola plötzlich, „wie hat mich unſer Geſpräch zerſtreut! Pater Uberto verſprach mir eine ſeltene Handſchrift, die, wie der gute Bruder geſtand, das ganze Kloſter verblüfft hat. Ich wollte dieſen Abend ſeine Zelle beſuchen, um ſie zu holen. Warte hier einige Minuten; es iſt nur den Aventin halb hinauf. Ich bin bald wieder zurück.“

„Kann ich Dich nicht begleiten?“

„Nein,“ verſetzte Cola, mit rückſichtnehmender Freundlichkeit, „Du haſt den ganzen Tag Mühe und Arbeit getragen und mußt müde ſeyn; meine Anſtrengungen, die körperlichen wenigſtens, waren leicht genug. Auch biſt Du zart und ſcheinſt bereits erſchöpft; die Ruhe wird Dir wohl thun. Ich werde nicht lange aus ſeyn.“

Der Knabe gab ſich zufrieden, obgleich er ſeinen Bruder lieber begleitet hätte. Aber er beſaß eine ſanfte und nachgiebige Gemüthsart und widerſtand ſelten den leiſeſten Wünſchen Derer, die er liebte. Er ſetzte ſich auf einen kleinen Hügel am Fluſſe, und der feſte Schritt und die mannhafte Geſtalt ſeines Bruders waren dem Nachſehenden bald durch das dichte und melancholiſche Buſchwerk entzogen.

Anfangs ſaß er ganz ruhig, freute ſich der kühlen Luft und dachte all' den Geſchichten vom alten Rom nach, die ihm ſein Bruder auf dem Spaziergange erzählt hatte. Endlich erinnerte er ſich, daß ſeine kleine Schweſter Irene ihn gebe-

ten, ihr einige Blumen mitzubringen; er pflückte einige, wie er ſie in der Nähe fand, (und auf dieſer wüſten Stelle wuchs gar manche wilde, ſtrotzende Blume) ſetzte ſich dann wieder und begann daraus eine Guirlande zu flechten, für welche die Landleute des Südens noch die antike Vorliebe und zum Theile auch die klaſſiſche Geſchicklichkeit bewahrt haben.

Während der Knabe damit beſchäftigt war, hörte man in der Ferne das Stampfen von Pferden und das laute Geſchrei von Männern. Sie kamen näher und näher.

„Ein Aufzug von Baronen vielleicht, die von einem Feſte zurückzukehren," dachte der Knabe; „es wird ein hübſches Schauſpiel ſeyn — ihre weißen Federn und Scharlachmäntel — ich ſehe dergleichen gar gern, aber ich will ihnen doch aus dem Wege gehen."

So, mechaniſch fortflechtend an ſeinem Kranze, aber das Auge auf die Stelle gerichtet, woher er den Zug erwartete, begab ſich der junge Römer noch näher zu dem Fluſſe hin.

Jetzt bekam er den Zug zu Geſichte — in der That eine ſtattliche Schaar; voran Reiter, zu Zwei und Zwei, wo der Weg es geſtattete, auf prächtig geſchirrten Pferden — fröhlich flatterten ihre Federn, und der Schimmer ihrer Bruſtharniſche glitzerte durch die Schatten des dämmernden Zwielichts. Ein großer bunter Haufen, alle bewaffnet, Einige mit Piken und Keulen, Andere mit minder kriegeriſchen oder ſchlechter beſchaffenen Waffen, folgte den Rittern, und hoch über Federn und Piken ſchwankte das blutrothe Panier der Orſini, mit goldſchimmerndem Motto und Deviſe, in letzterer das guelfiſche Zeichen, die Schlüſſel St. Peters, prunkend angebracht. Eine augenblickliche Furcht durchbebte die Seele des Knaben, denn damals und in jener Stadt war ein Edelmann, umgeben von ſeinem Kriegsgeſinde, von den Plebejern mehr gefürchtet als ein wildes Thier; aber zur Flucht war es ſchon zu ſpät, der Zug war ihm auf der Ferſe.

„He, Knabe!" rief der Anführer der Reiter, Martino di Porto, von dem mächtigen Hauſe der Orſini, „haſt du ein Fahrzeug den Fluß paſſiren ſehen? Aber du mußt es geſehen haben? Wie lange iſt es?"

„Ich ſah ein großes Fahrzeug ungefähr vor einer halben Stunde," antwortete der Knabe, erſchreckt durch die rauhe Stimme und das heroiſche Weſen des Ritters.

„Sehr ſchnell ſegelnd, mit einer grünen Flage auf dem Hintertheil?"

„So iſt es, edler Herr!"

„Drauf denn; wir wollen ſeinen Lauf aufhalten, eh' der Mond aufgeht," ſagte der Baron. „Drauf! der Knabe ſoll ſoll mit uns, daß er nicht zum Verräther wird und bei den Colonna's Lärm macht!"

„Orſini, Orſini hoch!" jauchzte die Schaar; „drauf, drauf!" und ſeiner Bitten und Vorſtellungen ungeachtet wurde der Knabe mitten in den dickſten Schwarm genommen und mit den Uebrigen fortgeriſſen oder vielmehr geſchleppt — zitternd, athemlos, beinahe weinend; den armen Kranz hatte er noch am Arm hängen und in ſeine ſträubende Hand wurde ihm ein Prügel gedrückt. Trotz ſeinem Schrecken empfand er doch noch eine Art kindiſcher Neugier, den Ausgang dieſer Unternehmung zu ſehen.

Aus dem lauten und lebhaften Geſpräche ſeiner Begleiter erfuhr er, daß das Schiff, welches er geſehen, eine Ladung Korn enthielt, beſtimmt für eine am Fluſſe gelegene Feſte, welche die Colonna's inne hatten, eben damals in eine erbitterte Fehde mit den Orſini verwickelt; der Zweck dieſes Streifzuges, in welchen der Knabe ſo unglücklicherweiſe hineingezogen worden, ging darauf, die Vorräthe aufzufangen und ſie der Mannſchaft des Martino di Porto in die Hände zu ſpielen. Dieſe Kunde vermehrte noch die Beſtürzung des Knaben, denn er gehörte zu einer Familie, welche unter dem Schutze der Colonna ſtand.

Aengſtlich und weinend blickte er jeden Augenblick nach dem ſteilen Pfade des Aventin, aber ſein Hort, ſein Beſchützer verzog noch immer, zu kommen.

Sie hatten eine Strecke zurückgelegt, als eine Wendung des Weges ihnen auf einmal den Gegenſtand ihrer Verfolgung zeigte; beim Lichte der früheſten Sterne ſah man das Schiff raſch ſtromabwärts eilen.

„Jetzt ſeyen die Heiligen geſegnet!“ ſagte der Anführer; „es iſt unſer!“

„Halt!“ ſagte ein Hauptmann, ein Deutſcher, der zunächſt an Martino ritt, halb flüſternd; „ich höre Laute, die mir nicht gefallen, von jenen Bäumen her — horch, das Wiehern eines Pferdes! bei meiner Treu, da ſchimmert auch ein Bruſtharniſch!“

„Drauf und dran, meine Herren,“ rief Martino, „der Weih ſoll nicht den Adler überflügeln! drauf und dran!“

Mit erneuertem Jauchzen drangen die zu Fuß voran, bis, als ſie beinahe das von dem Deutſchen bezeichnete Gebüſch erreicht hatten, eine kleine gedrängte Schaar Reiter, bis an die Zähne gewaffnet, unter den Bäumen hervorbrach und mit geſenkten Speeren ſich auf die Reihen der Verfolger ſtürzte.

„Colonna, Colonna!“ und „Orſini, Orſini!“ dieſe Rufe wechſelten laut und heftig ab. Martino di Porto, ein Mann von großer Stärke und Kühnheit, und ſeine Reiter, meiſt deutſche Miethſoldaten, begegneten dem Angriffe unerſchüttert.

„Nehmt euch in Acht vor des Bären * Umarmung!“ rief der Orſini, als ſein Gegner, Reiter und Roß, vor ſeiner Lanze niederſtürzte.

Der Kampf war kurz, aber hitzig; die vollſtändige Rüſtung der Reiter auf beiden Seiten ſchirmte ſie vor Wunden — nicht ſo mit heiler Haut kamen die nur halb gewaffneten Fußtruppen der Orſini davon, als ſie, einer den andern vorandrängend, gegen die Colonna's anrückten. Nach einem Sturme von Steinen und Wurfpfeilen, die nur wie Hagelkörner gegen die ſchweren Panzer der Ritter anprallten, drängten ſie ſich heran und hemmten durch ihre Menge die Bewegungen der Roſſe; während Speer, Schwert und Streitart ihrer Gegner unter ihren undisciplinirten Reihen gräßliche Verwüſtung anrichteten. Martino, ziemlich gleichgültig, wie viele vom gemeinen Troß erſchlagen wurden, ſah, daß der Feind für den Augenblick durch den wilden Andrang und die umfluthende Maſſe ſeines Fußvolkes behindert war

* Anſpielung auf den Namen Orſini.

(denn der Kampfplatz, zwar etwas weiter als zuvor die Straße, war doch enge und beſchränkt), gab einigen ſeiner Reiter ein Zeichen und ſtand im Begriffe, weiter dem Schiffe nachzureiten, das man jetzt beinahe aus dem Auge verloren hatte, als der Ton eines Hifthorns in einiger Ferne von einem der Feinde auf dem Kampfplatze beantwortet wurde; das Geſchrei: „Zu Hülfe der Colonna!“ wiederhallte weithin. In wenigen Augenblicken erblickte man eine zahlreiche Schaar zu Pferd in vollem Laufe, die Panniere der Colonna fröhlich voran flatternd.

„Die Peſt über die Zauberer! Wer hätte gedacht, daß ſie uns ſo fein ausſpioniren würden!“ murmelte Martino, „wir dürfen die ungleiche Wette nicht annehmen!“ und die Hand, die er zuvor erhoben hatte, um vorwärts zu winken, gab jetzt das Zeichen zum Rückzuge.

Bruſt an Bruſt gedrängt und in voller Ordnung wandten ſich Martino's Reiter zur Flucht; das Geſindel zu Fuß, das ausgezogen war, um Beute zu machen, blieb jetzt, um ſich ſchlachten zu laſſen. Zwar ſtrebten ſie, dem Beiſpiele ihrer Führer zu folgen; aber wie konnten ſie Alle hoffen, den nachſetzenden Schlachtroſſen und den ſcharfen Lanzen ihrer Gegner zu entkommen, deren Blut durch den Kampf erhitzt war und die das Leben der ihnen Preisgegebenen nicht anders anſahen als ein Knabe Weſpenneſter, die er zerſtört. Der Haufe zerſtreute ſich nach allen Richtungen — einige entkamen wirklich auf die Berge, wo die Pfade den Roſſen unzugänglich waren — einige ſtürzten ſich in den Fluß und ſchwammen an's andere Ufer; die weniger Kaltblütigen oder Erfahrnen, welche geradaus flohen, trugen, indem ſie die Feinde auf dem Wege hemmten, dazu bei, ihren Anführern das Entkommen zu erleichtern, aber ſie ſelbſt fielen Leichnam an Leichnam, in unabläßiger, widerſtandloſer Verfolgung hingeſchlachtet.

„Keinen Pardon den Schurken — jeder erſchlagene Orſini iſt ein Räuber weniger — haut ein für Gott, den Kaiſer und die Colonna!“ Dieß war das Geſchrei, welches den erſchrockenen, fallenden Flüchtlingen als Todtenglocke in's Ohr

drang. Unter Denen, die geradaus auf dem der Reiterei zugänglichſten Wege flohen, war auch der junge Bruder Cola's, auf ſo unſchuldige Weiſe in den Kampf verwickelt. Eilig floh er, von Angſt ſchwindlig — der arme Knabe, der zuvor kaum je von ſeiner Eltern, ſeines Bruders Seite gekommen! — Die Bäume ſchwanden an ihm vorüber, die Ufer entfernten ſich — weiter eilte er und raſch hinter ihm her das Stampfen der Hufe, das Jauchzen, die Flüche, das trotzige Gelächter der Feinde, wenn ſie über die auf ihrer Bahn liegenden Todten und Sterbenden hinſprengten. Er war jetzt an dem Orte, wo ihn ſein Bruder verlaſſen, haſtig ſchaute er zurück und ſah die geſenkte Lanze und den geſträubten Helmbuſch des Reiters dicht in ſeinem Rücken, verzweifelnd blickte er um ſich und ſiehe da! ſein Bruder ſtürzte durch das dichte Buſchwerk, das den Berg einfaßte und ſprang zu ſeiner Hülfe herbei.

„Rette mich, rette mich, Bruder!“ kreiſchte er laut und der Schrei traf Cola's Ohr; das Schnauben des ſtolzen Schlachtroſſes berührte ihn mit heißem Hauche; — noch einen Augenblick und mit einem wilden, gellenden Rufe: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! ſank er zu Boden — eine Leiche; die Lanze des Verfolgers hatte ihn ganz vom Rücken bis zur Bruſt durchbohrt! und heftete ihn an den Raſen feſt, wo er vor noch nicht einer Stunde voll jungen Lebens und ſorgloſer Hoffnungen geſeſſen hatte.

Der Reiter riß ſeinen Speer heraus und ſetzte, ſeinen Kameraden folgend, ſeine Verfolgung gegen neue Opfer fort. Cola war herbeigekommen — er befand ſich an der Stelle, neben ſeinem ermordeten Bruder knieend. Gleich darauf kam, unter Hörner- und Trompetengeſchmetter ein vornehmerer Zug, als die meiſten der bisherigen Streiter geweſen waren, die nur die Vorhut der Colonna ausgemacht hatten. An ihrer Spitze ritt ein bejahrter Mann, deſſen langes, weißes Haar unter ſeinem befiederten Helme hervorquoll und ſich mit ſeinem ehrwürdigen Barte miſchte. „Wer iſt dieß?“ fragte der Führer, ſein Pferd anhaltend, „der junge Rienzi!“

Der Jüngling ſchaute auf, als er dieſe Stimme hörte, ſtürzte dann auf das Pferd des alten Edelmanns los, umfaßte ſeine Hände und ſchrie in kaum artikulirten Tönen: „Es iſt mein Bruder! edler Stephan, ein Knabe, ein bloßes Kind! das beſte, das ſanfteſte! Seht, wie ſein Blut auf das Gras rieſelt; zurück! zurück! Die Hufe Eures Pferdes waten in dem Blutſtrom! Gerechtigkeit, o Herr! Gerechtigkeit! Ihr ſeyd ein mächtiger Mann!“

„Wer erſchlug ihn? ein Orſini ohne Zweifel; Ihr ſollt Gerechtigkeit bekommen!“

„Dank, Dank!“ murmelte Rienzi, indem er wieder neben ſeinem Bruder niedertaumelte, des Knaben Angeſicht vom Graſe aufhob und haſtig nach dem Pulsſchlage ſeines Herzens ſuchte; er zog raſch ſeine Hand zurück, denn ſie war geröthet von Blut, und dieſe Hand in die Höhe hebend, ſchrie er wieder: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“

Die Gruppe um den alten Stephan Colonna wurde, ſo ſehr ſie gegen ſolche Auftritte abgehärtet war, doch durch dieſen Anblick erſchüttert. Ein ſchöner Knabe, dem die Thränen heftig ſeine Wangen herunter rannen und der ſeinen Zelter dicht an der Seite des alten Colonna ritt, zog ſein Schwert. „Herr,“ ſagte er, halb ſchluchzend, „nur ein Orſini konnte einen harmloſen Jüngling wie dieſen, morden: laßt uns keinen Augenblick verlieren! laßt uns den Schurken nachſetzen!“

„Nein, Adrian, nein!“ rief Stephan, ſeine Hand dem Knaben auf die Schulter legend, „Dein Eifer iſt lobenswerth, aber wir müſſen uns vor einem Hinterhalte hüten. Unſere Leute haben ſich zu weit gewagt — heda, hieher! blast zur Umkehr!“

In wenigen Augenblicken brachten die Hifthörner die Verfolger zurück — unter ihnen auch den Reiter, deſſen Speer einen ſo unglücklichen Mißgriff gethan. Er war der Anführer in dem Kampfe mit Martino di Porto geweſen und das Gold an ſeiner Waffenrüſtung und das prächtige Geſchirr ſeines Streitroſſes verriethen ſeinen hohen Rang.

„Dank, mein Sohn, Dank,“ begrüßte der alte Colonna dieſen Ritter, „Du haſt brav und tapfer Dich gehalten.

Aber ſage mir, weißt Du, — denn Du haſt ja ein Adlerauge — wer von den Orſini dieſen armen Knaben erſchlug? — eine ſchändliche That, ſeine Familie gehört noch dazu zu unſern Schützlingen!“

„Wer? jener Burſche?“ verſetzte der Reiter, den Helm vom Haupte nehmend und ſich die erhitzte Stirne abwiſchend; „ſagt Ihr ſo! wie kam er denn unter des Martino Spitzbuben? Ich beſorge, der Irrthum iſt ihm theuer zu ſtehen gekommen. Ich mußte annehmen, er gehöre zu der Bande der Orſini und ſo — und ſo —“

„Ihr erſchlugt ihn!“ rief Rienzi mit einer Donnerſtimme, ſich vom Boden aufraffend. „Gerechtigkeit alſo, mein Herr Stephano! Gerechtigkeit! Ihr verſpracht mir Gerechtigkeit und ich will ſie haben!“

„Mein guter Junge,“ ſagte der Alte mitleidig, „es wäre Euch Gerechtigkeit geworden gegenüber von den Orſini, aber ſeht Ihr nicht, daß dies ein Irrthum war! Mich wundert nicht, wenn Ihr jetzt zu betrübt ſeyd, um Vernunft anzunehmen. Wir müſſen Dieß mit Euch ins Gleiche bringen.“

„Und nehmt Dieß für Seelenmeſſen für den Knaben; der Unfall thut mir ſehr leid,“ ſagte der jüngere Colonna, eine Goldbörſe ihm zuwerfend. „Ja, kommt zu uns in den Palaſt nächſte Woche, junger Cola — nächſte Woche. Mein Vater, es wäre das Beſte, wir kehrten zu dem Schiffe um; es bedarf vielleicht jetzt unſerer zu ſeiner Sicherheit.“

„Recht, Giani; Zwei von Euch bleiben und nehmen ſich der Leiche des armen Burſchen an! ein betrübender Zufall, wie mochte es ſich ſo treffen?“

Der Zug wandte ſich wieder dahin, von wo ſie gekommen waren und außer zwei gemeinen Soldaten, welche da blieben, verweilte nur der Knabe Adrian einige Augenblicke und bemühte ſich, Rienzi zu tröſten, der, wie ein Wahnſinniger, ſtarr daſtand, dem dahineilenden Schwarme nachſtierte und vor ſich hin murmelte: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Ich will ſie ſchon noch bekommen!“

Die laute Stimme des ältern Colonna rief Adrian ab, der ſich widerſtrebend und mit Thränen entfernte. „Laßt mich

Euern Bruder seyn," sagte der tapfere Knabe, zärtlich die Hand des Jünglings an sein Herz pressend, „ich wünsche mir einen Bruder wie Ihr!"

Rienzi antwortete nicht; er beachtete und hörte ihn nicht — dunkle und wilde Gedanken, Gedanken, worin der Keim einer gewaltigen Revolution lag, erfüllten sein Herz. Er erwachte daraus mit einer heftigen Bewegung, als die Soldaten aus ihren Schilden eine Art von Bahre für den Leichnam zu machen sich bemühten, brach in Thränen aus, drängte sie trotzig weg und drückte den Entseelten an seine Brust, bis er im eigentlichsten Sinne von dem hervorquellenden Blute durchnäßt war.

Der Kranz des armen Kindes war, selbst als es fiel, nicht von seinem Arme geglitten und hing, in die Kleider verwickelt, jetzt noch an ihm. Dieser Anblick erinnerte Cola wieder an all die Zärtlichkeit, die Gutherzigkeit und gewinnende Anmuth seines einzigen Bruders, seines einzigen Freundes! Es war ein Anblick, der den frühen und unverdienten Tod des schuldlosen Knaben noch unmenschlicher erscheinen ließ. „Mein Bruder! mein Bruder!" stöhnte der Ueberlebende, „wie soll ich unserer Mutter wieder unter die Augen treten? wie werde ich nur die Nacht und Einsamkeit wieder ertragen? So harmlos! Seht, Ihr Herren, er war nur zu zärtlich. Und sie wollen uns keine Gerechtigkeit schaffen, weil sein Mörder ein Adeliger und ein Colonna ist. Und dieses Gold noch gar! Gold für das Blut eines Bruders! Werden sie uns" — und die Augen des jungen Mannes funkelten wie Feuer, „werden sie uns keine Gerechtigkeit geben? Die Zeit wird es lehren!" Mit diesen Worten beugte er sein Haupt über den Leichnam; seine Lippen bebten wie von einem innerlichen Gebete oder einer Beschwörung; dann stand er auf; sein Antlitz war so blaß wie der Todte neben ihm; aber es war nicht mehr blaß vor Schmerz!

Von diesem blutigen Körper, von diesem innerlichen Gebete stand Cola di Rienzi als ein verwandeltes Wesen auf. Mit seinem jugendlichen Bruder starb seine eigene Jugend. Ohne dieß Ereigniß wäre der künftige Befreier Roms vielleicht

nur ein Träumer, ein Gelehrter, ein Dichter geworden; — ein friedlicher Nebenbuhler Petrarka's, ein Mann des Gedankens, nicht der That. Aber von dieſem Zeitpunkte an wurden alle ſeine Fähigkeiten und Kräfte, ſeine Träume, ſein Geiſt auf einen einzigen Punkt zuſammengedrängt; und die Vaterlandsliebe, zuvor ein Traumbild, zog an das Leben und die Thätigkeit einer Leidenſchaft, entzündete ſich unauslöſchlich, gewann eine hartnäckige Stärke und eine fürchterliche Weihe — durch den Wunſch nach Rache!

Zweites Kapitel.

Ein hiſtoriſcher Ueberblick — nicht zu überſchlagen! außer etwa von Denjenigen, Die, was ſie leſen, nicht eben verſtehen wollen.

Jahre waren vergangen und der Tod des römiſchen Knaben war über bedeutenderen und minder entſchuldbaren Mordthaten bald vergeſſen — vergeſſen beinahe von den Eltern des Getödteten über dem wachſenden Ruf und Glück ihres älteren Sohnes — doch nie vergeben und vergeſſen von Dieſem ſelbſt. Aber hier, zwiſchen dem blutigen Prolog und dem darauf folgenden politiſchen Drama, zwiſchen dem erbleichenden Intereſſe, ſo zu ſagen, eines Traumes, und den geſchäftigeren, kräftigeren und fortdauernden Aufregungen eines kühnern Lebens — hier mag die paſſendſte Stelle ſeyn, dem Leſer einen kurzen und raſchen Umriß von dem Zuſtande und den Verhältniſſen der Stadt zu geben, in welche die Hauptſcenen dieſer Geſchichte fallen; einen Umriß, der vielleicht für Viele nothwendig iſt zu einem völligen Verſtändniſſe der Triebfedern bei den Handelnden und der mannigfaltigen Verwicklungen des Knotens.

Trotz dem, daß ſo vielfache und buntgemengte Völkerſtämme in der Stadt der Cäſarn ſich mit Gewalt der Waffen angeſiedelt, hielt doch die Bevölkerung Roms noch einen unklaren Begriff von ihrer Oberherrſchaft über die übrige Welt feſt, und beſaß, wie ſehr auch entartet von den eiſernen

Tugenden der Republik, noch all' den übermüthigen und unbotmäßigen Ungestüm, welcher die Plebs des alten Forum auszeichnete. Unter einer trotzigen, aber nicht tapfern Bevölkerung betrugen sich die Edeln weniger wie listige Tyrannen, als wie unbarmherzige Banditen. Die Päbste hatten vergebens gegen diese hartnäckigen und trotzigen Patrizier gekämpft. Ihr Stand verlacht, ihre Herrschaft verhöhnt, ihre Personen beschimpft — so residirten die fürstlichen Priester, die Gebieter des übrigen Europa, im Vatikan, wie Gefangene in der Angst vor der Exekution. Als, dreißig Jahre vor den zu erzählenden Ereignissen, ein Franzose, unter dem Namen Clemens V. den Stuhl St. Peters bestiegen, hatte der neue Pabst, mehr vorsichtig als muthig, Rom verlassen und sich in die Ruhe Avignon's zurückgezogen; die üppige Stadt einer fremden Provinz wurde der Hof des römischen Bischofs und die Residenz der christlichen Kirche.

Nachdem so die Beschränkung durch die Anwesenheit des Pabstes auch nicht einmal dem Namen nach mehr vorhanden war, durfte man behaupten, daß die Macht der Adeligen keine Grenzen mehr hatte als ihre eigene Laune und ihre gegenseitige Eifersucht und Fehden. Obwohl sie durch fabelhafte Genealogien ihre Abkunft von den alten Römern zu erhärten strebten, waren sie in Wahrheit größtentheils die Abkömmlinge der kühnern Barbaren des Nordens; und angesteckt mehr von der Tücke Italiens, als von seinen nationalen Neigungen erfüllt, behielten sie die Verachtung ihrer fremdländischen Ahnen gegen ein erobertes Land und ein entartetes Volk bei. Während das übrige Italien, besonders Florenz, Venedig und Mailand, die andern Länder Europa's in Gesittung und Kunst weit und rasch überflügelte, schienen die Römer eher zurück als vorwärts zu kommen, mit keinen Gesetzen beglückt, von der Kunst nicht heimgesucht, entfremdet eben so der Ritterlichkeit eines kriegerischen, wie den milden Tugenden eines friedlichen Volkes. Aber sie besaßen noch das Gefühl für Freiheit und das Verlangen nach ihr, und suchten durch gewaltsame Aufwallungen und verzweifelte Kämpfe den Namen zu rechtfertigen, den sich ihre Stadt

noch immer anmaßte: Hauptſtadt der Welt! In den letzten zwei Jahrhunderten hatten ſie mehrere Revolutionen durchgemacht — kurz, oft blutig, und immer erfolglos. Noch immer jedoch herrſchte das leere Gepränge einer Volksregierung. Die dreizehn Quartiere der Stadt ernannten jedes einen Obern, und die Verſammlung dieſer Magiſtrate, Caporioni genannt, beſaßen der Theorie nach eine Gewalt, welche auszuüben ſie nie die Macht oder den Muth hatten. Noch exiſtirte der ſtolze Name der Senatoren; aber zur damaligen Zeit war dieſe Würde auf ein paar Perſonen beſchränkt, die bald das Volk, bald der Adel wählte. Die an den Namen geknüpfte Amtsgewalt ſcheint keine beſtimmte Grenzen gehabt zu haben; es war die eines trotzigen Diktators oder die einer unmächtigen Puppe, je nachdem der damit Bekleidete Kraft hatte, der angenommenen Würde Geltung zu verſchaffen. Sie wurde immer nur Adeligen übertragen und von Adeligen wurden alle Unbilden verübt. Den Privathaß befriedigte man, ſo oft man die öffentliche Gerechtigkeit anrief; und die Aufrechthaltung der Ordnung war blos Erfüllung von Gelüſten der Rache.

Ihre Paläſte richteten die römiſchen Barone wie Caſtelle und Feſtungen der Fürſten ein, ſicherten ſich ihre Unabhängigkeit von jeder Gewalt und jedem Geſetze durch Anlegung von Befeſtigungswerken, nahmen fürſtliche Gewalt in den Patrimonialbeſitzungen der Kirche in Anſpruch, und machten ihren Stand noch überlegener und noch gehaßter durch Unterhaltung von Truppen und ausländiſchen, beſonders deutſchen Söldnern, die tapferer im Felde, disciplinirter im Dienſte und geſchickter in den Waffen waren als ſelbſt die freieſten Italiener der damaligen Zeit. So vereinigten ſie in ſich die richterliche und militäriſche Gewalt, nicht zum Schutze, ſondern zum Verderben Roms. Von dieſen Baronen waren die mächtigſten die Orſini und die Colonna; ihre Fehden waren erblich und unaufhörlich und jeder Tag legte Zeugniß ab von den Früchten ihres ungeſetzlichen Kriegführens, in Raub, Mord und Brand. Die Schmeichelei oder die Freundſchaft Petrarka's, dem neuere Hiſtoriker allzu leicht Glauben ſchenk-

ten, hat die Colonna beſonders der hier zu behandelnden Zeit mit einem Schimmer und einer Würde bekleidet, die ihnen nicht gebühren. Gewaltthätigkeit, Betrug, Meuchelmord — ſchmutzige Habſucht, womit ſie ſich einträgliche Stellen verſchafften, übermüthige Unterdrückung ihrer Mitbürger und das ſchmachvollſte Anſchmiegen an eine ihnen überlegene Macht — dieß bezeichnet, mit nur wenigen Ausnahmen, den Charakter der erſten Familie in Rom. Aber reicher als die übrigen Barone waren ſie eben deßhalb auch verſchwenderiſcher und vielleicht einſichtsvoller; ihr Stolz gefiel ſich darin, daß ſie die Gönner der Künſte ſpielten, in deren Ausübung ſie ſich doch ziemlich unbeholfen anſtellten. Von dieſen zahlreichen Unterdrückern wandten ſich die römiſchen Bürger mit brünſtigem, ungeduldigen Ingrimme ihren dunkeln und unaufgeklärten Vorſtellungen von ehemaliger Größe und Freiheit zu. Sie vermengten die Zeiten des Kaiſerthums mit denen der Republik, und betrachteten oft den deutſchen König, dem ſeine Erwählung jenſeits der Alpen, aber ſein Titel als Kaiſer von den Römern zu Theil wurde, als einen, der ſein legitimes Amt und ſeinen eigentlichen Namen verlaſſen und aufgegeben habe; in der eiteln Einbildung, daß, wenn der Kaiſer und der Pabſt ihren Sitz in Rom aufſchlügen, Freiheit und Geſetz wieder ihre natürliche Heimath unter der wiedererweckten Herrlichkeit des römiſchen Volkes aufſuchen würden.

Die Abweſenheit des Pabſtes und ſeines Hofes trug viel zur Verarmung der Bürger bei, und noch augenfälliger hatten ſie durch die Streifzüge von Räuberhorden gelitten, die, zahlreich und ſchonungslos, die Romagna beunruhigten, alle Heerſtraßen belagerten und bald heimlich, bald öffentlich von den Baronen in Schutz genommen wurden, welche oft ihre Mannſchaften mit Banditti rekrutirten.

Aber neben den kleinern, gemeinen Räubern war in Italien eine noch viel furchtbarere Art von Freibeutern aufgekommen. Ein Deutſcher, welcher ſich den ſtolzen Titel eines Herzog Werner beilegte, hatte wenige Jahre vor der Periode, der wir uns nähern, eine anſehnliche Macht ange-

worben und organiſirt, „die große Kompagnie“ genannt, womit er Städte belagerte und in Länder einfiel, ohne einen ehrenvolleren Vorwand als den der Plünderung. Sein Beiſpiel fand bald Nachahmung; zahlreiche, auf ähnliche Art organiſirte Kompagnieen verheerten das zerriſſene und getheilte Land. Sie traten auf, erſchienen, wie durch Zauberei aus der Erde gewachſen, vor den Mauern der Städte und verlangten ungeheure Summen für Gewährung des Friedens. Kein Tyrann und keine Republik beſaß hinlängliche Streitkräfte, ihnen Widerſtand zu leiſten; und wenn man andere nordiſche Soldtruppen gegen ſie in den Kampf führte, ſo wurden nur die Reihen der Freibeuter dadurch mit Ausreißern verſtärkt. Soldtruppen ſchlugen ſich nicht gegen Soldtruppen, Deutſche nicht mit Deutſchen; größere Löhnung und zügelloſere Plünderung machten die Zelte der Kompagnieen weit anziehender, als die regelmäßigen Kriegsdienſte einer Stadt, oder die langweilige Burg und die armen Geldkiſten eines Fürſten. Werner, der unverſöhnlichſte und trotzigſte dieſer Abenteurer, der ſich ſeiner Schändlichkeiten ſo offen gerühmt hatte, daß er auf der Bruſt ein ſilbernes Schild mit der Aufſchrift trug: Feind Gottes, des Mitleidens und der Barmherzigkeit! hatte vor Kurzem erſt die Romagna mit Feuer und Schwert verwüſtet. Aber endlich führte er, durch Geld bewogen, oder außer Stande, die wilden Geiſter, die er aufgerufen, zu zügeln, die Hauptmaſſe ſeiner Kompagnie nach Deutſchland zurück. Kleine Abtheilungen jedoch blieben, durch das Land zerſtreut, zurück, und harrten nur eines geſchickten Führers, um ſich wieder zu vereinigen; unter Denen, welche für dieſen Beruf am geeignetſten erſchienen, war Walter von Montreal, ein Johanniter und Edelmann aus der Provence, deſſen Tapferkeit und kriegeriſcher Geiſt ſeinem Namen, obwohl er noch jung war, doch ſchon einen gefürchteten Ruf verſchafft hatten, und deſſen Ehrgeiz, Erfahrung und Scharfſinn, unterſtützt durch manche ritterliche und edle Eigenſchaft, ihn zu weit größern und wichtigeren Unternehmungen befähigten, als die wilden Beutezüge des abſcheulichen Werner geweſen

waren. Kein Staat hatte unter dieſen Unbilden härter gelitten als Rom. Die Patrimonialländereien des Pabſtes — zum Theile durch kleine Tyrannen ihm abgezwungen, zum Theile von den fremden Räubern verwüſtet — warfen einen gar armſeligen Ertrag ab für die Bedürfniſſe Clemens IV., des vollendetſten Weltmannes und anmuthigſten Lüſtlings ſeiner Zeit; und der gute Vater hatte einen Plan erſonnen, die Römer und ihren Biſchof zugleich zu bereichern.

Beinahe fünfzig Jahre vor dem Zeitraume, der uns beſchäftigt, hatte, um theils die päbſtlichen Geldkiſten wieder zu füllen, theils um die verhungernden Römer zufrieden zu ſtellen, Bonifazius VIII. das Jubelfeſt, oder das heilige Jahr angeordnet; in der That die Erneuung einer heidniſchen Sitte. Vollſtändiger Ablaß ward jedem Katholiken verheißen, der in dieſem Jahre und je im erſten Jahre aller künftigen Jahrhunderte die Kirchen von St. Peter und St. Paul beſuchen würde. Ein ungeheures Zuſammenſtrömen von Pilgern aus allen Theilen der Chriſtenheit hatte die Weisheit dieſer Erfindung bewährt, „und zwei Prieſter ſtanden Tag und Nacht, mit Rechen in der Hand da, um ungezählt die Gold- und Silberhaufen einzuſtreichen, welche auf den Altar des heiligen Paulus ausgeſchüttet wurden.“ *

Man darf ſich nicht darüber wundern, daß dieſes ſo höchſt gewinnreiche Feſt, noch ehe das Jahrhundert abgelaufen war, einem billig denkenden Pabſte allzuweit hinausgeſchoben erſchien. Pabſt und Stadt ſtimmten in der Anſicht zuſammen: daß eine nicht ſo entfernte Wiederkehr deſſelben erwünſcht ſeyn dürfte. Demgemäß hatte Clemens VI. unter dem Namen eines moſaiſchen Jubeljahres ein zweites heiliges Jahr ausgeſchrieben für 1350, das heißt: binnen drei Jahren von dem Zeitpunkte an, wo wir ſtehen. Dieſer Umſtand trug nicht wenig bei, die Erbitterung des Volkes gegen die Barone zu ſchärfen und die Ereigniſſe unſerer Erzählung vorzubereiten; denn die Straßen waren, wie ſchon geſagt, durch die Banditti, die Kreaturen und Verbündete der Barone, unſicher gemacht. Und wenn die Straßen nicht

* Gibbon, XII., 59.

gesäubert wurden, so mochten die Pilger nicht erscheinen. Es war die Aufgabe des päbstlichen Vikars Raimund, Bischof von Orvieto (ein guter Kanonist und schlechter Politiker), durch alle Mittel wo möglich die Hindernisse wegzuräumen, welche zwischen den Opfergaben der Frömmigkeit und dem Schatze St. Peters standen.

So war, kurz gefaßt, der Zustand Roms zur Zeit der Ereignisse, welche ich zu erzählen im Begriff stehe. Noch hing, in den Augen Italiens und Europas, der alte Mantel des Ruhmes selbst um die Ruinen. Dem Namen nach wenigstens war sie noch die Königin der Erde und aus ihren Händen kamen die Krone des nordischen Kaisers und die Schlüssel des Vaters der Kirche. Ihre Lage war gerade von der Art, wie sie kühnem Ehrgeize einen ungeheuern, glänzenden Triumph, — entschlossenem Patriotismus ein begeisterndes, wenn auch trauriges Schauspiel — und eine geeignete Bühne darbot für jene erhabenere Tragödie, die unter den wechselnden Schicksalen und den Verbrechen der Völker ihre Begebenheiten sucht, ihre handelnden Personen erwählt und ihre Moral aufstellt.

Drittes Kapitel.

Der Volksauflauf.

An einem Aprilabend im Jahr 1347 war auf einem der weiten Plätze, wo das neue und das alte Rom zusammengemengt erschienen — beide verwüstet und in Trümmern — eine bunte, empörte Volksmasse versammelt. An diesem Morgen war das Haus eines römischen Goldschmieds von den Soldaten des Martino di Porto erstürmt und geplündert worden, mit einem frechen Uebermuth, der noch die gewöhnliche Zügellosigkeit der Barone übertraf. Die Theilnahme und Aufregung in der Stadt war tief und Unheil verkündend.

„Nie will ich mich dieser Tyrannei unterwerfen!“

„Auch ich nicht!“

„Auch ich nicht!“

„Bei den Gebeinen St. Peters, auch ich nicht!“

„Und welche Tyrannei, meine Freunde, iſt es, der Ihr Euch nicht unterwerfen wollt?“ ſagte ein junger Edelmann, ſich zu dem Haufen der Bürger wendend, die erhitzt, zornig, halb bewaffnet, mit den heftigen Geberden italieniſcher Leidenſchaft, die lange und enge Straße hinauf wogten, welche zu dem finſtern Wohnſitz der Orſini führte.

„Ach, Herr,“ riefen zwei oder drei Bürger in Einem Athem, „Ihr werdet uns helfen, Ihr werdet darauf ſehen, daß uns Gerechtigkeit wird — Ihr ſeyd ein Colonna!“

„Ha, ha, ha!“ lachte höhniſch ein Mann von rieſenhafter Geſtalt, hoch einen gewaltigen Hammer, als Zeichen ſeines Gewerbes, ſchwingend: „Gerechtigkeit und Colonna! Carpo di Dio, die Namen findet man ſelten bei einander!“

„Nieder mit ihm! Nieder mit ihm, er iſt ein Orſiniſt — nieder mit ihm!“ riefen wenigſtens zehen aus dem Haufen — aber Niemand erhob ſich gegen den Rieſen.

„Er ſpricht die Wahrheit,“ ſagte eine zweite Stimme mit Feſtigkeit.

„Ja, das thut er,“ ſagte ein Dritter, die Stirn runzelnd und ſein Meſſer ziehend, „und wir wollen dabei bleiben. Die Orſini ſind Tyrannen — und die Colonna ſind, im beſten Fall, eben ſo ſchlimm!“

„Du lügſt in Deine Zähne hinein, Schuft!“ rief der junge Edelmann, trat gegen den Haufen vor, und ſtellte ſich dem letzten Läſterer auf die Colonna gegenüber.

Vor dem flammenden Aug' und der drohenden Miene des Kavaliers zog ſich der Ehrenmann von Händelſucher einige Schritte zurück, ſo daß er freien Raum ließ zwiſchen der gewaltigen Geſtalt des Schmieds und dem kleinen, ſchlanken, aber kräftig gebauten jungen Edelmann.

Von Geburt an gewohnt, den Muth von Plebejern zu verachten, aber zugleich nicht ſehr eiferſüchtig auf ihren eigenen Ruf in dieſer Beziehung, waren die römiſchen Patricier der Theilnahme an ſolchen plumpen Raufereien nicht

ungewohnt, und nicht ſelten reichte die bloße Anweſenheit eines Adeligen hin, ganze Haufen zu zerſtreuen, welche den Augenblick zuvor gegen ſeinen Stand und ſein Haus Rache geſchnaubt hatten.

So ſchüttelte denn jetzt der junge Adrian di Caſtello, ein weitläuftiger Vetter der Colonna, die Hand gegen den Schmied, und ganz unbekümmert um ſeine geſchwungene Waffe und um ſeine Rieſengeſtalt, gebot er ihm in herriſchem Tone Platz zu machen.

„In Eure Häuſer, Freunde! und wißt," ſagte er mit einiger Würde, „daß Ihr uns ſehr Unrecht thut, wenn Ihr Euch einbildet, wir theilen die Uebelthaten der Orſini, oder wir fröhnen nur unſern eigenen Leidenſchaften in der Fehde zwiſchen ihrem und unſerem Haus. Möge die Mutter Gottes ſo ſich meiner annehmen," ſetzte er, die Augen zum Himmel aufſchlagend, hinzu, „wie ich jetzt mit Wahrheit verſichere, daß, um Eurer und der Leiden Roms willen, ich dies Schwert gegen die Orſini gezogen habe!"

„So ſagen die Tyrannen alle," verſetzte keck der Schmied und lehnte ſeinen Hammer gegen das Bruchſtück eines Steins — eines Ueberreſts vom alten Rom — „ſie fechten nie gegen einander, daß es nicht zu unſerm Beſten wäre. Ein Colonna ſchneidet Orſini's Bäcker die Gurgel ab — es geſchieht zu unſrem Beſten — Ein anderer Colonna entführt einem Schneider der Orſini ſeine Tochter — es geſchieht zu unſerm Beſten. Für unſer Beſtes, für das Beſte des Volks! das Beſte der Bäcker und Schneider, he?"

„Burſche," ſagte der junge Edelmann ernſt, „wenn ein Colonna dies that, ſo handelte er unrecht, aber die heiligſte Sache kann ſchlechte Vertheidiger haben."

„Ja, die heilige Kirche ſelbſt iſt oft auf ſehr ungleiche Säulen geſtützt," antwortete der Schmied mit einem groben Witz auf die Vorneigung des Pabſts für die Colonna.

„Er läſtert! Der Schmied läſtert Gott!" ſchrieen die Anhänger dieſes mächtigen Hauſes, „Colonna, Colonna!"

„Orſini, Orſini!" erhob ſich eben ſo ſchnell ein Geſchrei dagegen.

„Das Volk!“ brüllte der Schmied, seine furchtbare Waffe hoch über den Köpfen des Volkshaufens schwingend.

In einem Augenblick war der ganze Schwarm, ursprünglich vereinigt gegen den Frevel Eines Mannes, durch den angeerbten Parteihaß getheilt. Auf das Geschrei: Orsini! waren einige weitere Anhänger herbeigeeilt; die Freunde der Colonna zogen sich auf die eine Seite, die Vertheidiger der Orsini auf die andere — und die Wenigen, die mit dem Schmied übereinstimmten: daß Beide gleichen Haß verdienen, und bei einer Volksbewegung das Volk allein das hergehörige Feldgeschrei sey, würden sich dem bevorstehenden Handgemenge entzogen haben, wenn nicht der Schmied selbst, der von ihnen als eine Autorität von großem Einfluß betrachtet wurde — sey es nun aus Rachsucht wegen des hochmüthigen Benehmens des jungen Edelmannes, oder in Kraft jener Kampflust, wie sie bei Männern nicht selten ist, denen ihre Stärke und Gewandtheit bei allen thätlichen Begegnungen das erhabene Vergnügen der Ueberlegenheit sichert — wenn nicht der Schmied selbst, nach einem augenblicklichen Bedenken, sich unter die Orsini'schen gestellt und durch sein Beispiel die Verstärkung dieser Partei durch seine Freunde bewirkt hätte.

Bei Volksbewegungen wird Jeder vom Strome mit fortgerissen, oft halb gegen eignen Willen und Vorsatz. Die wenigen, begütigenden Worte, welche Adrian di Castello an seine Anhänger richtete, wurden von ihrem Brüllen übertäubt. Stolz, in ihren Reihen einen der Beliebtesten und Edelsten dieses Namens zu zählen, stellten die Anhänger der Colonna ihn an ihre Spitze, und griffen die Feinde ungestüm an. Adrian jedoch, der durch besondere Verhältnisse sich etwas von jenen Grundsätzen der Ritterlichkeit angeeignet, die er gewiß seiner römischen Geburt nicht verdankte, hielt es anfänglich seiner unwürdig, Leute anzugreifen, unter welchen er keinen ihm an Rang oder in Uebung der Waffen gleichen bemerkte. Er begnügte sich, die wenigen Streiche, die in der brausenden Verwirrung des Kampfs auf ihn gerichtet wurden, abzuwehren; wenige, sagte ich, denn selbst

die erbittertſten Gegner auf der Seite der Orſini hatten, wenn ſie ihn erkannten, keine Luſt, ſich der Gefahr und der gehäſſigen Anklage auszuſetzen, das Blut eines Mannes vergoſſen zu haben, der außer ſeiner hohen Geburt und der furchtbaren Macht ſeiner Verwandtſchaft, auch noch unter dem Schutz einer perſönlichen Beliebtheit beim Volke ſtand die er freilich mehr einer Vergleichung mit der Laſterhaftigkeit ſeiner Verwandten verdankte, als eigenen, ausgezeichneten Tugenden, die er bisher ſelbſt entwickelt hätte. Der Schmied allein, der bisher an dem Kampf noch keinen thätlichen Antheil genommen, ſchien ſich zu entſchiedenem Angriff aufzuraffen, als der Ritter ihm auf wenige Schritte nahe kam.

„Sagten wir Dir nicht," rief ihm der Rieſe mit gerunzelter Stirne entgegen, „daß die Colonna eben ſo ſehr Feinde des Volks ſeyen wie die Orſini? Betrachte Deinen Anhang, Deine Clienten; ſchneiden ſie nicht gemeinen Leuten die Gurgel ab bei Gelegenheit der Rache für den Frevel eines Vornehmen? Aber ſo geißelt immer ein Patricier die Frechheit des Andern. Er ſchlägt mit der Ruthe auf den Rücken des Volks los und ruft dann: ſeht, wie gerecht ich bin!"

„Ich antworte Dir jetzt nicht," verſetzte Adrian, „aber wenn Du mit mir dies Blutvergießen beklagſt, ſo ſtehe mir bei in dem Verſuch ihm zu ſteuern."

„Ich nicht! laßt das Blut der Sklaven heute fließen; bald kommt die Zeit, wo es wird abgewaſchen werden durch das Blut der Herrn."

„Weg, Schurke!" erwiederte Adrian, der jetzt das Geſpräch nicht mehr fortſetzen mochte, und dem Schmied mit der flachen Seite ſeines Schwertes einen Streich gab. In einem Augenblick ſchwebte der ſchwere Hammer des Schmiedes in der Luft und hätte, ohne die behende Gewandtheit des jungen Edelmanns, ihn unfehlbar zu Boden geſchmettert. Ehe der Schmied zu ſeinem zweiten Streich Zeit gewann, fuhr Adrians Schwert zweimal durch ſeinen rechten Arm und die Waffe fiel ſchwer auf die Erde.

„Schlagt ihn todt! ſchlagt ihn todt!" ſchrieen Einige

von der Partei der Colonna, die ſich jetzt, feigerweiſe, um den entwaffneten und unmächtigen Schmied drängten.

„Ja, ſchlagt ihn todt," ſagte in erträglichem Italieniſch aber mit barbariſchem Accent, ein Mann in halber Rüſtung, der eben erſt in das Gewühl gekommen und einer von den wilden deutſchen Banditen war, welche im Solde der Colonna ſtanden, „er gehört zu einer abſcheulichen Rotte Verworfener, die ſich gegen Ordnung und Frieden verſchworen haben. Er iſt einer von den Geſellen Rienzi's und bei den drei Königen! er wüthet für das Volk!"

„Du haſt Recht, Barbare!" ſagte der trotzige Schmied mit lauter Stimme und riß mit der linken Hand ſich das Unterkleid von der Bruſt, — „kommt alle herbei — Colonna und Orſini — bohrt eure ſcharfen Klingen in dies Herz, und wenn ihr den Mittelpunkt erreicht, werdet ihr da den Gegenſtand eures gemeinſchaftlichen Haſſes finden, Rienzi und das Volk!"

Wie er dieſe Worte rief, in einer Sprache, welche über ſeinen Stand hinaus ſcheinen konnte, wenn nicht ein gewiſſer Glanz und eine Uebertreibung in Ausdruck und Empfindung allen Römern, im Zuſtand der Aufregung, gemein wäre, übertönte ſeine laute Stimme den Lärmen in ſeiner nächſten Nähe und beſchwichtigte für einen Augenblick das allgemeine Getöſe; und als endlich zuletzt die Worte: Rienzi und das Volk! ertönten, durchdrangen ſie durch und durch die immer anwachſende Volksmenge und wurden wie durch ein hundertſtimmiges Echo beantwortet: Rienzi und das Volk!

Doch, welchen Eindruck auch die Worte des Handwerkers auf die Uebrigen machten — eben ſo ſichtbar äußerte er ſich auch bei dem jungen Colonna. Bei dem Namen Rienzi verſchwand die Röthe der Aufregung von ſeiner Wange; er fuhr zurück, murmelte vor ſich hin und ſchien einen Augenblick in mitten dieſer lärmenden Bewegung in eine träumeriſche, tiefe Zerſtreuung verſunken. Er kam, als das Geſchrei verhallte, wieder zu ſich; er ſagte mit leiſer Stimme zu dem Schmied: „Freund, Deine Wunde thut mir leid; aber ſuche mich morgen auf und Du wirſt finden, daß Du mir Unrecht

thateſt;“ er winkte dem Deutſchen, ihm zu folgen und ſchlug ſeinen Weg durch die Menge ein, wo man ihm überall auswich. Denn der bitterſte Haß gegen den Stand der Adeligen war damals in Rom gemiſcht mit einer unterwürfigen Achtung gegen ihre Perſonen und einer geheimnißvollen Angſt von ihrer unumſchränkten Macht.

Als Adrian durch denjenigen Theil der Volksmaſſe hindurchſchritt, wo der Kampf noch nicht begonnen hatte, da war das Gemurmel, das ihm folgte, nicht von der Art, wie es Viele ſeines Geſchlechts würden zu hören bekommen haben.

„Ein Colonna!“ ſagte Einer.

„Und doch kein Mädchenräuber!“ ſagte ein Anderer, wild lachend.

„Und auch kein Mörder,“ murmelte ein Dritter, ſeine Hand an die Bruſt drückend.

„Nicht er iſt es, gegen den das Blut meines Vaters ſo laut ſchreit!“

„Heil ihm;“ ſagte ein Vierter, „denn bis jetzt flucht ihm noch Niemand.“

„Ha, Gott ſteh uns bei!“ ſagte ein alter Mann, mit einem langen grauen Bart, ſich auf ſeinen Stab ſtützend, „die Schlange iſt jetzt noch jung; nach und nach werden ſchon die Zähne hervorkommen.“

„Schämt Euch, Vater! es iſt ein freundlicher Junge und nicht im Mindeſten ſtolz. Was er für ein Lächeln hat!“ ſagte eine alte Matrone, die ſich in der Nähe des Handgemenges gehalten hatte.

„Gute Nacht der Ehre eines Mannes, wenn ein Edelmann ſein Weib anlacht!“ war die Antwort.

„Nein!“ ſagte Luige, ein muntrer Fleiſcher mit verſchlagenem Auge, „was ein Mann mit guter Art von Mädchen oder Weibern gewinnen kann, das gönnt ihm; ſey er Plebejer oder Edelmann — das iſt meine Moral; aber wenn ein häßlicher alter Patricier ſieht, daß ſeine ſchöne Worte keine ſchöne Blicke gewinnen, und mir eine Frau fortſchleppt auf dem Rücken eines deutſchen Ebers und dem Ehemann zum

Troſt einen Stich in die Seite verſetzt — dann, ſage ich, iſt er ein heilloſer Mann und ein Ehebrecher.“

Während ſolche Gloſſen und Bemerkungen dem Edelmann folgten, begleiteten ganz andere Blicke und Worte den deutſchen Soldaten.

Eben ſo bereitwillig, ja noch ſchneller, wich die Volksmaſſe dem ſchwer einherſchreitenden Bewaffneten aus, aber nicht mit ehrerbietiger Miene; wo er ſich näherte, da funkelten die Augen, aber die Wangen erblaßten — die Köpfe ſenkten ſich, die Lippen zitterten; Jeder fühlte einen Schauer des Haſſes und der Furcht, als erblickte er einen gefürchteten Todfeind. Wohl bemerkte, aber mit Ingrimm, der trotzige Soldat die Zeichen des allgemeinen Widerwillens. Er drängte ſich heftig vorbei — halb lächelnd in Verachtung, halb ſtirnrunzelnd aus Rachſucht, wie er ſich zu beiden Seiten umſah — und ſein langes, geflochtenes, helles Haar, ſein rothbrauner Schnauzbart und ſeine ſennige Stirn ſtachen ſonderbar ab gegen die dunkeln Augen, die rabenſchwarzen Haare und die ſchlanken Geſtalten der Italiener.

„Möge Lucifer zweimal zur Hölle holen dieſe deutſchen Gurgelſchneider!“ brummte einer von den Bürgern zwiſchen den über einander gebißnen Zähnen.

„Amen!“ ſagte ein Anderer aus vollem Herzen.

„Bſcht!“ ſagte ein Dritter, ſich furchtſam umſehend, „wenn Dich Einer von ihnen hört, biſt Du ein verlorner Mann!“

„O Rom! Rom! wie tief biſt du geſunken!“ ſagte mit Bitterkeit ein Bürger in Schwarz gekleidet und von vornehmerem Ausſehen als die Uebrigen, „wenn du in deinen Straßen bei dem Fußtritt eines barbariſchen Miethlings zitterſt!“

„Hört Einen von unſern gelehrten Männern und reichen Bürgern!“ ſagte der Fleiſcher ehrerbietig.

„Ein Freund von Rienzi,“ bemerkte ein Anderer von dem Haufen und lüftete den Hut. Mit geſenkten Augen und einem Antlitz, worin Schmerz, Schaam und Zorn ſich ſichtbarlich ausſprachen, wandelte Pandulpho di Guido, ein

Bürger von guter Geburt und Anſehen langſam durch den Haufen und verſchwand.

Inzwiſchen hatte Adrian eine Straße erreicht, die, obgleich in der Nähe des Auflaufes, leer und öde war. Er wandte ſich um zu ſeinem trotzigen Begleiter und ſagte: „Rudolph, höre! keine Gewaltthat gegen die Bürger! Geh in das Volksgewühl zurück, ſammle die Freunde unſeres Hauſes, entferne ſie vom Kampfplatz; ſorge, daß nicht auf die Colonna der Tadel wegen der Gewaltthaten dieſes Tages falle und gib unſern Anhängern in meinem Namen die Verſicherung, ich ſchwöre bei der Ritterſchaft, die ich aus des Kaiſers Händen empfing, daß durch mein Schwert Martino di Porto für ſeinen Frevel ſoll gezüchtigt werden. Gerne wollte ich perſönlich den Tumult beſchwichtigen; aber meine Gegenwart ſcheint nur denſelben zu beſtätigen. Geh' — Du biſt ein Mann von Gewicht bei Allen!“

„Ja Herr, von dem Gewicht der Streiche!“ antwortete der ungeſchlachte Soldat; „aber der Befehl iſt hart; ich ſäh' es gern, daß ihr Hundeblut noch eine oder ein paar Stunden länger flöße. Aber, verzeih mir, wenn ich Deinen Befehlen gehorche, erfülle ich die meines Gebieters, Deines Vetters? des alten Stephan Colonna — der ſelten Blut und Gold ſpart, außer ſein eigenes, Gott ſegne ihn! — in deſſen Bezahlung ich ſtehe und deſſen Geboten ich Gehorſam geſchworen.“

„Diavolo!“ murmelte der Ritter und die Röthe des Zornes brannte auf ſeiner Wange; aber mit der den vornehmen Italienern gewöhnlichen Selbſtbeherrſchung erſtickte er ſeine aufſteigende Wuth und ſagte laut, mit Ruhe aber mit Würde:

„Thu', wie ich Dich heiße! ſtille dieſen Tumult! mach' uns zum duldenden Theil; beſchwichtige Alles binnen einer Stunde und hole morgen bei mir Deine Belohnung; laß dieſe Börſe für jetzt das Unterpfand meines ſpätern ergiebigern Dankes ſeyn. Was meinen Vetter betrifft, von welchem mit mehr Ehrerbietung zu reden ich Dir befehle, ſo ſpreche ich in ſeinem Namen. Höre, der Lärm wächst,

der Kampf ſchwillt an — geh — verliere keinen Augenblick mehr!“

Einigermaßen betroffen durch die ruhige Feſtigkeit des Patriciers nickte Rudolph, ohne zu antworten, ſteckte die Börſe in ſeine Bruſt und eilte ſchleunig fort in das dichteſte Gewühl. Aber noch eh' er angekommen, hatte plötzlich die Sache eine entgegengeſetzte Wendung genommen.

Der junge Ritter, an dem Ort allein zurückbleibend, verfolgte mit den Augen die ſich entfernende Geſtalt des Soldaten, auf deſſen ſchimmernden Helm die eben untergehende Sonne quer ihre Strahlen warf und ſagte mit Bitterkeit zu ſich ſelbſt:

„Unglückliche Stadt: Quelle aller großen Erinnerungen — gefallne Königin von tauſend Nationen — wie biſt du entkrönt und geplündert durch deine feigherzige abtrünnige Kinder! Deine Edeln unter ſich ſelbſt getheilt — dein Volk die Edeln verfluchend — deine Prieſter, welche Frieden ſäen ſollten, Zwietracht pflanzend — der Vater der Kirche deine ſtattlichen Mauern verlaſſend, ſeine Heimath ein Schlupfwinkel, ſeine Biſchofsmütze ein Lehen, ſein Hof ein galliſches Dorf — und wir! wir, aus dem erlauchteſten Blut Roms abſtammend — wir, die Abkömmlinge der Cäſaren und aus dem Geſchlecht der Halbgötter — wir halten einen übermüthigen und verabſcheuten Stand aufrecht durch die Schwerter von Miethlingen, welche unſere Feigheit höhnen, während ſie unſern Sold einſtecken — die unſere Mitbürger in der Knechtſchaft niederhalten und zur Vergeltung über ihre eigenen Gebieter die Herren ſpielen. O daß wir, die erblichen Häupter Roms, es fühlen, o daß wir bewirken könnten, daß unſere einzige rechtmäßige Sicherheit in den dankbaren Herzen unſerer Landsleute wäre!“

So tief empfand der junge Adrian die herbe Wahrheit ſeiner Worte, daß ihm, als er ſprach, die Thränen der Entrüſtung über die Wangen rollten. Er ſchämte ſich ihrer nicht, als er ſie abſchüttelte, denn die Weichheit, welche um ein geſunkenes Geſchlecht weint, iſt die Rührung nicht eines Weibes, ſondern eines Engels.

Als er langsam sich umwandte, den Ort zu verlassen, machte ihn ein lautes Geschrei plötzlich stille stehen. „Rienzi! Rienzi! erscholl es in den Lüften. Von den Mauern des Capitols bis zu der schimmernden Tiber hallte dieser Name weit und breit wieder, und das endlich ersterbende Geschrei ward verschlungen von einer so tiefen, so allgemeinen, so athemlosen Stille, daß man hätte meinen sollen, der Tod selbst sey auf die Stadt herabgesunken. Und jetzt, an dem äußersten Ende des Volksgewühls, über ihre Häupter erhoben, auf mächtigen Steintrümmern, die von den Ruinen Roms bei einem der letzten, häufig vorkommenden Tumulte zwischen den streitenden Faktionen waren herbeigeschleppt worden, um zu Barrikaden für Bürger gegen Bürger zu dienen — auf diesen stummen Denkmalen der vergangenen Größe und des jetzigen Elends von Rom stand der außerordentliche Mann, der unter seinem ganzen Volk am tiefsten durchdrungen war von der Herrlichkeit des einen, der Schmach des andern Zeitalters.

Adrian konnte in der Entfernung, worin er sich vom Schauplatz selbst empfand, nur den dunkeln Umriß seiner Gestalt unterscheiden; er vernahm nur einen schwachen Hall seiner mächtigen Stimme; er bemerkte nur an dem gestillten aber wogenden Meer von Menschen, die hier versammelt waren, die Häupter entblößt in den letzten Strahlen der Sonne, den unaussprechlichen Eindruck, den eine Beredsamkeit, die von Zeitgenossen als ans Wunderbare grenzend beschrieben wird, aber in der That nicht sowohl durch das Genie dieses Mannes, als durch das Mitgefühl seiner Zuhörer in diesem Lichte erscheint, auf Alle hervorbrachte, welche mit Herz und Seele den Strom ihrer glühenden Gedanken einsogen.

Nur kurze Zeit war diese Gestalt sichtbar dem ernsten Auge Adrians di Castello, und erreichte diese Stimme von Zeit zu Zeit sein lauschendes Ohr; aber diese kurze Zeit reichte hin, all' die Wirkung hervorzubringen, welche Adrian selbst gewünscht hatte.

Neuer Jubelruf, heftiger, länger als der erste, ein Ruf,

in dem sich die Befreiung überschwellender Empfindung, gewaltiger Gefühle, aussprach, bezeichnete den Schluß der Anrede; und dann konnte man, nach Ablauf einer Minute, die Menschenmenge nach allen Richtungen hin aufbrechen und sich durch die Gassen in bunten Haufen und Gruppen ergießen sehen, die alle den gewaltigen und dauernden Eindruck verriethen, welchen jener Zuspruch auf die Masse gemacht hatte. Jede Wange flammte, jede Zunge sprach; das Feuer des Redners war wie ein lebendiger Geist in die Brust aller Zuhörer übergegangen. Er hatte gedonnert gegen die Unziemlichkeiten der Patricier, aber mit Einem Wort hatte er den Zorn der Plebejer entwaffnet — er hatte die Freiheit gepredigt, aber sich der Zügellosigkeit widersetzt. Er hatte die Gegenwart beruhigt durch verheißende Hindeutung auf die Zukunft. Er hatte ihre Händel getadelt, aber ihr Recht vertheidigt. Er hatte die Rachsucht für heute bemeistert durch das feierliche Versprechen, daß morgen die Gerechtigkeit eintreten würde. So groß kann die Gewalt, so mächtig die Beredsamkeit, so furchtbar das Genie Eines Mannes seyn — ohne Waffen, ohne Rang, oder Schwert oder Hermelin, der zu einem unterdrückten Volk spricht!

Viertes Kapitel.

Ein Abenteuer.

Den vereinzelten Strömen der sich zerstreuenden Menge ausweichend, schritt Adrian Colonna eilig eine der schmalen Gassen hinab, die zu seinem Palaste führte. Dieser lag in nicht unbeträchtlicher Entfernung von dem Platz, wo der Kampf stattgefunden. Der Bildungsgang, den sein Leben genommen hatte, flößte ihm eine tiefes Interesse nicht nur an den Spaltungen und Streitigkeiten seines Landes, sondern auch an der Scene ein, deren Zeuge er gewesen und an dem Einfluß, welchen Rienzi ausübte.

Verwaister Sohn eines jüngern aber reichen Zweiges

der Colonna, war Adrian unter der Sorge und Obhut seines Vetters, des verschmitzten aber tapfern Stephan Colonna erzogen worden, der von allen römischen Edeln die größte Macht besaß, eben so sehr in Folge seiner Gunst beim Pabst, als durch die Anzahl bewaffneter Söldlinge, welche zu unterhalten ihn sein Reichthum in Stand setzte. Adrian hatte früher schon eine, nach der Schätzung der damaligen Zeit, außerordentliche Anlage für geistige Studien gezeigt, und sich viel von den damals zugänglichen, aber geringen Schätzen der alten Sprache und Geschichte seines Landes angeeignet.

Obgleich Adrian zu der Zeit, wo ihn der Leser zuerst kennen gelernt, und wo er Zeuge war von dem Schmerz Rienzi's über den Tod seines Bruders, noch im Knabenalter stand: war noch sein sanftes Herz von Mitgefühl an Cola's Betrübniß und von Schaam über die Gleichgültigkeit seiner Vetter bei den Folgen ihrer Fehden durchdrungen worden. Er hatte sich ernstlich um die Freundschaft Rienzi's bemüht, und trotz seiner jungen Jahre hatte er die Macht und Thatkraft seines Charakters erkannt. Aber wenn schon Rienzi nach kurzer Zeit nicht mehr an seines Bruders Tod zu denken schien — wenn schon er wieder in die Säle der Colonna kam und Antheil nahm an ihren Festen: so beobachtete er doch eine gewisse Entfernung und Zurückhaltung in seinem Wesen, welche selbst Adrian nur theilweise zu überwinden vermochte. Er wies alle Anerbietungen von Aemtern, Gunstbezeugungen und Beförderung zurück, und der ungewöhnliche Beweis der Freundlichkeit von Seiten Adrians schien, statt ihn zutraulicher zu machen, ihn vielmehr zu fremderer Kälte zu reizen. Die muntere Laune und Lebhaftigkeit im Gespräch, welche ihn ursprünglich zum willkommenen Gast bei denjenigen gemacht hatten, welche ihr Leben mit Raufen und Langerweile verbrachten, hatte sich in einen ironischen, cynischen, bittern Ton verwandelt. Aber die stumpfen Barone ergötzten sich noch immer an seinem Witz, und Adrian war beinah der einzige, der die Schlange unter dem Lächeln verborgen sah.

Oft saß Rienzi beim festlichen Gelag da, schweigend aber beobachtend, als belauerte er jeden Blick, als wäge er jedes Wort ab, als bemäße und berechnete er die Einsicht, die Politik, die Gemüthsart jedes Gastes, und wenn er sich selbst befriedigt zu haben schien: dann pflegte seine Laune zu erwachen, seine Worte zu strömen, und wenn sein glänzender, aber bitterer Witz die lärmende Lust entzündete, bemerkte Niemand, daß dieses unerfreuliche Wetterleuchten das Vorzeichen des nahenden Sturmes war. Bei alle Dem versäumte er jedoch keine Gelegenheit, mit den niedrigern Bürgern zu verkehren, ihre Gemüther aufzustacheln, ihre Einbildungskraft zu entflammen, ihren Ehrgeiz durch Gemälde der Gegenwart, durch Legenden der Vergangenheit zu wecken. Er stieg in Beliebtheit beim Volk und in Ansehen, und seine Gewalt über die Menge war nur um so größer, weil er bei dem Adel in Ehren gehalten ward. Aus diesem Grund vielleicht setzte er seine Besuche bei den Colonna fort.

Als sechs Jahr vor diesem Zeitpunkt das Capitol der Cäsare Zeuge war von dem Triumph Petrarka's, hatte der gelehrte Ruf des jungen Rienzi ihm die Freundschaft des Dichters verschafft — eine Freundschaft, die mit leichter Unbrechung, trotz ihrer so verschiedenen Schicksalsbahnen, bis ans Ende dauerte; und später, als Einer der römischen Abgeordneten nach Avignon, war er von Petrarka in seiner Bitte an Clemens VI., den heiligen Stuhl von Avignon nach Rom zu verlegen, unterstützt worden. * Bei Gelegenheit dieser Sendung bewährte er zum erstenmal die außerordentliche Macht und Ueberzeugungskraft seiner Beredsamkeit. Zwar ward der Papst selbst, begieriger nach Wohlleben als nach Ruhm, durch die vorgebrachten Gründe nicht überzeugt, aber sehr für den Redner eingenommen und Rienzi kehrte, mit Ehren überhäuft und mit der Würde einer hohen und verantwortlichen Stelle bekleidet, nach Rom zurück.

* So nach den neuern Geschichtschreibern, aber es scheint wahrscheinlicher, daß Rienzi's Sendung nach Avignon später war, als die des Petrarka. Wie dem auch seyn mag: gewiß ist, daß in Avignon Petrarka und Rienzi vertraute Freunde wurden, wie Petrarka selbst in einem seiner Briefe dies bezeugt.

Nicht mehr ein thatloſer Gelehrter, ein munterer Geſellſchafter, errang er ſich mit Einemmal ein Uebergewicht über alle ſeine Mitbürger. Nie zuvor war ein Amt mit ſo ſtrenger Rechtlichkeit, mit ſo reinem Eifer verwaltet worden. Er hatte verſucht, ſeinen Collegen dieſelben erhabenen Geſinnungen einzuflößen, aber es hatte fehlgeſchlagen. Nachdem er feſten Fuß gefaßt, hatte er jetzt angefangen, ſich offen ans Volk zu wenden, und bereits ſchien ein neuer Geiſt die Einwohnerſchaft Roms zu beſeelen.

Während Rienzi ſolches Glück machte, war Adrian lang von ihm getrennt und von Rom entfernt geweſen.

Die Colonna waren eifrige Anhänger der kaiſerlichen Partei und Adrian di Caſtello hatte eine Einladung an des Kaiſers Hof erhalten und angenommen. Unter dieſem Monarchen hatte er ſeine Sporen verdient und unter der deutſchen Ritterſchaft hatte er gelernt, die natürliche italieniſche Verſchlagenheit durch die Chevalerie nordiſcher Tapferkeit zu veredeln.

Nachdem er Baiern verlaſſen, hatte er kurze Zeit in der Einſamkeit eines ſeiner Güter, an dem ſchönſten See des nördlichen Italiens, zugebracht, und von da aus mit einem durch Thaten und Studien gebildeten Geiſt manche der italieniſchen Freiſtaaten beſucht, Anſichten, die ſich über die Vorurtheile ſeines Standes erhoben, eingeſogen und frühzeitig ſich ſelbſt in Achtung geſetzt, während er die Charaktere und Thaten Anderer ſcharf beobachtete. In ihm vereinigten ſich die beſten Eigenſchaften italieniſcher Edelleute. Mit Leidenſchaft dem Studium der Wiſſenſchaften ergeben, fein und tief in der Politik, anmuthig und artig im Benehmen, die Liebe zum Vergnügen durch einen gewiſſen großartigen Geſchmack veredelnd, beſaß er zugleich eine Mannhaftigkeit des Handelns, eine Reinheit der Ehre und einen Abſcheu gegen Grauſamkeit, Tugenden, wie man ſehr ſelten in einem italieniſchen Gemüth ſie antraf, und welchen ſelbſt die Ritterſchaft des Nordens, ſo ſehr ſie dieſelben unter ſich pflegte, doch gewöhnlich untreu wurde, ſobald ſie in Berührung kam mit der planmäßigen Argliſt und Verachtung von

Redlichkeit, wodurch sich der Charakter des heftigen, aber tückischen Südens auszeichnete. Mit diesen Vorzügen verband er jedoch die sanfteren Leidenschaften seiner Landsleute — er betete die Schönheit an und machte die Liebe zu seiner Gottheit.

Er war erst seit wenigen Wochen in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wohin ihm sein Ruf schon vorangeeilt war, und wo seine frühe Neigung für die Wissenschaften und sein anmuthiges Benehmen noch in gutem Andenken standen. Bei seiner Rückkehr fand er den Zustand Rienzi's weit mehr als seinen eigenen verändert. Adrian hatte den Gelehrten noch nicht besucht. Er wünschte, erst durch eigene Anschauung und aus der Ferne sich ein Urtheil über die Triebfedern und das Ziel seiner Handlungsweise zu bilden, denn zum Theil faßte er den Verdacht auf, welchen sein Stand gegen Rienzi hegte, und zum Theil stimmte er in die vertrauensvolle Begeisterung des Volks ein.

„Gewiß," sprach er bei sich selbst, indem er nachdenklich weiter ging, „gewiß, kein Mensch hat es mehr in seiner Gewalt, unsern elenden Zustand zu verbessern, unsere Spaltungen zu heilen, unsere Bürger zu den Erinnerungen an die Tugenden der Ahnen zu erwecken. Aber diese Gewalt — wie gefährlich ist sie! Sah ich nicht in den Freistaaten Italiens Männer, die, um das Volk zu schützen, mit Macht bekleidet wurden, Männer, die ursprünglich es redlich meinten, und die dann, berauscht durch ihre plötzliche Erhöhung, eben die Sache verriethen, welche sie gehoben hatte. Zwar diese Männer waren Fürsten und Edle, aber sind die Plebejer weniger Menschen? Wie dem sey — ich habe von Ferne genug gesehen und gehört, ich will jetzt näher treten und den Mann persönlich prüfen."

In diesem Selbstgespräch beachtete Adrian nur wenig die verschiedenen Vorübergehenden, die immer sparsamer, wie der Abend der Nacht wich, nach Haus eilten: darunter waren auch zwei Frauen, außer Adrian jetzt die einzigen Personen in der langen, trüben Straße, die er eingeschlagen. Der Mond stand schon hell am Himmel und als die Frauen

an dem Ritter mit leichtem und raſchem Schritt vorbeigingen, wandte ſich die jüngere um und betrachtete ihn beim Licht des Mondes mit lebhaftem aber ſcheuem Blick.

„Warum zitterſt Du, meine Holde?“ ſagte ihre Begleiterin, die etwa fünfundvierzig Jahre zählen mochte, und deren Kleidung und Ton zeigten, daß ſie von geringerem Stand war als die Jüngere, „die Straßen ſcheinen jetzt ziemlich ruhig und, der Jungfrau ſey Dank, wir ſind auch nicht ſo weit von Haus entfernt.“

„O Benedetta! Er iſt's, der junge Signor — es iſt Adrian!“

„Das iſt ein Glück,“ verſetzte die Amme, denn dies war die Aeltere, „denn man ſagt, er ſey ſo tapfer wie ein Nordländer, und da der Palaſt Colonna nicht ſehr weit von hier iſt, ſo können wir ſeiner Hülfe, ſollten wir ihrer bedürfen, leicht theilhaftig werden; das heißt, mein Liebchen, wenn Ihr ein wenig langſamer gehen wollt, als Ihr bisher thatet.“

Die junge Dame hemmte ihren Schritt und ſeufzte.

„Er iſt gewiß ſehr ſchön,“ bemerkte die Amme, „aber Du mußt nicht mehr an ihn denken, er iſt viel zu vornehm für Dich zum Heirathen und abgeſehen von allem Andern, Du biſt zu tugendhaft und Dein Bruder zu ſtolz —“

„Und Du, Benedetta, biſt zu ſchnell mit Deiner Zunge. Wie kannſt Du ſo ſprechen, da Du doch weißt, er hat nie, wenigſtens nie, als da ich noch ganz ein Kind war, mit mir geſprochen, ja er weiß kaum von meinem Daſeyn. Er, der Baron Adrian di Caſtello, von der armen Irene träumen! der bloße Gedanke wäre Wahnſinn!“

„Warum aber dann,“ fragte die Amme lebhaft, „träumſt Du denn von ihm?“ Ihre Begleiterin ſeufzte wieder, tiefer als das Erſtemal.

„Heilige Catharina!“ fuhr Benedetta fort, „wenn es nur Einen Mann in der Welt gäbe, ich wollte eher als ledig ſterben, ehe ich an ihn dächte, bevor er nicht wenigſtens zweimal meine Hand geküßt und ich es nur mir zuzuſchreiben gehabt hätte, daß es nicht der Mund war.“

Das junge Mädchen antwortete noch immer nicht.

„Aber wie kamst Du denn dazu, ihn zu lieben?“ fragte die Amme. „Du kannst ihn doch nicht gar oft gesehen haben; es sind erst vier oder fünf Wochen seit seiner Rückkehr nach Rom.“

„O wie blöd Du bist!“ antwortete die schöne Irene. „Hab' ich Dir nicht zu wiederholten Malen gesagt, daß ich ihn vor sechs Jahren liebte?“

„Als Du erst zehn Jahre zähltest und eine Puppe eher zu Deinem Liebhaber gepaßt hätte! So wahr ich eine Christin bin, Signora, Du hast Deine Zeit gut benützt!“

„Und während seiner Abwesenheit,“ fuhr das Mädchen zärtlich, aber traurig fort, „hörte ich da nicht oft von ihm sprechen, und war nicht der bloße Klang seines Namens ein Liebespfand, das mich sein gedenken hieß? und wenn man ihn lobte, war das nicht ein Genuß für mich? und wenn man ihn schalt, habe ich es nicht schmerzlich empfunden? und wenn man erzählte, daß seine Lanze im Turnier siegreich sey, weinte ich nicht vor Stolz? und wenn man flüsterte, wie seine Gelübde in den Gemächern der Damen so willkommen seyen — weinte ich nicht eben so heftig vor Kummer? Sind nicht die sechs Jahre seiner Abwesenheit ein Traum gewesen und war nicht seine Rückkehr ein Erwachen zum Tageslicht — ein Morgen der Herrlichkeit und des Sonnenscheins? Und ich sehe ihn jetzt in der Kirche, wenn er mich nicht beachtet, und auf seinem beglückten Roß, wenn er vor meinem Fenster vorbeireitet, und ist das nicht Glücks genug für die Liebe?“

„Aber wenn er Dich nicht liebt?“

„Närrin! darnach frag' ich nicht; ja, ich weiß nicht, ob ich es nur wünsche. Vielleicht möchte ich lieber von ihm träumen, so wie ich mir ihn wünsche, als ihn so kennen, wie er ist. Er könnte unhold oder unedelmüthig seyn, oder mich nur wenig lieben; lieber wollte ich gar nicht geliebt seyn, als nur so kalt, und mich vor Kummer verzehren, wenn ich damit die Glut meines Herzens vergliche. Jetzt kann ich ihn lieben, wie etwas Eingebildetes, Wesenloses,

Göttliches; aber wie groß wäre meine Schaam, meine Betrübniß, wenn ich ihn unter meiner Vorstellung finden müßte! dann gewiß wäre mein Leben zerstört! dann wäre die Schönheit der Welt für mich verschwunden!"

Die gute Amme war nicht sehr geeignet, mit Gefühlen dieser Art zu sympathisiren. Wäre auch ihre Gemüthsart sich ähnlicher gewesen: schon ihr verschiedenes Alter hätte eine solche Sympathie unmöglich gemacht. Wie sollte etwas anderes als die Jugend das Echo seyn für die Seele der Jugend — für all' die Musik ihrer wilden Schwärmereien und begeisterten Thorheiten? Die gute Amme vermochte nicht die Empfindungen ihrer jungen Dame mitzufühlen, aber sie ward ergriffen von dem tiefen Ernst, womit sie ausgesprochen wurden. Es kam ihr wunderbar einfältig, aber wunderbar rührend vor; sie wischte sich die Augen mit dem Ende ihres Schleiers und hoffte in der Tiefe ihres Herzens: ihre junge Schutzbefohlene werde bald einen wirklichen Gemahl finden, der ihr solche wesenlose Träumereien aus dem Kopfe triebe. Es entstand eine kurze Pause in ihrem Gespräch, als, eben wo zwei Straßen sich kreuzten, ein lautes Geräusch von lachenden Stimmen und stampfenden Fußtritten sich hören ließ. Man sah Fackeln schwingen, welche das bleiche Mondlicht höhnten; und in sehr kleiner Entfernung von den zwei Frauen kam in der durchkreuzenden Straße eine Schaar von sieben bis acht Männern herbei, die, wie man bei dem rothen Fackellicht sah, das gefürchtete Zeichen der Orsini trugen.

Unter andern Unregelmäßigkeiten jener Zeit war es auch ein bei den jüngeren oder leichtsinnigeren Edelleuten nicht selten vorkommender Brauch, in kleinen bewaffneten Banden Nachts durch die Straßen zu stolziren und Gelegenheit zu frechen Heldenthaten unter den geringern Bürgern oder einen Strauß mit ebenbürtigen Rivalen aufzusuchen. Auf eine solche Bande mußte jetzt unglücklicherweise Irene mit ihrer Begleiterin stoßen.

„Heilige Mutter!" schrie Benedetta erblassend und zu laufen anfangend. „Welcher Fluch hat uns betroffen? Wie

konnten wir so thöricht seyn, so lange bei der Signora Nina zu verweilen? Lauft, Signora, lauft! oder wir fallen in ihre Hände!"

Aber der Rath Benedetta's kam zu spät — die flatternden Gewande der Frauen waren schon erschaut worden; in einem Augenblick waren sie von den Nachtschwärmern umringt. Eine rauhe Hand riß Benedetta's Schleier weg und nach einem Blick auf ein Gesicht, dem die Zeit, wenn sie es bisher nicht geschont hatte, wenigstens nicht mehr viel zu Leide thun konnte, schleuderte der rohe Angreifer die arme Amme an die Mauer mit einem Fluche, der von seinen Kameraden mit einem lauten Gelächter beantwortet wurde.

„Du hast ein schönes Glück mit Gesichtern, Giuseppe!"

„Ja, erst dieser Tage nahm er ein Mädchen von sechzig Jahren weg!"

„Und dann, um ihrer Schönheit nachzuhelfen, fuhr er ihr mit seinem Dolche durch's Gesicht, dafür, daß sie nicht sechszehn alt war."

„Bscht! Gesellen! Wen haben wir denn da?" sagte der Anführer der Bande, ein reich gekleideter Mann, der, obgleich an der Grenze des mittleren Alters, nur um so mehr sich an die Ausschweifungen der Jugend gewöhnt hatte; wie er so sprach, riß er die zitternde Irene aus den Fäusten seiner Begleiter.

„He, daher die Fackeln! Oh che bella carnagione! welches Roth! welche Augen — nein, schlage sie nicht nieder, schöne Kleine! Du darfst Dich nicht schämen, die Liebe eines Orsini zu gewinnen — wahrhaftig; erkenne, welchen Triumph Du davon getragen: Martino di Porto ist es, der Dich bittet, ihn anzulächeln!"

„Um der gebenedeiten Mutter willen, laßt mich fahren! nein Herr, laßt Das seyn — ich bin nicht ohne Freunde — diese Kränkung wird Euch nicht hingehen!"

„Hört ihr silbertönendes Schelten! es klingt besser als meines besten Hundes Bellen! Dieß Abenteuer verlohnt sich wohl einer monatlangen Lauer. Was, wollt Ihr nicht kommen? — widerspenstig? und noch gar schreien! Fran-

zesko, Pietro! Ihr seyd die Artigsten unter der Rotte. Schlingt ihren Schleier um sie — dämpft diese Musik — so! tragt sie vor mir her in meinen Palast und morgen, mein Liebchen, sollst Du mit einem Korbe voll Goldgulden wieder heim ziehen, von welchen Du sagen magst, Du habest sie auf dem Markte erlöst."

Aber Irene's Geschrei und Widerstand hatten schon Hülfe herbeigerufen und als Adrian sich dem Orte näherte, stürzte sich ihm die Amme zu Füßen.

„O süßer Signor! um Christi willen, rettet uns! befreit meine junge Dame — ihre Freunde lieben Euch sehr! Wir sind Alle für die Colonna, Herr! ja gewiß, Alle für die Colonna! rettet die Verwandte Eurer Klienten, großmüthiger Herr!"

„Es ist genug, daß es ein Weib ist," antwortete Adrian und murmelte zwischen den Zähnen; „und daß ein Orsini der Angreifer ist!" Er eilte stolzen Muthes auf die dichteste Gruppe zu, er erreichte die zwei Männer, welche schon Irenen gefaßt hatten; in einem Augenblicke schlug er den Vordersten zu Boden, im nächsten hatte er seinen linken Arm um die leichte und schlanke Gestalt des Mädchens geschlungen und stand dem Orsini gegenüber mit gezogener Klinge, jedoch die Spitze zu Boden gesenkt.

„Schande, Herr! Schande Euch!" sagte er voll Entrüstung. „Wollt Ihr Rom zwingen, wie Ein Mann aufzustehen gegen Euren Stand? Neckt den Löwen nicht zu sehr, ist er gleich angekettet! kämpft gegen uns, wenn Ihr wollt! zieht Eure Schwerter gegen Männer, wären es auch solche von Eurem Stamme und von Eurer eigenen Sprache; aber wenn Ihr Nachts schlafen und nicht vor dem Arme des Rächers zittern, wenn Ihr ungefährdet über den Marktplatz wandeln wollt, so taste kein römisches Weib an! Ja, die Mauern selbst um uns her verkündigen Euch die Strafe solcher Thaten; für diesen Frevel fielen die Tarquinier, für diesen Frevel wurden die Decemvirn verjagt — für diesen Frevel, wenn Ihr ihn begeht, kann das Blut Eurer Familie fließen wie Wasser. Laßt denn ab, Herr,

von diesem tollen Unterfangen, so unwürdig Eures großen Namens; laßt ab und dankt selbst einem Colonna, daß er noch dazwischen kam. Euch vor dem wahnsinnigen Beginnen eines schlimmen Augenblickes zu bewahren!"

So edel, so erhaben war Haltung und Geberde Adrians bei diesen Worten, daß selbst die ungeschlachten Vollzieher jenes Befehles einer Anwandlung des Beifalls und der Reue sich nicht erwehren konnten — aber nicht so Martino di Porto. Er war bezaubert worden von der Schönheit der ihm so plötzlich entrissenen Beute, er war seit langer Zeit an Gewaltthätigkeit und Strafloſigkeit gewohnt. Der Anblick, die Stimme eines Colonna war seinem Auge ein Abscheu und seinem Ohre ein Mißklang; und nun gar, wenn ein Colonna sich seinem Uebermuthe widersetzte, seine Laster schalt!

„Schulmeister!" rief er mit bebendem Munde, „schwatze mir nicht von Deinen eitlen Legenden und Basenmährchen! laß Dir nicht einfallen, mir den Besitz von Andern zu entreißen, wenn Dein eigenes Leben in meinen Händen steht! Laß das Mädchen los! wirf Dein Schwert weg! gehe heim ohne ein weiteres Wort, oder bei meiner Treu und bei den Klingen meiner Gesellen — betrachte sie Dir wohl! — Du stirbst!"

„Signor," sagte Adrian ruhig, und während er redete zog er sich allmälig mit seiner schönen Bürde gegen die nahe Mauer zurück, um bei diesem furchtbar ungleichen Stande der Gegner wenigstens nur von vorne angegriffen werden zu können, „Du wirst den zufälligen Vortheil dieses Augenblicks nicht so mißbrauchen und Dich so entehren im Munde der Menschen, daß Du mit acht Schwertspitzen Einen Mann, wäre er auch Dein Erbfeind, angriffest, dazu noch, wenn er so gehemmt und mit einer Bürde beladen ist. Doch nein! halt! wenn Du wirklich Dieß im Sinne hast, so bedenke wohl, ein Schrei meiner Stimme wird mir das Uebergewicht gegen Dich geben. Du bist jetzt in dem Quartiere meines Stammes, Du bist umgeben von den Wohnungen der Colonna; jener Palast wimmelt von Männern, die nur mit dem

Harniſche um die Bruſt ſchlafen, von Männern, die gleich jetzt meine Stimme erreichen kann, aber aus deren Händen ſie Dich, wenn ſie einmal Blut gekoſtet, nicht mehr retten könnte!"

„Er hat Recht, edler Herr!" ſagte Einer von der Rotte, „wir haben uns zu weit aus unſerem Gehege entfernt; wir ſind ganz in ihrer Höhle; zum Palaſte des alten Stephan Colonna bringt der Ruf der Stimme und meines Wiſſens," ſetzte er flüſternd hinzu, „ſind achtzehn friſche Gewaffnete — ja und das Nordländer — heute durch deſſen Thore eingezogen!"

„Und ſtänden achthundert Gewaffnete in der Entfernung einer Armslänge da," verſetzte Martino wüthend, „ſo ließe ich mich nicht von einem einzelnen Feinde, mitten unter meinen Leuten, ſo beim Barte rupfen! Fort mit jenem Weibe! Zum Angriffe! zum Angriffe!"

Mit dieſen Worten machte er einen verzweifelten Ausfall auf Adrian, der mit vorſichtigem Auge die Bewegungen ſeines Feindes belauert hatte, und nicht unvorbereitet auf den Angriff war. Des Gegners Klinge mit der ſeinigen abſchlagend, ſchrie er mit lauter Stimme: „Colonna! zu Hülfe Colonna!"

Nicht ohne einen beſondern Zweck hatte der berechnende und ſeiner ſelbſt mächtige Adrian bisher den Wortwechſel hinaus zu ziehen geſucht. Eben wie er zuerſt den Orſini anredete, hatte er beim Mondlichte die blitzende Rüſtung von zwei Männern wahrgenommen, welche vom fernſten Ende der Straße herkamen und in welchen er, nach der Gegend, wo ſie ſich befanden, Söldlinge der Colonna vermuthete.

Sanft ließ er jetzt den Körper Irene's, welche, vor Schrecken ohnmächtig geworden, zu ſchwer auf ihm laſtete, von ſeinem linken Arme zur Erde gleiten und über ihr ſtehend, von hinten durch die Mauer geſchützt, die er ſo klug gewonnen hatte, begnügte er ſich, die haſtig auf ihn gezielten Streiche abzuwehren, ohne einen Verſuch, ſie zu erwiedern. Wenige Römer der damaligen Zeit, obgleich an ſolche kriegeriſche Raufereien gewohnt, beſaßen Uebung im gewand-

ten und kunſtmäßigen Gebrauche der Waffen, und die Geſchicklichkeit, welche ſich Adrian unter den nordiſchen Rittern erworben, ſetzte ihn in Stand, ſelbſt eine ſolche Ueberzahl zu beſtehen. Freilich theilten die Begleiter des Orſini nicht die Wuth ihres Gebieters; theils fürchteten ſie die Folgen für ſich ſelbſt, wenn das Blut eines ſo hochgeborenen Signor durch ihre Hände vergoſſen würde, theils machte ihnen die Beſorgniß zu ſchaffen, ſie möchten ſich plötzlich von den grauſamen Söldnern, die in ſolcher Nähe drohten, angefallen ſehen, und ſo führten ſie nur ſchlechtgezielte und eitle Streiche, ſich jeden Augenblick nach allen Seiten umſehend und mehr zur Flucht als zum Gefechte bereit. Das Geſchrei: Colonna, wiederholend, entfloh die arme Benedetta beim erſten Klirren der Schwerter. Sie eilte die düſtere Straße hinab, kreiſchte immer fort jenen Hülferuf, und rannte ſogar an dem Portale von Stephans Palaſte, wo noch einige unholde Geſtalten herumſchwankten, vorbei, ohne hier ihre Schritte anzuhalten, ſo groß war ihre Beſtürzung und Angſt.

Mittlerweile kamen die beiden bewaffneten Männer, deren Adrian war anſichtig geworden, langſam die Straße herauf gewandelt. Der Eine war von grobem und gemeinem Ausſehen, Waffen und Geſichtsfarbe zeigten ſeinen Beruf und Stand, und aus der großen Achtung, welche er ſeinem Begleiter bezeigte, konnte man mit Sicherheit ſchließen, daß dieſer kein geborener Italiener war. Denn die nordiſchen Söldner ſuchten, während ſie den Laſtern der Südländer dienten, doch kaum ihre Verachtung der Feigheit von dieſen zu verhehlen.

Der Gefährte des Freibeuters war ein Männ von martialiſchem, aber feinem Aeußern. Er trug keinen Helm, ſondern eine Mütze von rothem Sammet, von welcher eine ſchneeweiße Feder über ſeine Stirne ſchwankte; auf ſeinem ſcharlachenen Mantel oder Oberrock war auf Rücken und Bruſt ein großes weißes Kreuz eingewirkt und der Glanz ſeines Bruſtharniſches war ſo ſchimmernd, daß er, wenn von Zeit zu Zeit der Mantel zurückflog und ihn den Mondſtrahlen bloß gab, wie ein Licht blitzte.

„Nein Rudolph,“ ſagte er, „wenn Du hier bei dem grauköpfigen Ränkeſchmied ſo gut Deine Rechnung findeſt, ſo verhüte der Himmel, daß ich Dich wieder zu unſerer luſtigen Bande zurückzuziehen ſuchen ſollte. Aber ſage mir — dieſer Rienzi — meinſt Du, er beſitze eine feſtgegründete und furchtbare Macht?“

„Pah, pah! edler Hauptmann! keinen Pfifferling. Er gefällt dem Pöbel, aber was den Adel betrifft, der lacht über ihn; und was die Soldaten, ſo hat er kein Geld.“

„Alſo dem Pöbel gefällt er?“

„Ja, Das thut er; und wenn er laut zu ihnen ſpricht, ſo iſt der Aufruhr in ganz Rom beſchwichtigt.“

„Hm, hm! wenn der Adel gehaßt und die Soldaten erkauft ſind, kann der Pöbel in einer Stunde Herr werden. Ein tüchtiges Volk: ein ſchwacher Pöbel — ein verdorbenes Volk: ein mächtiger Pöbel?“ ſagte der Andere, mehr zu ſich ſelbſt als zu ſeinem Begleiter und ſich vielleicht kaum der ewigen Wahrheit ſeines Ausſpruchs bewußt. „Er iſt kein bloßer Händelmacher, dieſer Rienzi, beſorge ich — ich muß zuſehen. Horch! welch ein Getöſe iſt das? Bei dem heiligen Grabe! es iſt das Klirren unſeres eigenen Metalles!“

„Und das Geſchrei Colonna!“ rief Rudolph aus. „Verzeiht mir, Herr, — ich muß fort zu Hülfe.“

„Ja, es iſt Deine Miethlingspflicht; eile! doch halt, ich will Dich einmal begleiten, ohne Entgelt, und aus bloßer Leidenſchaft für Unheil. Bei dieſer Hand, keine Muſik kommt dem Klirren des Stahls gleich!“

Noch immer vertheidigte ſich Adrian tapfer und unverwundet, obgleich ſeine Arme nachgerade ermüdeten, ſein Athem kurz ward, und ſeine Augen bei dem Schimmer der geſchwungenen Fackeln zu blinzeln und irre zu werden anfingen. Orſini ſelbſt, erſchöpft durch ſein Toben, hatte einen Augenblick inne gehalten und ſtand ſeinem Feinde mit keuchender Bruſt und wilden Blicken gegenüber, als plötzlich ſeine Begleiter ausriefen: „Flieht, flieht! die Banditen nähern ſich! wir ſind umringt!“ und zwei von den Dienern gaben ohne weitere Worte ſogleich Ferſengeld. Die andern

fünf blieben unentschlossen und des Befehles ihres Gebieters harrend stehen, als der Mann mit der weißen Feder, den wir so eben verließen, sich in das Kampfgewühl stürzte.

„Was, Ihr Herren," sagte er, „seyd Ihr bereits fertig? Nein, wir wollen den Spaß nicht verderben; fangt wieder an, ich bitte Euch. Wie steht's denn? Ha, Sechs gegen Einen! nun, da ist's kein Wunder, daß Ihr gewartet, bis das Spiel gleicher wird. Wir Zwei nehmen Partei für den Schwächern. Nun denn, laßt uns wieder anfangen!"

„Unverschämter!" rief der Orsini, „weißt Du, Wen Du so übermüthig angeredet hast? Ich bin Martino di Porto. Wer bist Du?"

„Walter von Montreal, Edelmann aus der Provence und Johanniterritter!" antwortete der Andere gleichgültig.

Bei diesem gefürchteten Namen — dem Namen Eines der kühnsten Krieger und der vollendetsten Freibeuter jener Zeit — erblaßte selbst Martino's Wange und seine Begleiter stießen einen Schrei des Schreckens aus.

„Und Dieser, mein Kamerade," fuhr der Ritter fort, um die Kenntniß der Personen zu vervollständigen, „ist Euch wahrscheinlich besser bekannt als ich, Ihr Herren von Rom, und Ihr erkennt zweifelsohne in ihm Rudolph von Sachsen, einen tapfern Mann und auch treu, wo er für seine Dienste anständig bezahlt wird."

„Signor," sagte Adrian zu seinem Gegner, der erstaunt und verblüfft da stand und die beiden neuen Ankömmlinge ganz verwirrt anstierte, „Ihr seyd jetzt in meiner Gewalt. Seht, es nähern sich auch unsere eigenen Leute!"

In der That begannen jetzt vom Palaste Stephan Colonna's her Fackeln zu blitzen, und man sah Bewaffnete eilig auf den Ort zukommen.

„Gehe heim im Frieden, und wenn Du morgen oder an einem andern Dir gefälligeren Tage mich allein treffen willst, Lanze gegen Lanze, wie es der Brauch ist bei den Rittern des Reiches, oder Trupp gegen Trupp und Mann gegen Mann, wie es die Römer lieber haben, so will ich nicht ausbleiben — hier ist mein Pfand!"

„Würdig gesprochen," sagte Montreal, „und wenn Ihr das Letztere wählt, so will ich mit Eurer Erlaubniß auch von der Partie seyn."

Martino antwortete nicht; er nahm den Handschuh auf, schob ihn in seinen Busen und ging hastig ab; nur, als er einige Schritte die Straße hinab gemacht hatte, kehrte er sich um, schüttelte seine geballte Hand gegen Adrian und rief mit der zitternden Stimme unmächtiger Wuth: „Getreu dem Tode!"

Die Worte waren eines von den Motto's der Orsini und hatten, was auch ihre frühere Bedeutung seyn mochte, schon lange als ein geläufiges Sprüchwort gegolten, ihren Haß gegen die Colonna zu bezeichnen.

Adrian, jetzt beschäftigt, die noch besinnungslose Irene aufzurichten und bemüht, sie ins Leben zu rufen, überließ verachtungsvoll die Antwort an Montreal.

„Ich hätte nie gedacht, Signor," sagte der Letztgenannte kalt, „daß Du treu seyn könntest gegen irgend Etwas, aber Das wenigstens wußte ich wohl, daß Du es nicht seyst gegen etwas Lebendiges!"

„Verzeihe mir, edler Ritter," sagte Adrian, von seiner Schutzbefohlenen aufblickend, „daß ich mich noch nicht ganz der Dankbarkeit hingebe. Ich habe genug gelernt vom Ritterthum, um zu fühlen, daß Du zugibst, meine erste Pflicht gebührt ihr —"

„Ha, wie! eine Dame war die Veranlassung des Streites, und ich brauche nicht zu fragen, wer Recht hatte, wenn ein Mann den Kampf mit so ungleichen Kräften führt, wie jener Schurke."

„Du mißverstehst mich ein wenig, ritterlicher Herr — es ist nur ein Lamm, das ich dem Wolfe abgejagt habe."

„Für Deinen eigenen Tisch! Sey es so!" versetzte der Ritter munter.

Adrian lächelte ernst und schüttelte verneinend mit dem Kopfe. In der That war er etwas in Verlegenheit über seine Lage. So galant er seiner ganzen Gesinnung nach war, wünschte er doch nicht, die Uneigennützigkeit seiner Hand-

lungsweise in diesem Falle einer Mißdeutung auszusetzen, und da sein kluges Bestreben darauf ausging, sich Popularität zu verschaffen, die Achtung, die seine Tapferkeit ihm bei seinen Mitbürgern erwerben mußte, dadurch zu beflecken, daß er Irenen (deren Schönheit er nur kaum erst bemerkt hatte) in seine Wohnung führte; — und doch blieb ihm, bei ihrem jetzigen Zustande, keine andere Wahl. Sie gab kein Lebenszeichen. Er kannte ihre Heimath, ihre Verwandtschaft nicht, Benedetta war verschwunden. Er konnte sie nicht auf der Straße lassen; er konnte sie nicht der Sorgfalt Anderer übergeben, und wie sie jetzt an seiner Brust lag, fühlte er schon, wie sie ihm theuer geworden war vermöge jenes Bewußtseyns der schutzverleihenden Stärke, das dem menschlichen Herzen so sehr schmeichelt. Er erklärte daher mit kurzen Worten Denen, die sich jetzt um ihn gesammelt, seine Lage und die Ursache des vorhergegangenen Kampfes und hieß die Fackelträger ihm in seine Wohnung leuchten.

„Ihr, ritterlicher Herr," sagte er, sich zu Montreal wendend, „werdet, hoffe ich, falls Ihr nicht schon angenehmer logirt seyd, Euch bequemen, mein Gast zu seyn."

„Dank, Signor," antwortete Montreal boshaft, „aber auch ich habe vielleicht meine eigenen Angelegenheiten in Obacht zu nehmen. Lebt wohl! Ich werde Euch bei nächster Gelegenheit aufsuchen. Gute Nacht und schöne Träume!

„Robert Bertrams qui estoit tros
Mais à ceval estoit mult fors
Cil avait o lui grans effors
Multi ot 'homes per lui mors."

Und dieses holperichte Lied aus dem alten **Roman de Rou** summend, ging der Provenzale, von Rudolph begleitet, seines Weges weiter.

Die ungeheure Ausdehnung Roms bei einer so dünnen Bevölkerung machte, daß viele Straßen ganz leer blieben. Die vornehmsten Edelleute sahen sich so in Stand gesetzt, sich einer langen Reihe von Häusern zu bemächtigen, welche sie dann, theils gegen einander, theils gegen das Volk, befestigten, ihre zahlreichen Verwandten und Klienten lebten in ihrer

Nähe und bildeten so gleichsam abgesonderte kleine Höfe und Städte.

Beinahe gegenüber dem Hauptpalaste der Colonna, welchen Stephan, der mächtige Vetter Adrians, inne hatte, lag die Wohnung des Letztern. Schwer schoben sich bei seinem Eintritte die massiven Thore zurück; er stieg die breite Treppe hinan und trug seine Bürde in ein Gemach, das sein Geschmack in einer Weise ausgeschmückt hatte, wie in jenem Zeitalter noch selten war. Antike Statuen und Büsten waren rings aufgestellt und gemalte Tapeten zierten die Wände und bedeckten die massiven Stühle.

„He da! Lichter her und Wein!“ rief der Seneschall.

„Laßt uns allein!“ sagte Adrian, leidenschaftlich die blasse Wange Irene's betrachtend, als er bei dem hellen Lichte ihre ganze Schönheit entdeckte, und eine süße, brennende Hoffnung begann sich in seinem Herzen zu regen.

Fünftes Kapitel.

Schilderungen eines Verschwörers und Anbruch einer Verschwörung.

Allein, an einem Tische, bedeckt mit vielen Papieren, saß ein Mann in noch jugendlichem Lebensalter. Das Zimmer war nieder und lang; viele alte und entstellte Basrelief's und Torso's waren an der Wand aufgestellt und hier und dort dazwischen das kurze Schwert und der geschlossene Helm, halb zerstörte Reliquien von der Tapferkeit des alten Rom. Rechts über dem Tische, woran er saß, strömte das Mondlicht durch ein hohes und schmales Fenster, das tief in die massive Mauer hinein ging. In einer Nische, rechts von diesem Fenster, mit einer Schiebthüre versehen, die eben jetzt halb zurückgezogen war, aber durch ihre Festigkeit und die eisernen Platten, welche daran angebracht waren, errathen ließ, welchen Werth der Besitzer auf seine hier verwahrten Schätze legte — waren etwa dreißig bis vierzig Bücher aufgestellt — eine

nach damaligen Begriffen nicht unbeträchtliche Bibliothek, zum größten Theile mühsam gefertigte Kopieen von unsterblichen Originalen, von der Hand des Eigenthümers selbst geschrieben.

Die Wange auf die Hand gestützt, die Stirne etwas gerunzelt, den Mund leicht zusammengedrückt, überließ sich dieser Mann ganz anderen Gedanken als die müßigen Träume von Gelehrten zu seyn pflegen. Das hehre, stille Mondlicht, das auf sein Antlitz fiel, vermehrte die feierliche Würde von Zügen, welche nur in Ruhe zu seyn brauchten, um ein ernstes und majestätisches Gepräge anzunehmen. Dickes, kastanienbraunes Haar, dessen bei Römern ungewöhnliche Farbe man seiner Abstammung von dem deutschen Kaiser zuschrieb, wallte in reichen Locken über eine hohe und weite Stirne, und selbst das dermalige gedankenvolle Zusammenziehen der Augbrauen vermochte nicht den Ausdruck geheimer Kraft zu schwächen, welche in der großen Breite zwischen den Augen lag, worein die griechischen Bildhauer des Alterthums so bewundernswürdig den Zug der Herrscherwürde und die stille Thatkraft befehlender Größe zu legen wußten. Aber seine Züge waren nicht von griechischem, viel weniger von deutschem Schnitte; die eisernen Kinnbacken, die Adlernase, die etwas eingefallene Wange erinnerten auffallend an den Charakter des harten Römergeschlechtes und hätten ganz füglich einem Maler als Modell zum jüngern Brutus dienen können.

Der scharfe Umriß des Gesichtes und die feste, kurze Oberlippe waren nicht von Bart und Schnauzbart, wie man damals gewöhnlich trug, versteckt; und an dem verblichenen alten Bilde der hier geschilderten Person, das noch in Rom existirt, kann man eine gewisse Aehnlichkeit auffinden mit den gewöhnlichen Bildnissen Napoleons, zwar nicht in den Zügen, welche bei dem Römer viel trotziger und auffallender sind, wohl aber in dem eigenthümlichen Ausdrucke concentrirter und ruhiger Kraft, welche ziemlich nahe an das Ideal geistiger Majestät hinanreicht. Obgleich er noch jung war, gehörten doch die der Jugend vorzugsweise zukommenden körperlichen Eigenschaften — die Blüthe und Frische, die runde

Wange, worin der Kummer noch nicht seine Furchen gezogen, das volle, uneingesunkene Auge und die schlanke Zartheit der Gestalt — nicht zu den Eigenthümlichkeiten dieses einsamen Gelehrten. Und, galt er gleich bei seinen Zeitgenossen für außerordentlich schön, so gründete sich dieses Urtheil wahrscheinlich weniger auf die gewöhnlichen Berechtigungen zu solchem Anspruche, als auf die Höhe des Wuchses, die damals mehr als jetzt in Betracht kam, und jene edlere Art von Schönheit, welche ein gebildeter Geist und ein hoher, fester Charakter gewöhnlich auch einem minder ausgezeichneten Antlitze aufprägen — und der in einem so rohen Zeitalter noch seltener vorkommt.

Der Charakter Rienzi's (denn der dem Leser im ersten Kapitel dieser Erzählung dargestellte Jüngling steht jetzt wieder, aber in reiferen Jahren, vor ihm,) hatte mit jedem weiteren Marksteine auf der Bahn zur Macht größere Stärke und Thatkraft gewonnen. Ein seine Geburt betreffender Umstand hatte wahrscheinlich auf seinen Ehrgeiz einen großen und frühzeitigen Einfluß ausgeübt. Zwar waren seine Eltern in dürftigen Umständen und betrieben eine niedrige Berufsarbeit; aber sein Vater war der natürliche Sohn des Kaisers Heinrich VII., und wahrscheinlich war es der Stolz seiner Eltern, der Rienzi zu dem ungewöhnlichen Glück einer bessern Erziehung verhalf. Dieser Stolz erbte auf ihn fort — die königliche Abstammung klang ihm von der Wiege an im Ohr, verschmolz sich ganz mit seinen Gedanken und machte, daß er schon in seiner frühesten Jugend sich den römischen Herren ebenbürtig dünkte, ja dunkel darnach trachtete, sich über sie empor zu schwingen. Aber als sich seinem begierigen Auge und seinem ehrgeizigen Herzen die klassische Literatur Roms entfaltete, da sog er jenen vaterländischen Stolz ein, der edler ist als der Geburtsstolz — und wenn er nicht etwa gerade durch Anspielungen auf seine Herkunft gereizt war, that er sich ohne Ziererei mehr darauf zu gut, ein römischer Plebejer, als der Abkömmling eines deutschen Königs zu seyn. Seines Bruders Tod und die Schicksale, die er selbst schon erfahren, bildeten das Ernste und Feierliche seiner Gemüthseigenschaf-

ten zu größerer Tiefe aus; und zuletzt drängten ſich alle Fähigkeiten eines ganz außerordentlichen Geiſtes auf Einen Gegenſtand zuſammen, der von einem Gemüth eben ſo voll inniger und myſtiſcher Religioſität, als voll Vaterlandsliebe, einen geheiligten Anſtrich entnahm und zugleich eine Pflicht ward und eine Leidenſchaft.

„Ja," ſagte Rienzi, plötzlich aus ſeiner Träumerei ſich aufraffend, „ja der Tag iſt vor der Thür, wo Rom wieder aus der Aſche ſich erheben wird. Gerechtigkeit wird entthronen die Unterdrückung; die Männer ſollen ſicher wandeln auf ihrem alten Forum. Erſtehen laſſen wollen wir aus ihrem vergeſſenen Grab die unüberwindliche Seele Cato's! In Rom ſoll wieder ein Volk ſeyn! Und ich — ich werde das Werkzeug ſeyn dieſes Triumphs — der Wiederherſteller meines Geſchlechts — meine Stimme wird die erſte ſeyn, welche das Schlachtgeſchrei der Freiheit ertönen läßt, meine Hand die erſte, die ihr Panier erhebt, — ja, von der Höhe meiner Seele, als von einem Berge, ſehe ich ſchon aufſteigen die Freiheit und die Größe des neuen Rom und auf dem Grundſtein des mächtigen Gebäudes wird die Nachwelt meinen Namen leſen!"

Bei dem Ausſprechen dieſer ſtolzerhabenen Worte ſchien das ganze Weſen des Redenden in Ehrgeiz aufzuflammen. Er ſchritt mit leichten und raſchen Schritten in dem düſtern Zimmer hin und her wie auf der Bühne; ſeine Bruſt arbeitete — ſeine Augen glühten. Er empfand, daß ſelbſt die Liebe kaum in einen entzücktern Taumel ſetzen kann, der dem eines Patrioten gleich käme, der, im erſten jungfräulichen Enthuſiasmus, ſich noch ganz der Reinheit ſeines Wollens bewußt iſt.

Es wurde leicht an der Thüre gepocht, und ein Diener in der reichen Livree der päbſtlichen Offizialen trat ein.

„Signor," ſagte er, „mein Gebieter, der Biſchof von Orvieto, iſt draußen."

„Ha! das trifft ſich glücklich. Lichter her! Mein Herr, das iſt eine Ehre, die ich beſſer zu ſchätzen als auszuſprechen weiß."

„Still, still, mein guter Freund!“ sagte der Bischof, welcher jetzt eintrat und sich vertraulich niedersetzte; „keine Ceremonien zwischen den Dienern der Kirche; und niemals, sollt' ich meinen, war sie treuer Freunde benöthigter als jetzt. Diese unheiligen Tumulte, diese zügellosen Kämpfe mitten im Heiligthum und in der Stadt St. Peters sind genug, der ganzen Christenheit ein Aergerniß zu geben.“

„Und so wird es fortgehen,“ versetzte Rienzi, „bis seine Heiligkeit selbst in Gnaden geruhen wird, Ihre Residenz in dem Sitz Ihrer Vorfahren aufzuschlagen und mit starkem Arm die Ausschweifungen der Edeln niederzudrücken.“

„Ach, Mann!“ sagte der Bischof, „Du weißt, daß diese Worte nicht besser sind als der Wind; denn erfüllte der Pabst Deine Wünsche und zöge von Avignon nach Rom: beim Blut St. Peters, er würde nicht den Adel, sondern der Adel würde ihn niederdrücken. Du weißt wohl, daß bis dahin, wo sein gesegneter Vorgänger, gottseligen Andenkens! den weisen Plan faßte, nach Avignon zu flüchten, der Vater der Christenheit mit vielen andern Vätern das Loos ihrer alten Tage theilte, von ihren Kindern eingeschränkt und bewacht zu werden. Erinnerst Du Dich nicht, wie der edle Bonifacius selbst, ein Mann von großem Herzen und ehernen Nerven, in Knechtschaft gehalten wurde von den Ahnen der Orsini — wie sein Aus- und Eingang von ihrem Willen abhängig war, so daß er, wie ein im Käfig gefangener Adler, sich selbst an seinen Eisenstangen zerschmetterte und so starb? In der That — Du sprichst von den Erinnerungen Roms; aber das sind keine Erinnerungen, welche sehr verführerisch wären für Päbste.“

„Gut,“ sagte Rienzi leicht lachend und mit seinem Stuhl dem Bischof näher rückend, „mein Herr und Gebieter hat gewißlich den besten Beweis gleich bei der Hand, und ich muß gestehen, so wild, zügellos und unheilig der Adel damals war, so ist er es doch jetzt noch mehr.“

„Sogar ich,“ erwiederte Raimund und sein Antlitz röthete sich beim Sprechen, „obgleich der Vikarius des Pabsts und Stellvertreter seiner geistlichen Machtfülle, war erst vor drei

Tagen einer groben Beleidigung von eben dem Stephan Colonna preisgegeben, welcher immer vom heiligen Stuhl so viel Gunst und Zärtlichkeit erfahren hat. Seine Diener rannten die meinigen an auf offener Straße und ich selbst — Ich, der Abgesandte des Herrn der Könige — war genöthigt, mich an die Mauer seitwärts zurückzuziehen und zu warten, bis der übermüthige Graukopf vorübergestürmt war. Auch fehlte es, die Kränkung vollständig zu machen, nicht an Gotteslästerungen, „„Verzeihung Herr Bischof,"" sagte er im Vorbeigehen zu mir „„aber diese Welt, weißt Du wohl, muß nothwendigerweise der andern vorgehen.""

„Hat er sich Dessen erfrecht?" fragte Rienzi, sein Angesicht mit der Hand bedeckend, indem ein ganz eigenes Lächeln — es war an sich nicht das der Freude, aber es erheiterte Andere und gab seinem, von Natur bis zur Finsterheit ernsten Angesicht einen durchaus veränderten Charakter — um seinen Mund spielte. „Dann ist die Zeit gekommen für Dich, heiliger Vater, wie für uns, zu —"

„Zu was?" unterbrach ihn rasch der Bischof. „Können wir etwas ausrichten? Laß diese schwärmerischen Träume fahren — steige auf die wirkliche Erde herab, sieh Dich nüchtern um. Gegen so mächtige Männer, was können wir thun?"

„Herr," antwortete Rienzi ernsthaft, „es ist das Unglück der Leute Eures Standes, nie das Volk oder die eigentlichen Zeichen der Zeit zu kennen. Wie Diejenigen, welche sich auf den Gipfeln der Berge befinden, die Nebel unten herumtreiben sehen, welche die Ebnen und Thäler ihrem Blick verschleiern; während, wenn sie nur wenig über der Ebne stehen, sie die Bewegungen und Wohnungen der Menschen überschauen: so erblickt Ihr von Eurem erhabenen Standpunkt nur die verworrenen, trüben Dünste, während ich von meinem bescheidenen Ort aus Zeuge von den Vorbereitungen der Schäfer bin, sich und ihre Herden vor den durch diese Wolken verkündigten Gewittern zu schirmen. Verzweifelt nicht, Herr! die Geduld geht nur bis zu gewissen Grenzen; bis zu diesen Grenzen ist bereits der Bogen gespannt — Rom wartet nur auf die Gelegenheit, (sie wird bald kommen,

aber nicht plötzlich,) mit Einemmal aufzustehen gegen seine Unterdrücker."

Das große Geheimniß der Beredtsamkeit soll im Ernst bestehen — das große Geheimniß von Rienzi's Beredtsamkeit bestand in der hinreißenden Macht seiner Begeisterung. Er sprach nie wie Einer, der die Erfolge noch bezweifelt. Vielleicht erkannte er selbst, wie die Meisten Derer, die hohe und große Thaten unternehmen, nie vollkommen die in seinem Weg liegenden Hinderniſſe. Er sah das Ziel, glänzend und klar, und übersprang, in der Verzückung seiner Seele, die Kreuzungen und die Länge der Bahn; so prägten sich die tiefen Ueberzeugungen seines Gemüths unwiderstehlich Andern ein. Er schien weniger zu versprechen, als zu prophezeihen.

Der Bischof von Orvieto, nicht übermäßig weise, aber ein Mann von kaltem Temperament und vieler Welterfahrung, war von der Energie seines Gesellschafters stark ergriffen, und das vielleicht um so mehr, als sein eigener Stolz und seine Leidenschaften auch gegen den Uebermuth und die Frechheit der Barone aufgebracht waren. Erst nach einigem Stillschweigen antwortete er Rienzi.

„Aber," fragte er endlich, „werden nur die Plebejer sich erheben? Du weißt, wie feig und unzuverläßig sie sind!"

„Mein Herr," versetzte Rienzi, „beurtheile aus Einer Thatsache, wie kräftig ich von Freunden nicht gewöhnlicher Art beschirmt bin: Du weißt, wie laut ich gegen die Edeln spreche — ich nenne sie bei Namen — ich greife den Savelli, den Orsini, den Colonna in den Bart, unbekümmert, ob sie es hören. Meinst Du, sie werden mir Das verzeihen? meinst Du, wenn nur die Plebejer meine Anhänger und Beschützer wären, sie würden mich nicht mit offener Gewalt antasten, — meinst Du, ich hätte dann nicht längst schon in ihren Kerkern einen Knebel in den Mund bekommen, oder wäre von der ewigen Stille des Grabes verschlungen worden? Bemerke," fuhr er fort, als er in dem Angesicht des Bischofs den Eindruck las, den seine Worte gemacht, „bemerke, daß in der ganzen Welt eine große Revolution begonnen hat. Die barbarische Finsterniß von Jahrhunderten ist durchbro-

chen; aufgeklärte Weisheit, welche in frühern Zeiten Menschen zu Halbgöttern erhob, ist aus ihrer Urne hervorgerufen; eine Macht, feiner als blinde Gewalt und mächtiger als Bewaffnete, ist wirksam geworden; wir haben wieder angefangen, der Herrschaft des Geistes zu huldigen. Ja, eben diese Macht, welche vor wenigen Jahren Petrarka auf dem Capitol krönte, das, nach dem Schweigen von zwölf Jahrhunderten wieder Zeuge war von der Herrlichkeit eines Triumphs — die auf einen Mann von dunkler Herkunft und ohne Uebung in den Waffen, die Ehren häufte, welche vor Alters den Kaisern und den Siegern der Könige zu Theil wurden — welche die eifersüchtigen Häuser der Orsini und Colonna in Darbringung von Huldigungen zusammenführte — welche die hochmüthigsten Patricier nach der Ehre geizen ließ, dem Sohn des florentinischen Plebejers die Schleppe zu tragen oder nur sein Purpurkleid zu berühren — die noch die Blicke Europa's auf die niedere Hütte von Vaucluse lenkt — die dem bescheidenen Gelehrten die unbestrittene Freiheit gibt, Tyrannen zu warnen und mit stolzen Bitten sich sogar dem Vater der Kirche zu nahen; ja, eben diese Macht, die schweigend wirksam in Italien unter der festen Grundlage der venetianischen Oligarchie grollt,* die jenseits der Alpen sichtbares, plötzliches Leben gewann in Spanien, Deutschland und Flandern, und die selbst auf der barbarischen Insel, welche das Schwert der Normannen erobert und die jetzt von dem tapfersten aller jetzt lebenden Könige** beherrscht wird, einen Geist erweckt hat, den der Normanne nicht brechen kann — Könige, die über ihn herrschen wollen, müssen durch

* Ungefähr acht Jahre später brach der langgenährte Haß des venetianischen Volkes gegen die klügste und wachsamste aller Oligarchieen, das Sparta von Italien, in der Verschwörung unter Marino Falieri aus.

** Eduard III., unter dessen Regierung viel volksthümlichere Ansichten aufzukeimen begannen, als die des folgenden Jahrhunderts waren. Die Bürgerkriege ertränkten diese Keime im Blut. Es war in Wahrheit ein Zeitalter, das in der ganzen Welt eine Menge Blüthen trieb, aber nur ungenießbare, unreife Früchte brachte; ein außerordentlicher Sprung, dem ein eben so außerordentlicher Stillstand folgte.

ihn herrschen! — ja! diese selbe Macht gibt sich jetzt überall kund; sie spricht, sie siegt auch durch die Stimme des Mannes, der jetzt vor Euch steht, sie vereinigt für ihre Sache Alle, auf die auch nur ein Schimmer von Licht gefallen ist, Alles, in welchem Ein großmüthiger Wunsch erweckt werden kann. Wißt, Herr Vikar, daß kein Mann in Rom ist, außer unsern Unterdrückern selbst — kein Mann, der eine Sylbe von unserer alten Sprache gelernt hat: dessen Herz und Schwert nicht auf meiner Seite wären. Die friedlichen Pfleger der Wissenschaften, die stolzen Edeln zweiten Rangs, das aufblühende Geschlecht, weiser als ihre trägen Väter, vor Allen aber, mein Herr, die niedern Diener der Religion, Priester und Mönche, welche Ueppigkeit nicht verblendet, Pracht nicht taub gemacht hat gegen die gräßlichste Schmach, die in der christlichen Hauptstadt jeden Tag und jede Nacht der Christenheit zugefügt wird — Diese, alle Diese sind mit dem Kaufmann und Handwerker in einen unauflöslichen Bund verknüpft, und warten nur auf das Zeichen, zu fallen oder zu siegen, frei zu leben oder zu sterben mit ewigem Ruhm, für Rienzi und ihr Vaterland."

„Sprichst Du so im Ernst?" sagte der Bischof, betroffen und halb sich erhebend. „Bewahre mir nur Deine Reden und Du sollst die Diener Gottes nicht saumseliger finden für das Wohl der Menschen, als ihre Brüder die Laien."

„Was ich sage," versetzte Rienzi in kühlerem Ton, „das kann ich beweisen; aber beweisen will ich es nur Denen, die unsere Partei ergreifen."

„Scheut Euch nicht vor mir," antwortete Raimund, „ich kenne wohl die geheime Gesinnung Seiner Heiligkeit, deren Legat und Stellvertreter ich bin, und könnte er sehen, wie man die Macht der Patricier in ihre gehörigen und natürlichen Grenzen zurückwiese, da sie in ihrer Anmaßung das Ansehen der Kirche selbst so gut als vernichtet haben; seyd versichert, er würde der Hand zulächeln, welche die Grenzlinie zöge. Ja, so gewiß bin ich Dessen, daß, wenn Ihr durchdringt, ich, sein verantwortlicher, unwürdiger Verweser, selbst das Beginnen gutheißen und bestätigen will. Aber hütet

Euch vor gewaltsamen Schritten! der Kirche darf nichts vergeben werden dadurch, daß man sie in Unrecht verwickelte."

„Recht! mein Herr!" antwortete Rienzi, „und hierin ist die Politik der Religion die der Freiheit. Beurtheilt meine Umsicht aus meinem langen Zögern. Wer Alles um sich voll Ungeduld sehen kann — wer es selbst nicht weniger ist, und doch mit dem Signal zurückhalten und die Stunde abwarten: der wird wohl schwerlich durch Uebereilung sich verderben!"

„Mehr also von Diesem mit Nächstem," sagte der Bischof, sich wieder in seinem Stuhl zurechtsetzend. „Wenn Deine Plane reifen, vertraue Dich mir ohne Scheu an. Glaube, daß Rom keinen festeren Freund besitzt als den, der eingesetzt die Ordnung aufrecht zu erhalten, selbst ohnmächtig ist gegen den Angriff. Indeß, auf den Zweck meines jetzigen Besuchs zu kommen, der vielleicht selbst einigermaßen mit dem eben besprochenen Gegenstand zusammenhängt: Du weißt, daß, als Seine Heiligkeit Dir Dein dermaliges Amt übertrug, er Dir auch aufgab, seine wohlwollende Absicht zu verkünden, für das Jahr 1350 der Stadt Rom ein allgemeines Jubeljahr zu verwilligen — ein bewundernswerthes Vorhaben aus zwei Gründen, die auch Dir ganz einleuchten werden: erstlich, weil jede Christenseele, welche bei diesem Anlaß die Wallfahrt nach Rom unternimmt, eine völlige Vergebung ihrer Sünden erlangen soll; und zweitens, weil, fleischlich zu sprechen, die Zusammenfluth der auf diese Weise herbeiströmenden Pilger gewöhnlich durch die Schenkungen und Opfer, welche ihre Frömmigkeit darbringt, sehr bedeutend die Einkünfte des heiligen Stuhles vermehrt, die, beiläufig gesagt, dermalen in keinem sehr blühenden Zustand sind. Dies ist Dir bewußt, lieber Rienzi."

Dieser nickte bejahend mit dem Kopf und der Prälat fuhr fort:

„Nun, mit der größten Betrübniß erkennt Seine Heiligkeit, daß ihre frommen Absichten wahrscheinlich vereitelt werden dürften; denn so trotzig und zahlreich sind jetzt die Räuber auf den Heerstraßen gegen Rom, daß wohl auch die kühnsten Pilger ein wenig davor zittern werden, die Reise anzu-

treten, und die, welche ſich zu dem Wagſtück entſchließen, werden wahrſcheinlich aus den ärmſten Gliedern der Chriſtenheit beſtehen, Leute, die, da ſie weder Gold noch Silber mit ſich führen, noch koſtbare Geſchenke, von der Habſucht der Räuber nichts zu fürchten haben. Daraus ergeben ſich zwei Folgerungen: einerſeits werden die Reichen, die, wie der Himmel weiß und das Evangelium ausdrücklich bezeugt, der Sündenvergebung am benöthigtſten ſind — dieſer glänzenden Gelegenheit zur Abſolution verluſtig gehen, und andererſeits werden die Geldkiſten des Stuhls gottloſerweiſe der Reichthümer beraubt werden, welche ihm ſonſt ohne Zweifel von dem Glaubenseifer ſeiner Kinder zuſtrömen würden."

„Nichts kann logiſch gewiſſer ſeyn, mein Herr," ſagte Rienzi. Der Vikar fuhr fort: „Nun in Briefen, die mir vor fünf Tagen von Seiner Heiligkeit zukamen, trug er mir auf, dieſe fürchterlichen Folgen für die Chriſtenheit den verſchiedenen Patriciern auseinander zu ſetzen, welche rechtmäßige Lehenträger der Kirche ſind und ihr entſchiedenes Zuſammenwirken gegen die Straßenräuber zu verlangen. Ich habe mich mit dieſen beſprochen und erfolglos."

„Denn durch den Beiſtand und durch die Truppen dieſer Räuber haben die Patricier ſelbſt ihre Paläſte gegen einander in Feſtungen verwandelt," ſetzte Rienzi hinzu.

„Gerade aus dieſem Grund," verſetzte der Biſchof. „Ja, Stephan Colonna hatte ſogar die Keckheit, es gerade heraus zu geſtehen. Ganz ungerührt durch den Verluſt ſo vieler koſtbaren Seelen und, ich darf wohl hinzuſetzen, des päbſtlichen Schatzes, der wohldenkenden Männern nicht viel weniger am Herzen liegen ſollte, weigern ſie ſich, auch nur Einen Schritt den Banditen entgegen zu thun. Nun denn, hört das zweite Mandat Seiner Heiligkeit: Sollte es mit dem Adel fehlſchlagen, ſchreibt er mit prophetiſchem Scharfblick, ſo beſprich Dich mit Cola di Rienzi. Er iſt ein kühner und frommer Mann, und wie Du mir ſagſt, von großem Einfluß beim Volk. Sag' ihm, wenn ſein Verſtand ein Mittel ausfindig machen kann, dieſe Söhne Belials auszurotten und

die Sicherheit herzuſtellen auf den öffentlichen Straßen, er ſich ein reiches Verdienſt um uns erwerben wird — zu dauernder Dankbarkeit wird es uns verpflichten; und welchen Beiſtand immer Du und die Diener unſers Stuhls ihm zu leiſten vermögen — der ſoll ihm bereitwillig zu Theil werden."

„Schreibt Seine Heiligkeit ſo!" rief Rienzi. „Ich verlange nicht Mehr! die Dankbarkeit iſt auf meiner Seite, daß er ſo an ſeinen Diener gedacht und mich mit dieſem Auftrag betraut hat; ſofort nehme ich ihn an, ſofort verbürge ich mich für einen glücklichen Erfolg. Laßt uns denn, mein Herr, laßt uns klar die Grenzen bezeichnen, welche meiner Willkür geſteckt ſind. Um die Räuber außerhalb der Mauern niederzudrücken, muß ich Macht haben über Die ſo drinnen ſind. Wenn ich mich mit Gefahr meines Lebens anheiſchig mache, alle Straßen um Rom von den ſie beunruhigenden Räubern zu ſäubern, ſoll ich volle Freiheit haben zu kühnem, entſchiedenem und ſtrengem Verfahren?"

„Ein ſolches Verfahren wird gefordert ſchon durch das Weſen des Auftrags," verſetzte Raimund.

„Ja, aber auch wenn es gegen die Hauptfrevler, gegen die Helfershelfer der Räuber, gegen die Stolzeſten des Adels ſelbſt angewendet werden muß?"

Der Biſchof bedachte ſich und ſah dem Fragenden ſcharf ins Geſicht. „Ich wiederhole," ſagte er endlich mit leiſerer Stimme und bedeutungsvollem Ton, „bei dieſem kühnen Unternehmen iſt das Gelingen die einzige Bedingung. Setze es durch, ſo wollen wir Dir Alles hingehen laſſen, ſelbſt den —"

„Den Tod eines Colonna oder Orſini, falls die Gerechtigkeit ihn verlangte, falls er dem Geſetz gemäß und durch die Verletzung des Geſetzes verſchuldet wäre!" ſetzte Rienzi mit Feſtigkeit hinzu; der Biſchof antwortete nicht ausdrücklich, aber eine leichte Bewegung des Hauptes gab ſeine Meinung Rienzi hinlänglich zu erkennen.

„Mein Herr," ſagte Dieſer, „von nun an ſteht Alles gut; ich rechne die Revolution, die Wiederherſtellung der Ordnung, des Staats von dieſer Stunde, von dieſem Ge-

ſpräch an. Bis jetzt hab' ich, wohl wiſſend, daß die Gerechtigkeit nie gegen mächtige Frevler ein Auge zudrücken darf, gezögert, aus Furcht, Du und Seine Heiligkeit möchten es als Strenge anſehen und Den tadeln, der das Geſetz wieder aufrichtet, weil er deſſen Uebertreter zur Rechenſchaft zieht. Jetzt beurtheile ich Euch richtiger. Eure Hand, mein Herr!"

Der Biſchof reichte ihm die Hand; Rienzi faßte ſie feſt und führte ſie dann ehrfurchtsvoll an ſeinen Mund. Beide fühlten, daß der Vertrag beſiegelt war.

Dies in der Erzählung ſo lang ſcheinende Geſpräch dauerte in der That nur kurz; aber ſein Zweck war erreicht und der Biſchof erhob ſich, um wegzugehen. Das äußere Thor des Hauſes war geöffnet, die zahlreiche Dienerſchaft des Biſchofs hielt ihre Fackeln empor und er hatte ſich eben von Rienzi abgekehrt, welcher ihn durch den Hof begleitete, als ein Weib haſtig das Gefolge des Prälaten durchſchnitt und, beim Anblick Rienzi's anhaltend, zu ſeinen Füßen niederſtürzte.

„O eilt, Herr! eilt, um der Liebe Gottes willen, eilt! oder die junge Signora iſt verloren auf immer!"

„Die Signora! Himmel und Erde, Benedetta, von wem ſprecht Ihr, — von meiner Schweſter, von Irene — iſt ſie nicht im Haus?"

„O Herr! die Orſini — die Orſini!"

„Was iſt's mit ihnen? rede Weib!"

Jetzt erzählte Benedetta Rienzi, in welchem der Leſer bereits den Bruder Irene's erkannt hat, athemlos und oft abbrechend das Abenteuer mit Martino di Porto, ſo weit ſie davon Zeugin geweſen; vom Ausgang und den Folgen des Kampfs wußte ſie noch nichts.

Rienzi hörte ſie ſchweigend an, aber die tödtliche Bläſſe des Geſichts und das Nagen an der Unterlippe verriethen die Bewegung ſeines Innern, die er nicht laut werden ließ.

„Ihr hört, mein Herr Biſchof," ſagte er, als Benedetta geſchloſſen, ſich zum Biſchof wendend, deſſen Weggehen durch die Erzählung verzögert wurde. „Ihr hört, welchen Freveln die Bürger Roms preisgegeben ſind. Meinen Hut

und mein Schwert, augenblicklich! Mein Herr, verzeiht meine Eile!“

„Wohin willst Du nun?“ fragte Raimund.

„Wohin, wohin? Ach ich vergaß, mein Herr, Ihr habt keine Schweſter. Vielleicht hattet Ihr auch keinen Bruder? Nein, nein! Ein Opfer wenigſtens werde ich doch erretten! Wohin, fragt Ihr mich? In den Palaſt des Martino di Porto!“

„Zu einem Orſini, allein, und um Gerechtigkeit zu erlangen?“

„Allein und um Gerechtigkeit zu erlangen — Nein!“ brüllte Rienzi mit lauter Stimme, indem er ſein Schwert faßte, das ihm jetzt einer ſeiner Diener brachte, und aus dem Haus ſtürzte, „aber Ein Mann iſt genug zur Rache!“

Der Biſchof ſtand einen Augenblick unſchlüſſig da. „Er darf nicht verloren gehen,“ murmelte er, „wie es wohl der Fall wäre, wenn er ſo allein der Wuth des Wolfs preisgegeben bliebe. He da!“ rief er laut, „mit den Fackeln voran! ſchnell, ſchnell! Wir ſelbſt, der Vikar des Pabſtes, wollen hiezu ſehen. Beruhigt Euch, gute Leute! Ihr ſollt Eure junge Signora wieder haben! Auf, zu dem Palaſt Martino's di Porto!“

Sechstes Kapitel.

Irene im Palaſt Adrians di Caſtello.

Wie der Künſtler von Cypern das Bild anſchaute, in dem er eine erträumte Jugendſchönheit verkörpert hatte, während die Farben des Lebens allmälig unter dem Marmor hervorquollen — ſo ſchaute der junge, leidenſchaftliche Adrian die vor ihm hingeſunkene Geſtalt an, welche nach und nach wieder zum Leben erwachte. Und wenn die Anmuth dieſes Angeſichts nicht von der erhabenſten und glänzendſten Art war, wenn ſein ſanfter und ruhiger Charakter durch manche, in der That minder vollkommene Schönheit überſtrahlt wer-

den mochte, ſo gab es doch nie ein Antlitz, das, wenigſtens für manches Auge, einnehmender geweſen wäre; nie eines, in welchem beredter der unausſprechliche, jungfräuliche Ausdruck ſich abgeprägt hatte, nach dem die italieniſche Kunſt in ihren Bildern ſtrebt; bei welchem Beſcheidenheit den äußern, Zärtlichkeit den innern Grundzug ausmacht; die Blüthe der Jugend, des Körpers und Herzens, ehe die erſte duftige und zarte Friſche beider abgeſtreift iſt, und wo ſelbſt die Liebe, der einzige ſtörende Gaſt, der von dieſem Alter gekannt ſeyn ſollte, nur erſt ein Gefühl und noch keine Leidenſchaft iſt.

„Benedetta!“ hauchte Irene endlich, als ſie bewußtlos ihre Augen gegen den neben ihr knieenden Mann aufſchlug — Augen von jenem ungewiſſen, durchſichtigen Blau, das man Jahre lang betrachten kann, ohne daß man in das Geheimniß ſeiner Farbe eindringt, welche mit Erweiterung des Augapfels immer wechſelt; die im Schatten dunkler wird, und im Licht ſich zum Azur verklärt! „Benedetta!“ ſagte ſie, „wo biſt Du? O Benedetta! ich habe einen ſchweren Traum gehabt!“

„Und ich auch — welch ein Geſicht!“ dachte Adrian.

„Wo bin ich?“ rief Irene, vom Lager ſich aufraffend, — dies Zimmer — dieſe Tapeten — Heilige Jungfrau, träume ich noch? Und Ihr! Himmel! es iſt der Signor Adrian di Caſtello!“

„Iſt das ein Name, den Du fürchten gelernt haſt?“ ſagte Adrian; „wenn dies iſt, ſo will ich ihn abſchwören.“

Wenn jetzt Irene heftig erröthete, ſo war Schuld daran nicht jenes wilde Entzücken, wie ihr etwa ihr ſchwärmeriſches Herz hätte prophezeihen können, daß ſie es empfinden würde beim Anhören der erſten Worte der Huldigung von Adrian di Caſtello. Verwirrt und beſtürzt — erſchreckt durch die Freiheit des Orts und zurückbebend ſelbſt vor dem Gedanken, mit einem Mann allein ſich zu finden, der Jahre lang ihrer Einbildung gegenwärtig geweſen war, fühlte ſie am meiſten die Empfindungen der Unruhe und Betrübniß vorherrſchen und dieſe ſprachen ſich auch am deutlichſten in ihren beredten Zügen aus. Und als Adrian ſich ihr jetzt

näherte: da nahm, trotz der Sanftheit seiner Stimme und der Ehrerbietung in seinen Blicken, ihre Angst, die, weil ganz unbestimmt, nur um so heftiger war, noch mehr zu; sie flüchtete in die entlegenste Ecke des Zimmers, sah sich wild um, bedeckte dann ihr Angesicht mit den Händen und brach in einen Strom erschütternder Thränen aus.

Selbst gerührt von ihren Thränen und ihre Gedanken errathend, vergaß Adrian für einen Augenblick alle die kühneren Wünsche, die in ihm aufgestiegen. „Fürchte nichts, holdes Mädchen!“ sagte er ernst, „sammle Dich, ich bitte Dich darum — keine Gefahr, kein Unfall kann Dich hier erreichen — diese Hand war es, welche Dich aus der rohen Gewalt der Orsini rettete — dies Dach ist nur die Zufluchtsstätte eines Freundes. Sag' mir denn, schöne Unbekannte, Deinen Namen und Deine Wohnung, so will ich meine Diener rufen und Dich sofort nach Haus geleiten lassen.“

Vielleicht noch mehr die Erleichterung durch Thränen, als die Worte Adrian's, brachten Irene wieder zu sich und machten ihr möglich, ihre neue Lage zu begreifen; als ihre wiederkehrende Besinnung ihr klar machte, was sie Dem schuldig geworden war, der so lange schon ihre Träume als das Urbild aller Trefflichkeit beschäftigt hatte, da gewann sie wieder die Macht über sich selbst und ergoß ihren Dank mit einer Anmuth, die dadurch um nichts weniger einnehmend wurde, daß sie noch mit Verlegenheit gemischt war.

„Danke mir nicht!“ sagte Adrian mit Leidenschaft; „ich habe Deine Hand berührt; ich bin belohnt. Belohnt! — ja! an mir ist es, Dankbarkeit, Huldigung in Fülle darzubringen!“

Von neuem, aber mit ganz andern Empfindungen als zuvor, erröthend, versetzte Irene nach augenblicklichem Stillschweigen: „Und doch, mein Herr, darf ich meine Schuld gegen Euch deshalb nicht minder hoch anschlagen, weil Ihr so leicht davon redet. Und jetzt macht das Maß meiner Verbindlichkeit voll; ich sehe meine Gesellschafterin nicht

hier — erlaubt, daß ſie mich heimbegleite; es iſt nur ein kurzer Weg von hier.“

„Geſegnet alſo iſt die Luft, die ich ſo unbewußt einathmete!“ ſagte Adrian. „Aber Deine Geſellſchafterin, liebes Mädchen, iſt nicht hier. Sie floh, denke ich mir, in der Verwirrung des Kampfes; und da ich Deinen Namen nicht wußte, und in dem Zuſtande, worin Du Dich befandſt, ihn nicht von Deinen Lippen erfahren konnte, ſah ich mich in die glückliche Nothwendigkeit verſetzt, Dich hieher zu bringen; aber ich will Dir als Begleiter dienen. Nein, warum dieſer ſcheue Blick? meine Leute ſollen auch mit uns gehen.“

„Mein Dank, edler Herr, hat wenig Werth; mein Bruder, Dir nicht unbekannt, wird Dir auf angemeſſenere Weiſe danken. Kann ich gehen?“ und mit dieſen Worten war Irene ſchon an der Thüre.

„Biſt Du ſo begierig mich zu verlaſſen?“ antwortete Adrian traurig. „Ach wenn Du mir aus den Augen biſt, wird es mich dünken, wie wenn der Mond ſich der Nacht entzogen hätte! doch es iſt ein Glück, Deinen Wünſchen zu gehorchen, ſelbſt wenn ſie Dich von mir reißen.“

Ein leichtes Lächeln theilte Irenes Lippen und Adrians Herz ſchlug ſo laut, daß er ſelbſt es hörte, indem er aus dieſem Lächeln und den geſenkten Augen eine nicht ungünſtige Vorbedeutung ableitete.

Widerſtrebend und langſam wandte er ſich gegen die Thüre und berief ſeine Diener.

„Aber,“ ſagte er, als ſie nun auf der hohen Treppe ſtanden, „Du ſagſt, holdes Mädchen, Deines Bruders Name ſey mir nicht unbekannt. Der Himmel gebe, daß er wirklich ein Freund der Colonna ſey!“

„Sein Stolz,“ antwortete Irene ausweichend, „der Stolz Cola di Rienzi's iſt, der Freund der Freunde Roms zu ſeyn.“

„Heilige Jungfrau von Ara Cöli! — iſt dieſer außerordentliche Mann Dein Bruder!“ rief Adrian aus, der bei Nennung dieſes Namens ſogleich die ſich ſeiner Leidenſchaft entgegenſtellende Schranke ſah. „Ach, an einem Colonna,

an einem Edelmann wird er kein Verdienſt erkennen; obgleich Dein glücklicher Befreier, ſüßes Mädchen, ſchon frühe ſich um ſeine Freundſchaft bewarb."

„Du thuſt ihm großes Unrecht, mein Herr," verſetzte Irene mit Wärme; „er iſt mehr als jeder Andere der Mann, Deine großherzige Tapferkeit anzuerkennen, wäre ſie auch nur dem niedrigſten Weibe Roms zu Gute gekommen — wie viel mehr aber, wenn ſie dem Schutz ſeiner Schweſter galt!"

„Die Zeiten ſind wirklich unheilvoll," antwortete Adrian gedankenvoll, als ſie ſich jetzt auf offener Straße befanden, „wenn Männer, welche gleicherweiſe um die Leiden ihres Vaterlandes trauern, dennoch gegen einander argwöhniſch ſind, wenn ein Patricier ſeyn, ſo viel heißt, als ein Feind des Volks ſeyn; wenn der Freund des Volks eben damit nothwendigerweiſe als ein Feind der Patricier bezeichnet wird; aber komme was da will, o laß mich hoffen, theure Herrin, daß keine Zweifel, keine Spaltungen aus Deiner Bruſt eine Erinnerung an mich verdrängen ſollen!"

„Ach, wie wenig, wie wenig kennt Ihr mich!" fing Irene an und ſtockte plötzlich.

„Rede, rede wieder! welcher Muſik hat dies neidiſche Schweigen meine Seele beraubt! Du willſt mich alſo nicht vergeſſen? Und," fuhr Adrian fort, „wir werden uns wieder begegnen. Auf Rienzi's Haus ſind wir jetzt angewieſen; morgen werde ich meinen alten Kameraden beſuchen, morgen werde ich Dich ſehen — ſoll es nicht ſo ſeyn?"

Irene's Schweigen galt ſtatt einer Antwort.

„Und da Du mir Deines Bruders Namen geſagt haſt, ſchmeichle meinem Ohr auch mit Nennung des Deinigen."

„Man nennt mich Irene."

„Irene, Irene! laß mich ihn wiederholen. Es iſt ein ſanfter Name und haftet an den Lippen, als verdröße es ihn, ſie zu verlaſſen — ein paſſender Name für ein Weſen wie Du!"

In ſolcher Weiſe brachte Adrian Irenen ſeine gern angenommene Huldigung dar, in jener blühenden und glänzen-

den Sprache, die, wenn auch jenem Zeitalter und der Galanterie des Südens vorzugsweise eigen, doch auch die Sprache ist, worin die Poesie jugendlicher Leidenschaft zu allen Zeiten und in allen Ländern ihre überströmende Fülle auszusprechen pflegte, wenn Herz zu Herz sprechen konnte. Er geleitete seine schöne Schutzbefohlene heim, schlug jedoch dabei den längsten Umweg ein; ein Kunststück, das Irene entweder nicht bemerkte oder stillschweigend verzieh. Jetzt konnten sie die Straße sehen, wo Rienzi wohnte, als eine Abtheilung Männer mit Fackeln unerwartet auf sie los kam. Es war die Begleitung des Bischofs von Orvieto, welche vom Palast Martino di Porto's zurückkehrend, begleitet von Rienzi, den Adrians aufsuchten. Sie hatten in jenem, ohne den Orsini selbst zu sprechen, von den Dienern im untern Hofe das Schicksal des Kampfs und den Namen von Irenens Retter erfahren; und der allgemein bekannten Galanterie Adrians ungeachtet, kannte Rienzi seinen Charakter und den Adel seines Gemüths hinlänglich, um die feste Zuversicht zu gewinnen, daß unter seinem Schutz Irene sicher sey. Ach! in dieser Sicherheit für die Person ist eben oft die größte Gefahr für das Herz! Ein Weib liebt nie so gefährlich, als wenn der, der sie liebt, sich um ihretwillen bezwingt.

Ihres Bruders Brust umschlingend, forderte ihn Irene auf, ihrem Befreier zu danken, und Rienzi ging mit jener bezaubernden Offenherzigkeit, welche den für gewöhnlich Zurückhaltenden so gut steht, und welche Allen, die ihrer Mitmenschen Herzen zu beherrschen wissen, zu Zeiten zu Gebot steht, auf den jungen Colonna zu und ergoß sich gegen ihn in Dank und Lobpreisungen.

„Wir sind allzulang getrennt gewesen — wir müssen wieder mit einander bekannt werden," versetzte Adrian, „ich werde Dich zuverlässig binnen kurzer Zeit aufsuchen."

Er wandte sich, um von Irene Abschied zu nehmen, führte ihre Hand an seinen Mund, drückte sie, und als sie der seinigen entglitt, schmeichelte er sich mit dem Wahne, diese

zarten Finger hätten leicht und unwillkürlich der Druck erwiedert!

Siebentes Kapitel.

Ueber Liebe und Liebende.

Wenn Shakeſpeare bei Behandlung der legendenartigen Liebesſage von Romeo und Julie die Scene, wohin ſie verlegt iſt, in ein nördliches Klima verſetzt hätte, ſo weiß ich nicht, ob ſelbſt Shakeſpeare's Kunſt uns mit der eben ſo plötzlichen Entſtehung als großen Stärke von Juliens Leidenſchaft hätte auszuſöhnen vermocht. Und ſogar ſo wie die Sache jetzt iſt, glaube ich, finden ſich nur wenige unter unſern vernünftigen und nüchternen Inſulanern, die nicht, wenn man ſie ernſtlich fragte, ehrlich geſtänden, daß ſie die Liebesſchwärmerei und die Berühmtheit der unglückſeligen Liebenden von Verona übertrieben und überſpannt finden. Aber in Italien erſcheint das Gemälde dieſer in einer Nacht geborenen Neigung, die dabei „ſtark bis zum Tod“ iſt, als ein ſolches, wozu die allergewöhnlichſten Lebensverhältniſſe zahlloſe Gegenſtücke darbieten mögen. Unter verſchiedenen Himmelsſtrichen nimmt die Liebe wunderbar verſchiedene Geſtalten an, und bis auf den heutigen Tag würde unter italieniſchem Himmel manches einfache Mädchen fühlen wie Julia, und mancher gewöhnliche Liebhaber würde mit der Schwärmerei Romeo's wetteifern. Lange Bewerbungen ſind in dieſem ſonnigen Land, in welchem und von welchem ich jetzt ſchreibe, unbekannt. In keinem andern Land vielleicht kommt ſo häufig die Liebe auf den erſten Anblick vor, die in Frankreich ein Scherz und in England etwas Zweifelhaftes iſt; in keinem Land auch wird die Liebe, wenn gleich ſo plötzlich entzündet, ſo treu bewahrt. Was in der Phantaſie gereift iſt, ſchlägt auf Einmal in Leidenſchaft aus — aber es bleibt für alle Zeiten gleichſam einbalſamirt durch tiefes Gefühl. Und dies muß meine und ihre Entſchuldigung ſeyn, wenn die Liebe Adrians als zu übereilt und die Irenens als zu ſchwärme-

risch erscheint; es ist die Entschuldigung, welche sie von Luft und Sonne, von den Gewohnheiten ihrer Voreltern, von der süßen Ansteckung des Beispiels entlehnen. Aber wenn sie den Geboten ihrer Herzen nachgaben, so war es doch mit einer gewissen, wiewohl geheimen Traurigkeit; mit einem Vorgefühl, das vielleicht seinen Reiz hatte, wiewohl es auf Kreuz und Uebel hinwies. Abstammend von einem so stolzen Geschlecht, konnte Adrian kaum im Traum an eine Verbindung mit der Schwester eines Plebejers denken; und Irene, nicht ahnend die künftige Größe ihres Bruders, mochte schwerlich eine andere Hoffnung gehegt haben, als die: geliebt zu werden. Aber diese widrigen Umstände, welche bei den härtern, umsichtigern, selbstverläugnendern und vielleicht tugendhaftern Gemüthern, wie sie unter nordischem Himmel sich bilden, eine Aufforderung gewesen wären, gegen die Liebe zu kämpfen, trugen hier nur dazu bei, die Liebe dieses Paars zu nähren und zu kräftigen durch einen Widerstand, der immer für die Schwärmerei sein Anziehendes hat. Sie fanden oft, doch nur auf kurze Zeit, Gelegenheit, sich zu sehen — nie ganz allein, sondern nur in der Anwesenheit der nachsichtsvollen Benedetta — manchmal in öffentlichen Gärten — zuweilen unter den ungeheuern, ödestehenden Ruinen, von welchen Rienzi's Haus umgeben war. Sie überließen sich, ohne viel nach der Zukunft zu fragen, der Aufregung, dem Elysium der Stunde; sie lebten nur von einem Tag auf den andern, ihre Zukunft war der Tag ihres nächsten Wiedersehens — über diese Epoche hinaus grenzten die Nebel selbst ihrer jugendlichen Liebe an Schatten und Dunkel, welche zu durchdringen sie sich keine Mühe gaben; und da sie noch nicht bei der Periode der Zärtlichkeit angekommen waren, wo eine unmittelbare Gefahr des Falls sie bedrohte — war ihre Liebe noch nicht durch das goldene Thor gegangen, wo der Himmel aufhört und die Erde anfängt. Ueberall und in Allem war für sie die Poesie, die Unbestimmtheit, die Zartheit — aber nicht die Gewalt, der Drang, die Sterblichkeit des Verlangens! ein Blick, ein Flüstern, ein flüchtiger Händedruck, höchstens die ersten Küsse der Liebe, selten und wenige:

dies bezeichnete die menschliche Grenzmark des Gefühls, das sie mit neuem Leben durchströmte, sie wie mit einer neuen Seele emporhob.

Die unstäten Strebungen Adrian's hatten auf einmal eine feste Richtung und einen Mittelpunkt gewonnen; die Träume der Gebieterin seines Herzens waren zu einem freilich auch noch träumerischen Leben erwacht, das aber doch „von einer Wahrheit eingefaßt" war. All der Ernst, die Thatkraft und heftige Glut, welche bei ihrem Bruder in den Entwürfen des Patriotismus und im Streben nach Macht hervortraten, waren bei Irene in sanfterer Weise auf Ein Lebensziel, Einen Brennpunkt der Seele gerichtet — auf die Liebe. Aber dies scheinbar so beschränkte Feld des Denkens und Handelns bot in der That eine eben so grenzenlose Sphäre dar, als der weite Tummelplatz von ihres Bruders vielseitigem Ehrgeiz. In nicht geringerem Grad besaß sie die Kraft und den Trieb zu den erhabensten Geistesäußerungen, die dem Sterblichen möglich sind. Gleich groß war ihre Begeisterung für ihr Idol — gleich groß, wäre sie auf dieselbe Probe gesetzt worden, wäre ihr Edelmuth gewesen und ihre Hingebung; größer gewiß ihr Muth, unveränderlicher ihre Treue — minder befleckt von selbstischen Absichten und unerlaubten Beweggründen. Zeit, Wechsel, Mißgeschick, Undank würde sie unverändert gelassen haben! Welcher Staat könnte fallen, welche Freiheit untergehen, wenn bei dem lärmenden Patriotismus des Mannes sein Eifer so rein wäre, wie die schweigende Treue in der Liebe des Weibes?

Bei ihnen war Alles jung; das Herz unerkältet und von keinem Mehlthau zerfressen; die sprudelnde Fülle des innigsten Lebens, die an sich selbst etwas Göttliches hat. In diesem Alter, wo uns ist als ob wir nie sterben könnten, wie glühend und wie von der Jugendlichkeit eines Gottes geschwellt, ist da Alles, was unser Herz aus sich hervorbringt. Unsere Jugend ist wie die der Erde selbst, als sie Wald und Gewässer mit Gottheiten bevölkerte, als das Leben in fröhlichem Sturm dahinbrauste und doch nur Schönes erzeugte — alle ihre Gestalten, Poesie — alle ihre Lüfte — Melo-

dieen von Arcadien und vom Olymp — die ganze Erde ſelbſt, ſogar in ihren wildeſten Gegenden, eine andere, eine glücklichere — der Himmel, gleiche Herrlichkeit verſchwendend und mit denſelben prachtvollen Gebilden ausgeſtattet! das goldene Alter verläßt die Welt nie: es beſteht noch und wird beſtehen, bis Liebe, Geſundheit, Poeſie verſchwunden ſind — aber nur für die Jugend!

Wenn ich hier, obwohl nur für einen Augenblick, mich bei dieſem Zwiſchenſpiel eines Drama's verweile, das männlichere Leidenſchaften als die Liebe in Bewegung ſetzt: ſo iſt es, weil ich vorausſehe, daß die Gelegenheit hiezu ſelten wiederkehren wird. Wenn ich mich bei der Schilderung Irene's und ihrer verborgenen Neigung aufhalte, ſtatt die Ereigniſſe abzuwarten, die ſie beſſer zeichnen als die Worte des Erzählers: ſo geſchieht es, weil ich vorausſehe, daß dies liebevolle und liebenswerthe Bild fortdauernd — am Ende mehr Schatten als Bild — in den Hintergrund treten muß, wie es auch in der Wirklichkeit das Schickſal ſolcher Naturen iſt, verdrängt von kühneren Geſtalten und glänzenderen Farben — als ein Weſen, deſſen Gegenwart man mehr fühlt als ſieht, und deſſen Zuſammenſtimmung mit dem Ganzen in ſeiner Zurückgezogenheit und beſcheidenen Ruhe beſteht.

Achtes Kapitel.

Der Begeiſterte beurtheilt vom Nüchternen.

„Du thuſt mir Unrecht,“ ſagte Rienzi mit Wärme zu Adrian gegen das Ende einer langen Beſprechung, als ſie ſo allein bei einander ſaßen. „Ich ſpiele nicht die bloße Rolle eines Demagogen. Ich wünſche nicht die tiefſten Tiefen aufzuwühlen, damit die Hefen meines Glücks ſich zur Oberfläche erheben. So lange hab' ich über der Vergangenheit gebrütet, daß es mir vorkommt, als wäre ich ein Theil von ihr geworden — als hätte ich gar keine von ihr geſonderte Exi-

ſtenz. Ich habe meine ganze Seele in eine Hauptleidenſchaft aufgehen laſſen und dieſe iſt die Wiederherſtellung Roms.“

„Aber durch welche Mittel?“

„Herr, Herr! Es gibt nur Einen Weg, die Größe eines Volks wiederherzuſtellen — und der iſt: ein Aufruf an das Volk ſelbſt. Es ſteht nicht in der Macht von Fürſten und Baronen, einem Staat dauernde Glorie zu verleihen; ſie erheben ſich ſelbſt, aber ſie erheben nicht auf die Länge das Volk mit ſich. Jede große Wiedergeburt beruht auf der allgemeinen Bewegung der Maſſe.“

„Fürwahr!“ verſetzte Adrian, „dann haben wir die Geſchichte in ſehr verſchiedenem Sinn geleſen. Mir ſcheinen alle großen Regenerationen das Werk Weniger geweſen, und von der Menge ſtillſchweigend angenommen worden zu ſeyn. Aber wir wollen nicht nach der Weiſe der Schulen diſputiren. Du verkündeſt laut, daß eine mächtige Kriſe bevorſteht; daß der gute Stand der Dinge (buono stato) gegründet werden ſoll. Wie? Wo ſind Eure Waffen? Eure Soldaten? Sind die Edeln weniger ſtark als bisher? Iſt der Pöbel kühner, beharrlicher? der Himmel weiß, ich rede nicht aus den Vorurtheilen meines Standes heraus; ich beweine die Entwürdigung meines Vaterlandes. Ich bin ein Römer und in dieſem Namen geht mir die Erinnerung unter, daß ich ein Edelmann bin. Aber ich zittre bei dem Sturm, den Ihr ſo keck heraufbeſchwören wollt. Wenn Euer Aufſtand glückt, wird er gewaltthätig ſeyn; er wird mit Blut, mit dem Blut all der ſtolzeſten Namen Roms erkauft werden. Ihr bezweckt eine zweite Vertreibung der Tarquinier, aber es wird eher eine zweite ſullaniſche Proſcription daraus werden. Metzeleien und Unordnungen bahnen nie den Weg zum Frieden; andrerſeits, wenn es fehlſchlägt, ſind die Ketten Roms für alle Zeiten feſtgeſchmiedet; ein vergeblicher Verſuch zur Flucht dient nur zum Vorwand für neue Peinigungen gegen den Sklaven.“

„Und was würde denn Signor Adrian uns anſinnen zu thun?“ fragte Rienzi mit dem oben geſchilderten, eigenthümlichen, ſarkaſtiſchen Lächeln. „Sollen wir warten,

bis die Colonna und Orſini ſich nicht mehr befehden? ſollen wir von den Colonna Freiheit, von den Orſini Gerechtigkeit uns erbitten? Mein Herr, wir können nicht die Edeln gegen die Edeln anrufen. Wir müſſen ſie nicht erſuchen, ihre Gewalt zu mäßigen, wir müſſen an uns ſelbſt wieder dieſe Gewalt bringen; das Unternehmen mag ſeine Gefahren haben — aber wir legen Hand an unter den Denkmalen des Forums: und wenn wir fallen, ſo gehen wir würdig unſerer Ahnen unter! Ihr habt prächtige Stammbäume, tönende Namen, weitgedehnte Beſitzungen und ſprecht von Euern anererbten Ehren! Aber auch wir, die Plebejer Roms, haben unſre Ehren! Unſre Väter waren freie Männer! wo iſt unſer Erbe? Nicht verkauft, nicht weggegeben — nein! uns geſtohlen, bald durch Liſt, bald durch Gewalt; uns im Schlaf entwendet, oder mit gewaltthätiger Hand, unter unſrem Geſchrei und Widerſprechen uns entriſſen. Herr, wir verlangen nur, daß dies geſetzliche Erbe uns wiedergegeben werde: uns — aber es iſt derſelbe Fall bei Euch — denn Eure Freiheit iſt eben ſo dahin. Könnt Ihr wohnen in Eures Vaters Haus ohne Thürme und Bollwerke und ohne die gedungenen Schwerter von Bravo's? Könnt Ihr bei Nacht durch die Straßen wandeln ohne Waffen und Gefolge? Zwar Ihr, als ein Edler, könnt Gleiches mit Gleichem vergelten — und wir dürfen das nicht. Ihr könnt auch wieder Andere ängſtigen und mißhandeln, aber iſt die Zügelloſigkeit ein Erſatz für die Freiheit? Man hat Euch Macht und Gepränge gegeben, aber die Sicherſtellung durch gleiche Geſetze wäre ein heilſameres Geſchenk. O wär' ich an Eurer Stelle, wär' ich Stephan Colonna ſelbſt: wahrlich ich würde eben ſo durſtig lechzen, als ich jetzt thue, nach der Luft der Freiheit, die nicht durch Schanzen und Bollwerke, gegen Mitbürger errichtet, kommt, ſondern unter dem weiten offenen Himmel weht, — ſicher unter dem Schutz der ſchweigenden Vorſehung des Geſetzes und nicht durch blaſſe, abgezehrte Angſt und hohläugigen Verdacht, die unzertrennlichen Genoſſen einer verhaßten Gewalt. Der Tyrann dünkt ſich frei, weil er Sklaven beherrſcht; der geringſte Bauer in

einem freien Land ist freier als er. O, Herr, daß Ihr, ein tapfrer, großmüthiger, aufgeklärter Mann, Ihr, beinah der Einzige Eures Standes, der es weiß, daß wir ein Vaterland besaßen, o daß doch Ihr, der Ihr das Gefühl unserer Leiden zu theilen vermögt, mit uns streiten wolltet, um uns ihrer zu erwehren!"

„Du sinnst auf Krieg gegen Stephan Colonna, meinen Vetter, und obgleich ich ihn nur wenig gesehen habe und ihn, die Wahrheit zu sagen, nicht sehr achte, ist er doch der Stolz unsres Hauses — wie kann ich auf Deine Seite treten?"

„Sicher wird sein Leben bleiben, sicher sein Besitzthum, sicher sein Rang. Gegen was kämpfen wir? Gegen seine Gewalt, Andern Unrecht zu thun."

„Entdeckte er, daß Du über andre Kräfte als über Worte gebietest, er würde gegen Dich weniger gnädig verfahren!"

„Und hat er dies noch nicht entdeckt? Sagen ihm die Ausbrüche des Volksjubels nicht, daß ich ein Mann bin, den er fürchten sollte? Baut er, der Vorsichtige, der Verschlagene, der Tiefblickende, baut er Festen und richtet Thürme auf, und sieht von der Höhe seiner Zinnen nicht das gewaltige Gebäude, das auch ich gegründet habe?"

„Ihr! wo Rienzi?"

„In den Herzen Roms! Sieht er das nicht?" fuhr Rienzi fort. „Nein, nein! Er und sein ganzes Geschlecht sind blind. Ist es nicht so?"

„Gewiß und wahrhaftig, mein Vetter glaubt nicht an Eure Macht, sonst hätte er Euch schon längst zermalmt. Ja, erst vor drei Tagen sagte er in vollem Ernst, er wolle lieber, Ihr sprechet zu dem Volk, als der beste Priester der Christenheit, denn die andern Redner entzünden nur die Masse und Niemand stille und zerstreue sie so wie Ihr."

„Und Den nennt man tiefblickend! Macht der Himmel nicht dann die Luft am stillsten, wenn er am meisten Sturm vorbereitet? Ja, Herr, ich verstehe. Stephan Colonna verachtet mich. Ich bin," hier überzog, während er fortfuhr, eine tiefe Röthe seine Wange, „Ihr erinnert Euch dessen — in meinen jüngern Tagen in seinen Palast gekommen und

habe ihn mit witzigen Erzählungen und leichten Späßen unterhalten. Ja, ha! ha! er pflegte mich, mein' ich, manchmal, um mir ein scherzhaftes Kompliment zu machen, seinen Lustigmacher, seinen Schalksnarren zu nennen. Ich habe seine Beleidigungen verschmerzt; ich habe mich bei seinem Beifall verbeugt. Ich würde noch heute derselben Buße mich unterziehen, zu derselben Schmach mich bequemen, aus dem gleichen Beweggrund und für dieselbe Sache. Was wollte ich damit erreichen? Könnt Ihr mir es angeben? Nein! So will ich es Euch denn ins Ohr flüstern: nichts anderes, als die Verachtung Stephan Colonna's! Unter dieser Verachtung war ich gesichert, bis der Schutz nicht mehr nöthig war. Ich wünschte nicht, den Patriciern als furchtbar zu erscheinen, um, unangefochten und unbeargwohnt, meinen Weg im Volk machen zu können. Es ist mir gelungen; ich werfe jetzt die Maske weg. Stirn gegen Stirn an Stephan Colonna, könnte ich ihm, gleich in dieser Stunde, sagen, daß ich seinem Zorn trotze, daß ich seiner Kerker und seiner Bewaffneten spotte. Aber wenn er mich für denselben Rienzi hält, der ich früher war, laßt ihn! ich kann meine Stunde abwarten!"

„Aber," versetzte Adrian, darauf verzichtend, der stolzen Sprache seines Gesellschafters zu antworten, „sage mir, was verlangst Du für das Volk, um einen Aufruf an seine Leidenschaften zu vermeiden? unwissend und launenhaft, wie es ist, kannst Du Dich nicht an seine Vernunft wenden."

„Ich verlange Gerechtigkeit und volle Sicherheit für Alle. Mit nichts Geringerem lasse ich mich zufrieden stellen. Ich verlange von den Edeln, daß sie ihre Festungswerke zerstören, ihre bewaffneten Banden entlassen, daß sie keine Straflosigkeit für Verbrechen der Vornehmen in Anspruch nehmen, daß sie nur bei den ordentlichen Rechtshöfen Schutz und Recht suchen."

„Vergebliche Wünsche!" versetzte Adrian. „Verlangt, was man Euch gewähren kann!"

„Ha — ha!" erwiederte Rienzi bitter lachend. „Habe ich Euch nicht gesagt, es sey eine leere Einbildung, von

den Großen Geſetz und Gerechtigkeit zu verlangen! Könnt Ihr mich alſo tadeln, wenn ich ſie anderswo ſuche?“ dann plötzlich Ton und Haltung wechſelnd, fuhr er mit großer Feierlichkeit fort: „Auch das wache Leben hat ſeine falſchen und eiteln Träume. Aber der Schlaf iſt oft ein gewaltiger Prophet. Da offenbart ſich oft der Himmel geheimnißvoll ſeinen Geſchöpfen und lenkt und erhält ſeine irdiſchen Werkzeuge auf dem Pfad, auf den ſie ſeine Vorſehung berief.“

Adrian antwortete nicht. Es war nicht das erſte Mal, daß er die Bemerkung machte, wie Rienzi's ſcharfer Verſtand ſonderbar mit tiefem, myſtiſchem Aberglauben gepaart war. Und dieß beſtärkte den jungen Edelmann, der, obwohl hinreichend fromm, doch den ausſchweifenden Glaubensvorſtellungen jener Zeit ſich nicht anſchloß, noch mehr in ſeinem Unglauben an das Gelingen von Rienzi's kühnen Entwürfen. Hierin irrte er ſich gewaltig, obgleich ſein Irrthum der gewöhnliche der Weltklugheit war. Denn nichts begeiſtert den menſchlichen Muth in ſo hohem Grad, als die innige Ueberzeugung, der Bevollmächtigte göttlicher Weisheit zu ſeyn. Rachſucht und Patriotismus, vereint in einem Mann von Geiſt und Ehrgeiz — das ſind die Hebel des Archimedes, die im Fanatismus den Stützpunkt außer der Welt finden, um die Welt aus den Angeln zu heben. Der kluge Mann kann einen Staat lenken; aber der Begeiſterte iſt es, der ihn verjüngt oder zu Grund richtet.

Neuntes Kapitel.

„Als das Volk dieß Gemälde ſah, verwunderten ſich Alle.“
Vita di Cola di Rienzi.

Vor dem Marktplatz, am Fuß des Capitols, war eine unermeßliche Menſchenmenge verſammelt. Jeder ſuchte ſich vor ſeinem Nebenmann vorzudrängen, jeder kämpfte, ſich Bahn zu brechen zu Einem Punkt hin, um welchen die Maſſe dicht und eng zuſammengekeilt war.

„Corpo di Dio!“ ſagte ein Mann von mächtigem

Wuchs, voran drängend wie ein kräftiges Schiff, das die schäumenden Waſſer rechts und links von ſeinem Spiegel abſchüttelt, „das iſt heiße Arbeit, aber warum, bei der heiligen Mutter Namen, drängt Ihr Euch denn ſo? Seht Ihr nicht, Signor Ribald, daß mein rechter Arm übel zugerichtet, eingewickelt und verpflaſtert iſt, ſo daß ich mir ſo wenig zu helfen weiß als ein Kind? Und doch ſtürmt Ihr auf Einen ein, als wär' ich eine alte Mauer!"

„Ah, Cecco del Vecchio! was Menſch! Euch müſſen wir Platz machen — Ihr ſeyd zu klein und leibarm, um durch den Haufen durchzukommen! Kommt, ich will Euch unter meinen Schutz nehmen," ſagte ein Zwerg von etwa vier Fuß Höhe, an dem Rieſen hinaufſchauend.

„Wahrhaftig," verſetzte der grimmige Schmied, den Pöbel in der Runde betrachtend, der laut über das Anerbieten des Zwergs lachte, „wir bedürfen Alle des Schutzes, Große wie Kleine. Was lacht Ihr denn, Ihr Affen? Ja, Ihr verſteht kein Gleichniß!"

„Und doch ſind wir hergekommen, um ein Gleichniß anzuſehen," ſagte Einer aus dem Pöbelhaufen mit leichtem Hohn.

„Vergnügten Tag Euch, Signor Baroncelli," antwortete Cecco del Vecchio, „Ihr ſeyd ein braver Mann und liebt das Volk; es macht Einem das Herz lachen, wenn man Euch ſieht. Was bedeutet all' das Getümmel?"

„Nun, des Papſtes Notar hat ein großes Gemälde auf dem Marktplatz aufgeſtellt und die Gaffer ſagen, es beziehe ſich auf Rom; ſo laſſen ſie ſich denn an dieſem heißen Tage das Hirn ſchmelzen, um das Räthſel zu rathen."

„Ho, ho!" ſagte der Schmied, ſo kräftig voran drängend, daß er plötzlich den Sprechenden hinter ſich ließ, „wenn Cola di Rienzi etwas im Werk hat, ſo bräche ich durch Fels und Stein, um hinzukommen."

„Viel Gutes wird uns wohl das lebloſe Gekleckſe bringen!" ſagte Baroncelli, mit ſaurer Miene ſich zu den Umſtehenden wendend; aber Niemand hörte darauf und er, der gern den Demagogen geſpielt hätte, biß ſich vor Neid in die Lippe.

Unterhalb erſticktem Stöhnen und Fluchen von den Männern, die er bei Seite drückte und unter lauten Schimpfreden und gellendem Geſchrei der Weiber, deren Röcken und Kopfputz er zu wenig Schonung bewies, erzwang ſich der ſtämmige Schmied den Weg zu einem Platz, der rings von Ketten eingeſchloſſen und in deſſen Mitte ein ungeheuer großes Gemälde aufgeſtellt war.

„Wie kam es her?“ rief Einer, „ich war zuerſt auf dem Marktplatz.“

„Wir fanden es bei Tagesanbruch hier,“ ſagte ein Obſthändler, „Niemand war dabei.“

„Aber warum bildet Ihr Euch ein, Rienzi habe die Hand im Spiel?“

„Nun wer ſollte denn ſonſt?“ riefen zwanzig Stimmen zur Antwort.

„Wahr! Wer ſonſt?“ wiederholte der rieſige Schmied. „Ich darf darauf ſchwören, der brave Mann verwendete ſein ganzes Leben darauf, es ſelbſt zu malen. Beim Blut St. Peters! es iſt ganz prächtig! Aber was ſtellt es vor?“

„Das iſt das Räthſel,“ ſagte ein nachdenkliches Fiſcherweib; „wenn ich darüber ins Klare käme, könnte ich ſelig ſterben.“

„Es iſt etwas von der Freiheit und den Steuern, ohne Zweifel,“ ſagte Luigi, der Fleiſcher, ſich über die Ketten hineinbeugend. „Ach, wenn Rienzi wollte, jeder arme Mann würde ſein Stückchen Fleiſch im Topf haben.“

„Und ſo viel Brod, als er eſſen könnte,“ ſetzte ein blaſſer Bäcker hinzu.

„O ſtill! Brod und Fleiſch — das hat ein Jeder heutzutag! aber was für Wein die armen Leute trinken! Man hat nicht den Muth, ſich viel mit ſeinem Weinberg Mühe zu geben!“ ſagte ein Weingärtner.

„Ho, hallo! lang lebe Pandulpho di Guido! macht Platz für Herrn Pandulpho; er iſt ein gelehrter Mann; er iſt ein Freund des großen Notars, er will uns das Gemälde ganz auslegen; macht Platz da, macht Platz!“

Langſam und beſcheiden näherte ſich Pandulpho di Guido,

ein ruhiger, wohlhabender und rechtlicher Gelehrter, den nur der Drang der Zeiten aus seinem stillen Heimwesen und seinem Arbeitszimmer herausnöthigen konnte, den Ketten. Er betrachtete lang und genau das Gemälde von glänzend frischen und noch feuchten Farben, das etwas von der wiederauflebenden Kunst an sich hatte, die, wenn gleich hart und grell in ihren Zügen, damals schon sich kund gab und dann zu jener weit höhern Stufe sich aufschwang, welche wir noch an den Gemälden des Perugino bewundern, eines in der nächstfolgenden Generation blühenden Künstlers. Das Volk drängte sich mit offenem Mund um den Gelehrten, die Blicke bald auf das Gemälde, bald auf Pandulpho heftend.

„Ihr errathet nicht," sagte endlich Pandulpho, „den naheliegenden und handgreiflichen Sinn dieses Bildes? Schaut, wie Euch der Maler eine weite, stürmische See dargestellt hat, seht, wie die Wellen —"

„Sprecht lauter, lauter!" brüllte die ungeduldige Menge.

„Bscht!" riefen die nächsten Nachbarn Pandulpho's, „der würdige Signor spricht vollkommen verständlich."

Mittlerweile waren Einige von den Klügeren in eine Bude auf dem Marktplatz gedrungen und brachten daraus einen plumpen Tisch hervor, von welchem aus sie Pandulpho zum Volk zu reden ersuchten. Der bleiche Bürger sah sich, mit einiger Scham und Verlegenheit, denn er war kein geübter Redner, genöthigt, darein zu willigen; aber als er einen Blick auf die ungeheure, athemlose Volksmenge warf, da ermuthigte und begeisterte ihn seine eigene innige Theilnahme an ihrer Sache. Licht sprühte aus seinen Augen, seine Stimme schwoll mächtig an und sein Haupt, gewöhnlich auf die Brust herabgesunken, erhob sich mit einem gebieterischen Ausdruck.

„Ihr seht vor Euch in diesem Gemälde" (begann er von Neuem) „eine gewaltig stürmische See; auf ihren Wogen schaut ihr fünf Schiffe; vier davon sind schon zertrümmert, ihre Maste sind zerbrochen, die Wogen stürmen auf die zerrissenen Planken ein; Hülfe und Hoffnung ist für sie verloren; auf jedem dieser Schiffe liegt der Körper eines Weibes.

Seht Ihr nicht an dem eingefallenen Antlitz, den blaßgelben Gliedern, wie getreu der Maler die Farben und die Häßlichkeit des Todes wiedergegeben? Ueber jedem dieser Schiffe steht ein Wort, das die Metapher deutet. Dort seht Ihr den Namen Carthago; die andern drei sind Troja, Jerusalem, Babylon. Die vier Schiffe haben eine gemeinsame Inschrift: Zum Untergang wurden wir gebracht durch Ungerechtigkeit! Richtet jetzt Eure Blicke auf die Mitte der See — hier seht Ihr das fünfte Schiff, von den Wellen umhergeschleudert, mit zerbrochenem Mast, das Steuer zerstört, die Segel zerrissen, aber doch noch kein Wrack wie die andern, obwohl schon nahe daran. Auf dem Verdeck kniet ein Weib in Trauer gekleidet; seht den Schmerz in ihren Zügen! wie einsichtsvoll hat der Künstler die Tiefe und Trostlosigkeit desselben ausgedrückt! sie streckt betend die Arme aus — sie fleht um Euern und des Himmels Beistand. Betrachtet jetzt die Inschrift: das ist Rom! Ja, Eure Vaterstadt ist es, die aus diesem Bilde zu Euch spricht!"

Die Masse wogte hin und her und ein tiefes Gemurmel überwältigte die gewaltige Stille, welche bisher geherrscht hatte.

„Jetzt," fuhr Pandulpho fort, „wendet Euer Auge auf die rechte Seite des Gemäldes, so werdet Ihr der Ursache dieses Sturms inne — Ihr seht, warum das fünfte Schiff in solcher Gefahr schwebt und die andern zertrümmert sind. Schaut die vier verschiedenen Arten Thiere, die aus ihrem gräulichen Schlund die Winde und Stürme ausstoßen, welche die See peitschen und zerreißen. Die erste besteht aus Löwen, Wölfen und Bären. Das sind, wie Euch die Ueberschrift sagt, die gesetzlosen und trotzigen Herren des Staats. Die zweite besteht aus Hunden und Schweinen, das sind die schlimmen Rathgeber und Schmarotzer. Drittens schaut dort die Schlangen und Füchse — das sind die falschen Richter und Notare und Diejenigen, welche das Recht verkaufen. Viertens, in den Hasen, Ziegen, Affen, welche auch den Sturm erregen helfen, erblickt Ihr, laut der Inschrift, die Sinnbilder der Diebe, Mörder, Ehebrecher und Räuber un-

ter dem Volk. Seyd Ihr noch im Dunkeln, o Römer, oder habt Ihr jetzt das Räthsel des Gemäldes gefaßt?"

Fern in ihren steinernen Palästen hörten die Savelli und Orsini den Wiederhall des Geschreis, womit das Volk Pandulpho's Frage beantwortete.

„Und seyd Ihr denn also ohne Hoffnung?" begann der Gelehrte wieder, als das Geschrei nachließ, und beim ersten Ton seiner Stimme waren wieder all' die Ausrufungen und Reden zum Schweigen gebracht, womit sich Jeder an seinen Nachbar gewendet hatte. „Seyd Ihr ohne Hoffnung? Verheißt Euch das Bild, das Eure Noth darstellt, keine Erlösung? Schaut! über dieser empörten See thut sich der Himmel auf und die Herrlichkeit Gottes steigt glänzend, wie zum Gericht, herunter; und von den Strahlen, welche den Geist Gottes umgeben, gehen zwei Flammenschwerter aus und bei diesen Schwertern stehen, zürnend, aber zur Befreiung bereit, die zwei Schutzheiligen — die zwei mächtigen Horte Eurer Stadt! Volk von Rom, lebe wohl! das Gleichniß ist zu Ende!" *

Zehntes Kapitel.

Ein unholder Geist wird heraufbeschworen, der später den Zauberer zerreißen kann.

Während diese belebte Scene um das Capitol her zu schauen war, saß innen in einem der Gemächer des Palastes der Urheber und Beweger dieser Aufregung. In Gesellschaft seiner harmlosen Schreiber, schien Rienzi ganz versunken in die geduldige Ausübung seiner einzelnen kleinen Berufsgeschäfte. Während das Murren und Summen, das Schreien und Stampfen der Menge sich an sein Zimmer

* Sismondi legt Rienzi bei Vorweisung dieses Gemäldes eine schöne Rede in den Mund, worin er gegen die Laster der Patricier donnert. Der gleichzeitige Biograph Rienzi's meldet nichts von dieser Anrede, und ich stelle mir vor, Sismondi bringe, aus historischer Bequemlichkeit, zwei Fälle unter einander.

herwälzte, schien er dies Alles gänzlich nicht zu beachten und keinen Augenblick von seiner Arbeit aufzustehen. Mit der ununterbrochenen Regelmäßigkeit eines Automates fuhr er fort, in sein großes Buch mit den klaren und schönen Schriftzügen jener Periode jene verdammenden Figuren einzutragen, die ihn besser als Deklamationen über die gegen das Volk verübten Ränke belehrten und ihn mit jener Waffe von Thatsachen ausrüsteten, welche zu pariren für den Mißbrauch so schwer ist.

„Pag. 2 Vol. B.," sagte er im ruhigen Geschäftston zu den Schreibern, „seht da den Gewinn des Salzzolls. Departement Nr. 3. Sehr gut. Pag. 9 Vol. D. Was ist der von Vescobaldi, dem Collektor, eingebrachte Betrag? Was? zwölftausend Gulden! nicht mehr? gewissenloser Spitzbube! (Hier erscholl draußen ein lautes Jauchzen: Pandulpho! lang lebe Pandulpho!) Pastrucci, mein Freund, Euer Kopf verirrt sich; Ihr hört auf den Lärmen da draußen — seyd so gut, beschäftigt Euch mit der Berechnung, die ich Euch auftrug. Santi, was ist die von Antonio Tralli eingezahlte Summe?"

Ein leichtes Pochen ward an der Thüre gehört und Pandulpho trat ein.

Die Schreiber setzten ihre Arbeit fort, obwohl sie begierige Blicke auf den blassen, ehrenwerthen Besuch warfen, dessen Namen, zu ihrer großen Ueberraschung, auf diese Art zum Volksgeschrei geworden war.

„Ah, mein Freund!" sagte Rienzi mit ziemlicher Ruhe in der Stimme, aber seine Hände zitterten vor übelverhehlter Bewegung, „Ihr wollt allein mit mir sprechen: he? gut, gut — hier hinein!" Mit diesen Worten führte er den Bürger in ein kleines Cabinet hinter dem Amtszimmer, schloß sorgfältig die Thüre, faßte, sich der natürlichen Ungeduld seines Charakters hingebend, Pandulphio bei der Hand und rief: „Sprecht! nehmen sie die Auslegung an? habt Ihr es einleuchtend und handgreiflich genug gemacht? hat es sich tief in ihre Seelen gesenkt?"

„Oh, bei St. Peter, ja!" versetzte der Bürger, dessen

Lebensgeiſter erhöht waren durch die neue Entdeckung, daß er auch ein Redner ſey — eine große und überwältigende Wonne für einen ſchüchternen Mann. „Sie verſchlangen jedes Wort der Auslegung; ſie ſind erſchüttert bis aufs Mark; Ihr könnt ſie in dieſer Stunde ins Treffen führen und werdet Helden an ihnen finden. Was den ſtämmigen Schmied betrifft — —“

„Was Cecco del Vecchio?“ unterbrach ihn Rienzi, „ah, deſſen Herz iſt aus Erz gearbeitet — was that er?“

„Nun, er faßte mich beim Zipfel meines Rocks, als ich von meinen Roſtra herunterſtieg (o, ich wollte, Ihr hättet mich geſehen! per fede, ich hätte Euch beim Mantel gefaßt, ich war Euer Doppelgänger!) und ſagte, weinend wie ein Kind: Ach Signor, ich bin nur ein armer Mann und wenig werth; aber wenn jeder Tropfen Blut in dieſem Leibe ein Leben wäre, ich wollte Alles für mein Vaterland geben!“

„Brave Seele!“ ſagte Rienzi mit Rührung; „ich wollte, Rom hätte nur fünfzig Solche! Niemand hat uns unter ſeiner Klaſſe mehr genützt, als Cecco del Vecchio!“

„Sie ſehen ſeine Größe ſchon als eine Art von Schutz und Garantie an.“

„Es iſt ſchon etwas, ſolch einen handfeſten Burſchen zu hören. Erhoben ſich auch Stimmen der Mißbilligung gegen das Gemälde und ſeinen Sinn?“

„Keine.“

„So iſt alſo die Zeit beinahe reif; wenige Stunden noch und die Frucht muß gepflückt werden. Der Aventin — der Lateran — und dann die einige Trompete!“ Nach dieſen Worten ſchien Rienzi mit verſchränkten Armen und niedergeſchlagenen Blicken in Träumerei zu verſinken.

„Beiläufig,“ ſagte Pandulpho, „ich hätte beinahe vergeſſen, Dir zu ſagen, daß die Maſſe ſich faſt hieher ergoſſen hätte, ſo ungeduldig waren ſie, Dich zu ſehen; aber ich bat Cecco del Vecchio, die Rednerbühne zu beſteigen und ihnen in ſeiner derben Weiſe zu ſagen, es wäre unziemlich im jetzigen Augenblick, wo Du mit bürgerlichen und heiligen An-

gelegenheiten auf dem Capitol beſchäftigt ſeyeſt, in ſo großer Maſſe ſich zu Dir zu drängen. That ich nicht recht?“

„Sehr gut, mein Pandulpho!“

„Aber Cecco del Vecchio ſagt, er müſſe kommen und Deine Hand küſſen und Du magſt ihn hier erwarten, ſobald er ſich nur unbemerkt der Menge entziehen kann.“

„Er iſt mir willkommen,“ ſagte Rienzi halb mechaniſch, denn er war noch in Gedanken verloren.

„Und ſiehe da, hier iſt er!“ als Einer der Schreiber den Beſuch des Schmieds meldete.

„Laßt ihn herein,“ ſagte Rienzi, ſich gelaſſen niederſetzend.

Als der rieſige Schmied ſich gegenüber von Rienzi befand, ergötzte ſich Pandulpho an der Beobachtung der wunderbaren Gewalt des Geiſtes über die Materie. Dieſer trotzige und ſtämmige Rieſe, der bei allen Volksbewegungen über ſeine ganze Genoſſenſchaft emporragte, mit ſeinem ſteinernen Benehmen und ſeinen ſtählernen Nerven der Sammelpunkt und das Bollwerk für alle Andere — ſtand jetzt erblaſſend und zitternd vor dem Geiſt, der gleichſam ſeinen eigenen erſt erzeugt hatte — denn ſo ſehr hatte die Beredſamkeit Rienzi's den Funken erweckt und angeflammt, der bis dahin ſchlafend in der rauhen Bruſt gelegen hatte. Und wahrlich derjenige, der zuerſt im Leibeigenen das Gefühl und die Seele der Freiheit erweckt: der nähert ſich, ſo weit als es dem Menſchen immer geſtattet iſt, mehr als der Philoſoph, mehr ſelbſt als der Dichter dem großen Attribute der Gottheit — der Schöpferkraft! Aber wenn die Bruſt dafür nicht gebildet und erzogen iſt, kann leicht die Gabe dem Geber zum Fluch werden, und Der, der mit Einemmal aus einem Sklaven ein Freier wird, kann eben ſo raſch aus einem freien Mann ein Schurke werden.

„Tritt näher, mein Freund,“ ſagte Rienzi nach einer augenblicklichen Pauſe; „ich weiß Alles, was Du gethan haſt und thun willſt für Rom. Du biſt würdig ſeiner ſchönſten Tage und Du biſt geboren, an der Wiederkehr derſelben Theil zu haben.“

Der Schmied ſank Rienzi zu Füßen, der ſeine Hand aus-

ſtreckte, ihn aufzuheben; Cecco del Vecchio faßte ſie und küßte ſie ehrfurchtsvoll.

„Dieſer Kuß wird nicht zum Verräther!“ ſagte Rienzi lächelnd, „aber ſteh' auf, mein Freund — dieſe Huldigung gebührt nur Gott und ſeinen Heiligen!“

„Ein Heiliger iſt, wer uns in der Noth hilft,“ ſagte der Schmied derb heraus, „und Das hat kein Mann ſo gethan wie Du. Aber wann,“ fuhr er fort mit geſenkter Stimme und die Blicke ſcharf auf Rienzi heftend, wie etwa Einer, der auf ein Zeichen zum Zuhauen wartet, „wann, wann werden wir den großen Sturm wagen?“

„Du haſt mit allen braven Männern in der Nachbarſchaft Dich beſprochen — ſind ſie wohl vorbereitet?“

„Zu leben oder zu ſterben, wie Rienzi ihnen gebeut.“

„Ich muß die Liſte, die Zahl, Namen, Haus und Beruf haben — dieſe Nacht.“

„Das ſollſt Du.“

„Jeder muß ſeinen Namen oder ſein Zeichen mit eigener Hand beiſetzen.“

„Es ſoll geſchehen.“

„Dann höre! Komm zu Pandulpho di Guido dieſen Abend mit Sonnenuntergang in ſein Haus. Er wird Dich unterrichten, wo Du dieſe Nacht einige tapfere Herzen treffen ſollſt; Du biſt werth, Dich ihnen anzuſchließen. Du wirſt nicht fehlen!“

„Bei der heiligen Treppe! ich will bis dahin jede Minute zählen,“ ſagte der Schmied und ſein ſchwärzliches Geſicht leuchtete von Stolz über das ihm bewieſene Vertrauen.

„Inzwiſchen beobachte alle Deine Nachbarn! laſſ' keinen Mann ermatten und ſchwachherzig werden — keiner von Deinen Freunden darf ſich als Verräther brandmarken!“

„Ich will ihm die Gurgel abſchneiden, wär' es meiner eigenen Mutter Sohn, wenn ich Einen Mann von den Verpflichteten zurückweichen ſehe,“ verſetzte der wilde Schmied.

„Ha, ha!“ erwiederte Rienzi mit dem ihm eigenen ſonderbaren Lachen; „ein Wunder, ein Wunder! das Gemälde redet jetzt!“

Es war ſchon beinahe Dämmerung, als Rienzi das Capitol verließ. Der große Platz vor ſeinen Mauern war leer und verlaſſen, und ſeinen Mantel dichter um ſich wickelnd, wandelte er nachſinnend weiter.

„Ich habe beinahe die Höhe erklommen," dachte er, „und jetzt gähnt vor mir der Abgrund. Wenn es mir fehlſchlägt — welcher Sturz! die letzte Hoffnung meines Landes fällt mit mir. Nie wird ein Edler gegen einen Edeln ſich erheben. Nie wird ein zweiter Plebeſer wieder die Gunſt der Umſtände und die Macht für ſich haben wie ich. Roms Schickſal iſt an mich — an das Leben Eines Mannes gekettet. Die Freiheit aller Zeiten hängt an einem Rohr, das ein Wind entwurzeln kann. Aber, o Vorſehung des Himmels, haſt nicht Du mich für große Thaten aufbehalten und bezeichnet? Wie bin ich, Schritt für Schritt, bei dieſem erhabenen Unternehmen geführt worden! Wie hat jede Stunde ihrer nächſten Schweſter vorgearbeitet! Und doch, welche Gefahr! Wenn das unbeſtändige Volk, feig geworden durch lange Knechtſchaft, in der Stunde der Entſcheidung nur wankt, ſo bin ich verloren!"

Wie er ſo ſprach, hob er die Augen auf und ſiehe, vor ihm ſchien der erſte Stern der Dämmerung ruhig herab auf die maſſenhaften Ueberreſte des tarpejiſchen Felſen. Es war keine günſtige Vorbedeutung, und Rienzi's Herz ſchlug heftiger, als die dunkle, wüſte Maſſe ſo plötzlich, düſter ſeinem Blick ſich darbot.

„Furchtbares Denkmal!" dachte er, von welchen Cataſtrophen und zu unbekannt gebliebenen Entwürfen biſt Du Zeuge geweſen! Auf wie manche Unternehmungen, über welche die Geſchichte ſtumm iſt, haſt Du das Siegel gedrückt! Wie wiſſen wir, ob ſie verbrecheriſch oder gerecht waren? Wie wiſſen wir, ob nicht der als Verräther Verdammte, wenn er glücklich geweſen wäre, als ein Befreier mit unſterblichem Ruhm wäre gekrönt worden? Wenn ich falle — Wer wird meine Chronik ſchreiben? Einer vom Volk? Ach, blind und unwiſſend, bringt es keine Seelen hervor, welche ſich der Nachwelt vernehmlich machen können! Einer von den Pa-

triciern? Mit welchen Farben werde ich dann abgeſchildert werden? Kein Grabſtein wird ſich für mich unter Trümmern erheben, keine Hand Blumen auf mein Grab ſtreuen — alle meine Träume von früherer Ehre und Ruhm werden nur die Verdammung ewiger Vorwürfe ernten "

Unter ſolchen Gedanken über den Ausſchlag des gewaltigen Unternehmens, dem er ſich geweiht, verfolgte Rienzi ſeinen Weg. Er gewann die Tiber und hielt einige Augenblicke inne bei dieſem ſagenvollen Strom, auf welchen der purpurne, ſternbeſäete Himmel tief herabſchien. Er ging über die Brücke, welche zu dem Quartier von Trastevere führt, deſſen hochmüthige Bewohner ſich noch heute rühmen, die einzigen ächten Abkömmlinge der alten Römer zu ſeyn. Hier ward ſein Schritt raſcher und leichter; hellere, wenn auch weniger feierliche Gedanken drängten ſich ſeinem Gemüth auf, und der für einen Augenblick in Schlummer gelullte Ehrgeiz überließ ſeinen angeſpannten und arbeitsmüden Geiſt der Herrſchaft einer ſanfteren Leidenſchaft.

Eilftes Kapitel.

Nina di Raſelli.

„Ich ſage Dir, Lucia, ich mag dieſe Stoffe nicht; ſie ſtehen mir nicht. Sahſt Du je eine ſo armſelige Farbe? dieſes Purpurroth, um Gotteswillen! dieſes Carmoiſin! Warum gabſt Du zu, daß der Mann ſie da ließ? Laß ſie ihn morgen hintragen, wo er will. Sie mögen den Signora's auf der andern Seite der Tiber anſtehen, die ſich einbilden, Alles, was aus Venedig kommt, müſſe vollkommen ſeyn; aber ich, Lucia, ich ſehe mit meinen eigenen Augen und urtheile nach meinem eigenen Verſtand."

„Ach, liebe Herrin," ſagte die Dienerin, „wenn Ihr wäret, was Ihr ohne Zweifel einmal, früher oder ſpäter, werdet — eine vornehme Signora: mit welchem Anſtand würdet Ihr Euch auf einem ſolchen Ehrenplatz benehmen! Heilige

Cäcilia! keine andere Dame in Rom würde man anſehen, ſo lang Signora Nina da wäre!"

„Wollten wir ſie nicht lehren, was Pracht heißt?" antwortete Nina. „Ach, was für Feſte wollten wir halten! Sahſt Du nicht von der Gallerie aus die Luſtbarkeiten bei der Signora Giulia Savelli letzte Woche?"

„Ja, Signora; und wie Ihr den Saal entlang wandeltet in Eurem Silber- und Perlenſtoff, da flog ein ſolches Gemurmel durch die ganze Gallerie; Jedermann rief, die Savelli haben einen Engel zu Gaſt gehabt."

„Bſcht! Lucia; keine Schmeicheleien, Mädchen!"

„Es iſt die lautere Wahrheit, Herrin. Aber das war ein Feſt — oder nicht? Das war großartig! Fünfzig Diener in Scharlach und Gold und die Muſik und unaufhörlich fortſpielend! Man hatte die Spielleute aus Bergamo holen laſſen. Gefiel Euch dies Feſt nicht? Ach, ich ſtehe dafür, an jenem Tage wurden gewiß viele ſchöne Worte an Euch gerichtet!"

„La, la! nein, es fehlte da eine Stimme und dadurch war die ganze Muſik verderbt. Aber Mädchen, wär' ich die Signora Giulia, ich hätte mich nicht mit einer ſo armſeligen Luſtbarkeit begnügt."

„Was, armſelig? — nun alle Edelleute ſagen doch, ſie habe die ſtolzeſten Hochzeitfeſte der Colonna ausgeſtochen. Ja, ein Neapolitaner, der neben mir ſaß und unter der jungen Königin Johanna bei ihrer Vermählung aufgewartet hatte, geſteht, daß ſelbſt Neapel verdunkelt ward."

„Das mag ſeyn! Ich weiß nichts von Neapel; aber ich weiß, was mein Hof ſeyn ſollte, wenn ich wäre — was ich nicht bin und nie ſeyn werde. Das Tafelgeſchirr müßte von Gold ſeyn, die Pokale mit Edelſteinen beſetzt am Rand; keinen Zoll von dem nackten Eſtrich hätte man ſehen dürfen; Alles hätte müſſen von Goldbrokat ſchimmern. Der Springquell im Hof hätte mir müſſen die Wohlgerüche des Oſtens ausſtreuen; zu Pagen hätte ich nicht rohe Buben genommen, die über ihre eigene Tölpelei errötheten, ſondern hübſche Knaben, kaum zwölf Jahr alt, ausgewählt in den vornehm-

ſten Paläſten Roms, und die Muſik, oh Lucia! — jeder Muſiker hätte müſſen einen Kranz tragen und ihn verdienen; und Der, der am beſten geſpielt, hätte zur Belohnung, um alle Uebrigen anzufeuern, eine Roſe bekommen, aus meiner Hand. Sahſt Du wohl auch der Signora Giulia Kleid? Welche Farben! ſie hätten die Sonne am Abend beſchämen können! Gelb und blau und orange und ſcharlach! o gute Heilige! meine Augen thaten mir den ganzen folgenden Tag weh!“

„Ohne Zweifel, der Signora Giulia geht Euer Geſchmack in der Wahl der Farben ab,“ ſagte das gefällige Kammermädchen.

„Und dann auch welche Haltung — gar nichts Königliches darin. Sie bewegte ſich durch den Saal, ſo daß ihre Schleppe jeden Augenblick ihr zu nahe und zwiſchen die Füße kam; und dann ſagte ſie mit albernem Lachen: dieſe Feſttagskleider ſind doch ein läſtiger Ueberfluß! Wahrlich, für die Großen ſollte es gar keine Feſttagskleider geben! Für mich, nicht für Andere würde ich mich kleiden! Jeder Tag ſollte ſein neues Gewand haben, immer ein prächtigeres als das vorige. Jeder Tag müßte ein Feſttag ſeyn!“

„Mich dünkt,“ ſagte Lucia, „der Herr Giovanni Orſini ſchien ſehr verbindlich gegen meine Gebieterin.“

„Der! der Bär!“

„Ein Bär, das mag er ſeyn! Aber er hat ein koſtbares Fell. Sein Reichthum iſt unermeßlich.“

„Und der Narr weiß nicht, wie ihn verwenden!“

„War das nicht der junge Herr Adrian, der mit Euch, hart an den Säulen, wo die Muſik ſpielte, geſprochen hat?“

„Es kann ſeyn — ich vergaß es.“

„Aber ich höre, wenige Damen ſollen es vergeſſen, wenn Signor Adrian ihnen den Hof macht.“

„Es war nur ein Mann da, deſſen Geſellſchaft mir der Erinnerung werth ſchien,“ antwortete Nina, den Wink der verſchmitzten Dienerin nicht beachtend.

„Und wer war das?“ fragte Lucia.

„Der alte Gelehrte von Avignon.“

„Wie! der mit dem grauen Bart? O Signora!“

„Ja,“ sagte Nina in ernstem und trübem Tone; „wenn Er sprach, so verschwand die ganze Pracht aus meinen Augen — denn er sprach mir von ihm!“

Bei diesen Worten seufzte die Signora tief und die Thränen traten ihr in's Auge. Das Dienstmädchen verzog verächtlich den Mund und ihre Miene sprach Erstaunen aus; aber sie wagte keine Erwiederung.

„Oeffne den Laden,“ sagte Nina nach einer Pause, „und gib mir jenes Papier. Nicht das, Mädchen — die Verse, die man mir gestern sandte. Was! Du bist eine Italienerin und weißt nicht von selbst, daß ich von dem Gedicht Petrarka's rede?“

An dem geöffneten Fensterflügel sitzend, durch welchen der Mondschein sanft und glänzend sich hereinstahl, neben sich eine Lampe, vor welcher sie ihre Augen durch die vorgehaltene Hand zu schützen schien, obgleich sie eigentlich ihr Angesicht vor Lucia zu verbergen beabsichtigte, schien die junge Signora ganz versunken in eines jener zärtlichen Sonnette, welche damals in Italien die Köpfe berauschten und die Herzen entzündeten. *

Entsprossen aus einem armen Hause, das, obgleich sich seiner Abstammung von einem consularischen römischen Geschlecht rühmend, dermalen kaum noch seinen Platz unter der niedrigeren Klasse des Adels behauptete, war Nina di Raselli das verzogene Kind — der Abgott und Tyrann ihrer Eltern. Das kräftige und eigenwillige Wesen ihres Geistes machte sie zur Gebieterin, wo sie wollte, daß man ihr gehorchte, und wie zu allen Zeiten die Launen die Gewohnheiten zu bemeistern vermögen, hatte sie, obgleich in einem Land und unter einem Himmelsstrich, wo sonst die jungen, unvermählten Leute ihres Geschlechts gebunden und gefesselt sind, das Vorrecht der Unabhängigkeit sich angemaßt und

* Obgleich die Liebessonnette Petrarka's damals nicht, wie jetzt, die beliebtesten oder bekanntesten seiner Werke waren, ist es doch ein großer, aber allgemein verbreiteter Irrthum gewesen, wenn man glaubte, sie seyen wenig gelesen und nur kalt bewundert worden. Ihre Wirkung war in der That wundervoll und dauernd.

durch dieſe Anmaßung errungen. Zwar beſaß ſie mehr Kenntniſſe und Geiſt, als gewöhnlich den Frauen jener Zeit beſchieden war, und von Beidem hinreichend viel, um ihren Eltern als ein Wunder zu erſcheinen. Auch beſaß ſie, was von ihnen noch höher angeſchlagen wurde, eine außerordentliche Schönheit, und was ſie noch mehr fürchteten, einen unbezähmbaren Stolz — einen Stolz, der mit tauſend ſanften und liebenswürdigen Eigenſchaften gepaart war, wo ſie liebte, und der in der That in dieſem Falle ganz zu verſchwinden ſchien. Eitel zugleich und hochherzig, entſchloſſen, aber leidenſchaftlich — entwickelte ſie eine ſchimmernde Großartigkeit in ihrer Eitelkeit und Glanzſucht und etwas Schwärmeriſchliebliches in ihrem Eigenſinn; ihre Fehler bildeten einen Theil ihres ſtrahlenden Weſens; ohne ſie würde ſie weniger Weib geweſen ſeyn und lernte man ſie kennen, ſo mußte man alle Weiber nach ihrem Maßſtab ſchätzen. Sanftere Eigenſchaften erſchienen neben ihr nicht bezaubernder, ſondern fader — und war ſie ſanft, ſo war es in Wahrheit der Bann einer Zauberin. Sie beſaß keinen gemeinen Ehrgeiz, denn ſie hatte hartnäckig mehrere Verbindungen ausgeſchlagen, auf welche die Tochter Raſelli's ſich kaum je Rechnung machen durfte. Die ungeſchlachten Gemüther und die rohe Gewalt der römiſchen Edelleute erſchienen ihrer Einbildungskraft, welche voll war von der Poeſie des hohen Standes (ſeiner Pracht und ſeiner Armuth) als etwas Barbariſches und Widerliches, fürchterlich und verächtlich zugleich. Deßwegen hatte ſie ihr zwanzigſtes Jahr unvermählt, obwohl vielleicht nicht ohne Liebe, zurückgelegt. Die Fehler ihres Charakters ſelbſt ſteigerten noch das Ideal von Liebe, das ſie ſich entworfen hatte. Sie wünſchte ſich ein Weſen, an das ſich alle ihre eitleren Eigenſchaften unterwürfig anſchließen könnten; ſie empfand, daß, wo ſie lieben ſollte, ſie anbeten mußte; ſie verlangte kein gewöhnliches Idol, um vor ihm einen ſo kräftigen und herrſchſüchtigen Geiſt zu beugen. Ungleich den Frauen von milderem Weſen, welche nur eine kurze Zeit die Launen ſüßer Herrſchaft zu befriedigen wünſchen, mußte ſie, wenn ſie liebte, aufhören zu

herrschen und der Stolz mußte sich mit einem Male zu demüthiger Verehrung herablassen. So selten die Eigenschaften waren, welche sie anzuziehen vermochten, — so gebieterisch verlangte ihr Hochmuth, daß diese Eigenschaften über den ihrigen stehen, aber von derselben Art seyen, daß ihre Liebe ihren Gegenstand wie eine Gottheit erhöhen sollte. Gewohnt, zu verachten, ahnte sie ganz die Wonne, die darin liegt: zu verehren? Und wenn es ihr Loos war, mit einem so geliebten Mann verbunden zu werden, so war ihre Natur von der Art, daß sie sich durch die Anschauung desselben zu ihm emporschwingen konnte. Was ihre Schönheit betrifft, Leser! solltest Du nach Rom kommen, so wirst Du auf dem Capitol das Bild der Cumäischen Sibylle sehen, von dem, so oft kopirt, doch keine Kopie auch nur eine schwache Vorstellung gibt; warum es so heißt, weiß ich nicht — nur daß etwas Fremdes und Ueberirdisches in der dunkeln Schönheit der Augen liegt. Ich bitte Dich, diese Sibylle mit keiner andern zu verwechseln, denn die römischen Gallerieen sind reich an solchen. Die Sibylle, von der ich spreche, ist schwärzlich und das Antlitz von orientalischem Schnitt; Kleid und Turban, so schimmernd sie sind, werden verdunkelt durch die weichen, aber durchsichtigen Rosen der Wangen; das Haar wäre schwarz, bekäme es nicht durch einen goldenen Anflug eine weicher glänzende Farbe, die man nirgends als im Süden und auch da nur selten findet; die Züge, nicht griechisch, sind dennoch tadellos; Mund, Stirne, der volle und feine Umriß — alles ist menschlich und entzückend; der Ausdruck, der Blick ist mehr; die Form ist vielleicht zu voll für das Ideal der Anmuth, für die Verhältnisse der Skulpturen, für die Zartheit des atheniſchen Canons; aber der Fehler des Ueberflusses hat etwas Majestätisches. Man betrachte dies Gemälde lang; es bezaubert, aber beherrscht das Auge. Wenn Du hinschaust, so eilst Du um fünf Jahrhunderte rückwärts, Du siehst vor Dir das zum Sprechen ähnliche Bild Nina's di Raselli.

Aber es waren nicht jene scharfsinnigen und künstlichen Einfälle, bei welchem Petrarka, so ein großer Dichter er

wirklich war, doch oft Pedanterie mit Leidenschaft verwechselt hat, was in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit der schönen Nina auf sich zog. Ihre Augen hefteten sich nicht auf das Blatt, sondern auf den Garten, der sich unter dem Fenster hinzog. Ueber die alten Obstbäume und die hängenden Reben ergoß sich das Mondlicht, und im Mittelpunkt des grünen aber halb verabsäumten Rasens, warf eine kleine, ringförmige Fontäne, deren vollkommene Verhältnisse an längst vergangene Tage erinnerten, ihre spielenden Wasser den Küssen der Sterne entgegen. Die Scene war still und schön; aber weder an diese Stille, noch an diese Schönheit dachte Nina; Einer Stelle, der düsterſten und unfreundlichsten im ganzen Garten flog ihr Blick zu; da standen die Bäume dicht auf einander gedrängt und entzogen die niedere, aber dicke Mauer, welche das Haus der Raselli einschloß, dem Auge. Die Zweige dieser Bäume knisterten leise, aber Nina sah, wie sie sich bewegten; und jetzt tauchte aus dem Dickicht langsam und vorsichtig eine einzelne Gestalt empor, deren Schatten lang und schwarz sich über den Rasen hinstreckte. Sie näherte sich dem Fenster und eine leise Stimme hauchte den Namen Nina's.

„Schnell, Lucia," rief sie athemlos ihrem Mädchen zu, „schnell! die Strickleiter! er ist da! er ist gekommen! Wie langsam Du bist! eile Dich, Mädchen! er könnte entdeckt werden! da — jetzt ist sie fest. Meine Liebe! mein Held! mein Rienzi!"

„Du bist es!" sagte Rienzi, als er, sich in das Zimmer schwingend, seine Arme um ihre halb abgewendete Gestalt schlang, „und was Andern Nacht, ist mir Tag!"

Die ersten süßen Augenblicke der Bewillkommnung, die Glückwünsche waren vorüber und Rienzi saß zu den Füßen seiner Gebieterin; sein Haupt ruhte auf ihren Knieen — sein Antlitz sah zu ihrem empor — ihre Hände hielten einander gefaßt.

„Und für mich trotzest Du solchen Gefahren!" sagte der Liebhaber, „der Schande der Entdeckung, dem Zorn Deiner Eltern!"

„Ach, was sind meine Gefahren gegen die Deinigen? O Himmel, wenn Dich mein Vater hier fände, Du wärest des Todes!“

„Also würde er es für eine große Demüthigung halten, daß Du, schöne Nina, die Du Dich mit den mächtigsten Namen Roms vermählen könntest, Deine Liebe an einen Plebejer verschwendest — wäre er auch der Enkel eines Kaisers!“

Das stolze Herz Nina's verstand es recht gut, sich in den verwundeten Stolz ihres Geliebten hineinzuversetzen; sie entdeckte die Bitterkeit, die unter seiner Antwort, so nachläßig sie hingeworfen war, durchblickte.

„Hast Du mir nicht,“ sprach sie, „von jenem großen Marius erzählt, der kein Edler war, aber von dem der stolzeste Colonna mit tausend Freuden seinen Stammbaum ableiten würde? und kenne ich Dich nicht als einen Mann, der den mächtigen Marius verdunkeln wird, unbefleckt von dessen Lastern!“

„Köstliche Schmeichelei! Holde Prophetin!“ sagte Rienzi mit schwermüthigem Lächeln; „nie waren mir die tröstlichen Verheißungen über die Zukunft willkommner als jetzt; denn Dir will ich gestehen, was ich gegen Niemand sonst aussprechen möchte: meine Seele erliegt fast unter der gewaltigen Bürde, die ich ihr aufgeladen. Ich brauche neuen Muth, da die furchtbare Stunde naht und aus Deinen Worten und Blicken trinke ich ihn.“

„O!“ antwortete Nina, bei seinen Worten erröthend, „glorreich fürwahr ist das Loos, das ich durch meine Liebe zu Dir erkaufte; glorreich ist es, Deine Entwürfe zu theilen, Dich im Zweifel zu ermuthigen, Dir Hoffnung in der Gefahr zuzuflüstern.“

„Und mich mit Gnade zu krönen im Triumph!“ setzte Rienzi leidenschaftlich hinzu. „Ach, sollte je die Zukunft auf diese Stirne den Lorbeerkranz drücken, der dem Retter des Vaterlands gebührt — welche Freude, welche Belohnung, ihn Dir zu Füßen zu legen! Vielleicht hätte ich in den langen und einsamen Stunden der erkältenden Erschöpfung, welche die Pausen der Zeit ausfüllen — in den trüben Zwi-

ſchenräumen für nüchterne Gedanken zwiſchen den Epochen der lebendigen That — vielleicht hätte ich mich verzagend zurückgezogen und für immer auf meine Träume von Roms Zukunft verzichtet: hätte ich mir nicht immer die Stunde vorgemalt, wo ich mein Schickſal über meine Geburt erheben — wo Dein Vater es nicht mehr als eine Entehrung anſehen würde, mir Deine Hand zu geben, wo Du, auch Du ſtehen ſollteſt unter den Damen Roms, geehrter, ſo wie ſchöner, als alle, — wo die Pracht, welche meine eigene Seele verſchmäht, * mir lieb und reizend erſcheinen würde, weil ich ſie mit Dir vermählt ſähe. Ja, dieſe Gedanken haben mich begeiſtert, wenn Trotzigere als ich erbleichend zurückbebten vor den Geiſtern, welche ihre Bahn umgaben. Und oh! meine Nina, geheiligt, ſtark, dauernd muß fürwahr die Liebe ſeyn, welche in einer ſo reinen und erhabnen Luft lebt, wie diejenige, welche meine Träume von Vaterlandsliebe, Freiheit und Ruhm nährt."

Das war die Sprache, die mehr noch als die Gelübde der Treue und die holde Schmeichelei, die aus der Ueberfülle des Herzens entſpringt, die ſtolze und eitle Seele Nina's unter die Ketten gebeugt hatte, welche ſie ſo gerne trug. Vielleicht freilich malte ihr, in Rienzi's Abweſenheit, ihre ſchwächere Natur den Triumph aus, die hochgebornen Signora's zu demüthigen und die barbariſche Pracht der römiſchen Barone zu verdunkeln; aber in ſeiner Nähe, wenn ſie ſeinem hochſinnigen und edeln Ehrgeiz zuhorchte, der noch ganz unbefleckt war von allen ſelbſtſüchtigen Empfindungen — die Hoffnung ihres Beſitzes, eine ſehr leicht zu entſchuldigende Selbſtſucht, ausgenommen — da verflocht ſich ihr hohes Mitgefühl mit ſeinen Planen, da ſehnte ſich ihr Geiſt, zur Höhe des ſeinigen ſich emporzuheben und ſie dachte weniger an ihre Erhöhung, als an ſeinen Ruhm. Süß war es ihrem Stolz, die einzige Vertraute ſeiner geheimſten Ge-

* Quem semper abhorrui sicut cenum iſt der von Rienzi gebrauchte Ausdruck in einem Brief an ſeinen Freund in Avignon; und ohne Zweifel war es ihm damit Ernſt. Die Männer handeln ſelten nach den Eingebungen ihres eigenen Geſchmacks.

danken, so wie seiner kühnsten Anschläge zu seyn — vor sich diesen Entwürfe brütenden und tiefen Geist enthüllt zu sehen — eingeweiht zu werden selbst in die Kenntnisse seiner Zweifel und Schwächen, wie seines Heldenmuths und seiner Macht.

Nichts konnte einen schärfern Contrast bilden, als die Liebe von Rienzi und Nina, und die Adrians und Irenens; bei den Letztgenannten nichts als die Träume, die Phantasieen, die Ueberschwänglichkeit der Jugend; nie sprachen sie von der Zukunft; sie vermengten keine andere Bestrebungen mit den Gedanken der Liebe. Ehrgeiz, Ruhm — die großen Triebräder der Welt — galten ihnen nichts, wenn sie beisammen waren; ihre Liebe hatte die Welt verschlungen und außer sich nichts Sichtbares mehr unter der Sonne übrig gelassen. Aber die Leidenschaft Nina's und ihres Geliebten war die von schwerer zu befriedigenden Naturen und von reiferen Jahren; sie bestand aus tausend, ursprünglich getrennten Empfindungen, die aber durch den mächtigen Bann der Liebe in Einen Brennpunkt zusammengedrängt wurden; ihr Gespräch galt der Welt; von der Welt bezogen sie die Nahrung, die sie unterhielt; von der Zukunft besprachen sie sich, an sie dachten sie und aus den Träumen und der eingebildeten Herrlichkeit derselben machten sie sich Haus und Altar! ihre Liebe hatte mehr Verständiges an sich, als die Adrians und Irenens; sie paßte besser für diese harte Erde; auch hatte sie mehr von der Hefe der späteren, eisernen Tage und weniger von der Poesie des ersten goldenen Zeitalters.

„Und jetzt mußt Du von mir scheiden?“ sagte Nina, ihre Wange nicht mehr seinen Lippen, ihre Gestalt nicht mehr seiner Abschiedsumarmung entziehend. „Der Mond ist noch hoch; Du hast mir erst eine kleine Stunde geschenkt.“

„Eine Stunde! Ach!“ sagte Rienzi, „es ist nahe bei Mitternacht. Unsere Freunde erwarten mich.“

„Geh denn, meiner Seele beste Hälfte! geh! Nina soll Dich keinen Augenblick zurückhalten von jenen höheren Bestrebungen, welche Dich für Nina so theuer machen. Wann — wann werden wir uns wieder sehen?“

„Nicht mehr," sagte Rienzi stolz und seine ganze Seele auf der Stirne, „nicht mehr so verstohlen! nein! nicht mehr so wie ich Dich heute begrüßte, ein dunkler, verachteter Knecht! Das nächstemal, daß Du mich siehst, soll es seyn an der Spitze der Söhne Roms! als ihr Hort, ihr Befreier! oder" — und hier ließ er die Stimme sinken.

„Hier gibt es kein Oder!" unterbrach ihn Nina, ihren Arm um ihn schlingend, selbst seinen Enthusiasmus theilend, „Du hast Dein eigenes Geschick ausgesprochen!"

„Noch einen Kuß! Leb' wohl! Der zehnte Tag von morgen an geht über das befreite Rom auf!"

Zwölftes Kapitel.

Die sonderbaren Abenteuer, welche Walkern von Montreal begegneten.

Es war an demselben Abend, als die früheren Sterne schon über der Stadt glänzten, daß Walter von Montreal, allein zurückkehrend, in das damals mit der Kirche von Santa Maria del Priorata verbundene Kloster (beide gehörten damals den Hospitalitern und im letztern hatte Montral seine Wohnung genommen) unter den Ruinen und der Verwüstung, die seinen Pfad umgaben, stehen blieb. Obgleich wenig bewandert in den klassischen Erinnerungen, die durch diesen Ort erweckt wurden, konnte er sich doch nicht des Eindrucks erwehren, welchen die ihn umgebenden Zeugen entschwundener Größe erweckten — das ungeheure Skelett gleichsam der todten Riesin.

„Jetzt," dachte er, indem er rings umher die unbedachten Säulen und zerrissenen Mauern betrachtete, die sich überall zeigten, über welche das Sternlicht sich ergoß, geisterhaft und durchsichtig, und im Hintergrund die drohenden Befestigungswerke der Frangipani mit ihren Zinnen, halb versteckt von dem dunkeln Laubwerk, welches aufwucherte unter den Tempeln und Palästen des Alterthums — die Natur, trium-

phirend über die ſchwächere Kunſt! „Jetzt,“ dachte er, „würden Büchermänner bei dieſer Umgebung ſich begeiſtert fühlen von phantaſtiſchen und traumhaften Geſichten der Vergangenheit. Aber mir erwecken dieſe Denkmale hochfliegenden Ehrgeizes und königlichen Glanzes nur Bilder der Zukunft. Noch kann Rom, mit ihrem Siebenhügeldiadem, wie das alte Rom, einſt der Preis werden für den ſtärkſten Arm und den kühnſten Krieger, wiederlebt, nicht durch ihre eigenen entarteten Kinder, ſondern durch das eingegoſſene Blut eines neuen Geſchlechtes. Wilhelm der Baſtard konnte kaum an den harten Engländern eine ſo leichte Eroberung finden, als Walter der Wohlgeborne an dieſen geſunkenen Römern finden wird. Und welche Eroberung iſt die glorreichere — die der barbariſchen Inſel, oder die der Hauptſtadt der Welt! Kleiner Schritt vom General zum Podeſta — ein noch kleinerer vom Podeſta zum König!“

Während er ſo über ſeinem kühnen, aber doch nicht ganz chimäriſchen Ehrgeiz brütete, ließ ſich ein raſcher, leichter Schritt in dem langen Graſe vernehmen, und auffallend entdeckte Montreal die Geſtalt einer großen weiblichen Perſon, die von dem Theil des Hügels, welchen damals viele Klöſter bedeckten, gegen den Fuß des Aventin herabkam. Sie ſtützte ſich beim Gehen auf einen langen Stock, und bewegte ſich mit ſolcher Elaſticität und Geradheit, daß man, als ihr Angeſicht beim Sternenſchein ſichtbar wurde, mit Ueberraſchung das Geſicht einer ſchon bejahrten Frau entdeckte — eine finſtere, ſtolze Miene, verwittert und von tiefen Furchen durchſchnitten, doch nicht ohne eine gewiſſe Regelmäßigkeit der Umriſſe.

„Barmherzige Jungfrau!“ rief Montreal zurückfahrend, als dieſes Angeſicht ihn anſchaute, „iſt es möglich? Sie iſt es — es iſt —“

Er ſprang vor und ſtellte ſich gerade vor die alte Frau hin, welche eben ſo überraſcht, obwohl mehr erſchrocken ſchien über den Anblick Montreals.

„Ich habe Dich Jahre lang geſucht,“ ſagte der Ritter,

zuerſt das Stillſchweigen brechend, „Jahre, lange Jahre — Dein Gewiſſen kann Dir ſagen: warum?“

„Das meinige, Mann des Bluts!“ ſchrie das Weib, zitternd vor Wuth oder Furcht, „wagſt Du von Gewiſſen zu ſprechen? Du, der Ehrenſchänder, der Räuber, der Mörder von Handwerk! Du Schandfleck der Ritterſchaft und Deiner Geburt! Du mit dem Kreuz der Keuſchheit und des Friedens auf der Bruſt! Du ſprichſt von Gewiſſen, Heuchler! Du?“

„Frau, Frau!“ ſagte Montreal, bittend und beinahe erliegend unter der heftigen Leidenſchaft des ſchwachen Weibes, „ich habe geſündigt gegen Dich und die Deinen. Aber erinnere Dich an Alles, was mich entſchuldigt! frühe Liebe — verhängnißvolle Hinderniſſe, ein zu raſches Gelübde, unwiderſtehliche Verſuchung! Vielleicht,“ fuhr er in ſtolzerem Ton fort, „vielleicht ſteht es noch in meiner Gewalt, meinen Irrthum zu ſühnen, und mit gepanzerter Hand zu erzwingen von dem Nachfolger St. Peter, der Macht hat zu löſen und zu binden. — —“

„Meineidiger und Verworfener!“ unterbrach ihn das Weib — „läßt Du Dir einfallen, daß Gewaltthat Abſolution erwerben könne, oder daß Du je das Vergangene gut zu machen vermögeſt? Einen gemeuchelten edeln Namen — das gebrochene Herz und den Fluch eines ſterbenden Vaters! Ja, dieſen Fluch, ich höre ihn noch! er gellt mir ſchreckhaft ins Ohr, als ſtände ich bei dem erſterbenden Körper! er hängt ſich an Dich — er verfolgt Dich — er wird Dich durch den Bruſtharniſch durchbohren — er wird Dich treffen in der Mittagshöhe Deiner Macht. Dein Geiſt zerſtört — Dein Ehrgeiz verdorrt — ſpäte Reue — ein Leben voll Hader und ein ſchmachvoller Tod — Dein Verderben die Folge Deines Verbrechens! Zu dieſem, zu dieſem hat der Fluch eines alten Mannes Dich verurtheilt! und Du biſt verurtheilt!“

Dieſe Worte, mehr gekreiſcht als geſprochen — das flammende Auge — die aufgehobene Hand — die aufgerichtete Geſtalt der Redenden — die Stunde — die Einſamkeit

der umgebenden Ruinen — Alles wirkte zuſammen, dieſer ſchauerlichen Verwünſchung das Gepräge der Prophezeihung zu geben. Der Krieger, an deſſen furchtloſer Bruſt hundert Speere fruchtlos zerſplittert waren, ſank erbleichend und gebeugt zur Erde. Er faßte den Saum vom Kleide der wilden Unglücksverkünderin und ſchrie mit erſtickter, hohler Stimme: „Schone mein, ſchone mein!“

„Dein ſchonen?“ ſagte die mitleidsloſe Alte, „haſt Du je Männer verſchont in Deinem Haß, oder Weiber in Deiner Luſt? Ah, krieche nun im Staub! ſchmiege, ſchmiege Dich! wildes Thier, das Du biſt! deſſen glatte Haut und gleißende Farben die Unvorſichtigen betrog, daß ſie blind waren gegen die Krallen, welche zerfleiſchen, gegen die Zähne, welche zerreißen; ſchmiege Dich, daß der Fuß der Alten und Unmächtigen Dich ſporne!“

„Hexe!“ ſchrie Montreal, in der Wiederaufwallung plötzlicher Wuth und wahnſinnigen Stolzes wieder aufſpringend und ſich aufſpreizend — „Hexe! Du haſt die Schranken überſchritten, innerhalb deren, bedenkend wer Du biſt, meine Geduld Deine Frechheit gewähren ließ! Ich hatte beinahe vergeſſen, daß Du Dir meine Rolle anmaßeſt! ich bin der Ankläger! Weib! der Knabe! Weiche nicht aus! Zweizüngle nicht! lüge nicht! Du warſt die Diebin!“

„Ich war's. Du gabſt mir Unterricht darin, zu ſtehlen ein —“

„Gib her — liefere ihn aus!“ unterbrach ſie Montreal, mit ſolcher Kraft auf die Erde ſtampfend, daß die Splitter der Marmortrümmer, worauf er ſtand, unter ſeinen beerzten Ferſen losſprangen.

Das Weib kümmerte ſich wenig um eine Heftigkeit, bei welcher der trotzigſte Krieger Italiens gezittert hätte; aber ſie antwortete nicht geradezu. Der Charakter ihrer Züge ging von der Leidenſchaft in den Ausdruck ernſten, tiefen und melancholiſchen Nachſinnens über. Endlich redete ſie wieder zu Montreal, deſſen Hand mehr mit dem Inſtinkt langer Gewohnheit, wenn er erzürnt oder gereizt war, als aus einer blutigen Abſicht nach ſeinem Dolch gegriffen hatte; denn ſo

wild und rachsüchtig er auch war — dessen wäre er nicht gegen irgend ein Weib — viel weniger gegen das vor ihm stehende, fähig gewesen.

„Walter von Montreal," sagte sie in einem so ruhigen Tone, daß es fast wie Mitleid klang, „der Knabe, den, denk' ich, nie Bruder oder Schwester gekannt hat, das einzige Kind eines einst stolzen und herrlichen Geschlechts von beiden Seiten, obwohl nicht von beiden Seiten eines entehrten — nun, warum so ungeduldig? Du wirst bald das Schlimmste erfahren — der Knabe ist todt!"

„Todt," wiederholte Montreal zurückbebend und erblassend; „todt! — nein, nein! sag' nicht so! er hat eine Mutter — Du weißt, er hat eine! eine zärtliche, weichmüthige, ängstliche, hoffende Mutter! nein! nein! er ist nicht todt!"

„So kannst Du also fühlen für eine Mutter?" sagte die Alte, anscheinend gerührt durch den Ton des Provenzalen. „Doch, bedenke Dich! ist es nicht besser, daß das Grab ihn bewahrt vor einem Leben voll Ausschweifungen, Blutvergießen und Verbrechen? Besser, schlafen mit Gott, als wachen mit den Teufeln!"

„Todt!" wiederholte Montreal; „todt! der holde Kleine! so jung — Diese Augen, die Augen seiner Mutter, so bald geschlossen!"

„Hast Du noch etwas zu sagen! Dein bloßer Anblick scheucht alle Weiblichkeit aus meiner Seele! entlaß mich!"

„Todt! soll ich Dir glauben? oder treibst Du Deinen Hohn mit mir? Bedenke, Du hast meinen Fluch ausgesprochen; horche auf meinen Abschied; wenn Du dies gelogen hast, so soll Deine letzte Stunde Dich quälen und Dein Todtenbett soll das Todtenbett der Verzweiflung seyn!"

„Dein Mund," versetzte das Weib mit verächtlichem Lächeln, „ist besser gemacht für leichtsinnige Betheurungen gegen unglückliche Mädchen, als für Verwünschungen, die nur im Munde der Guten feierlich klingen. Fahrewohl!"

„Halt, unerbittliches Weib, halt! wo schläft er? Messen

ſoll man ſingen, Prieſter ſollen beten; die Sünden des Vaters ſollen nicht heimgeſucht werden an dieſem jungen Haupt!“

„In Florenz.“ verſetzte ſie haſtig, „aber kein Stein zeigt die Ruheſtätte des Geſchiedenen; der verſtorbene Knabe hatte keinen Namen.“

Ohne weitere Fragen abzuwarten, ſchritt das Weib jetzt weiter — ſie verfolgte ihren Weg und das hohe Geſtrüppe und die Wendung des Pfades entzogen bald die Unglück weiſſagende Erſcheinung der öden Landſchaft.

Montreal, jetzt allein, ſank mit einem tiefen und ſchweren Seufzer zu Boden, bedeckte ſein Antlitz mit den Händen und brach in tödtliche Betrübniß aus; ſeine Bruſt arbeitete, ſein ganzer Körper zitterte — und er weinte und ſchluchzte laut mit der ganzen furchtbaren Heftigkeit eines Mannes, deſſen Leidenſchaften ſtark und wild ſind, aber dem der Sturm des Kummers allein neu und fremd blieb.

Niedergeſtreckt, entmannt, blieb er hier beträchtliche Zeit; allmälig, als Thränen ſeinen Schmerz erleichterten, wurde er nach und nach ruhiger und hing zuletzt mehr einer düſtern Träumerei nach als einer leidenſchaftlichen Betrübniß. Der Mond ſtand hoch und die Stunde war ſpät, als er aufſtand, und nur wenige Spuren der vergangenen Aufregung haften noch auf ſeinem Angeſicht, denn Walter von Montreal beſaß nicht die Gemüthsart, in welcher der Schmerz heimiſch werden und ſich einniſten, oder welche ein Schlag in die fortdauernde und zur Gewohnheit werdende Schwermuth verſetzen kann, welche ihren dunkeln Schleier über Solche wirft, die mehr nachhaltig, wiewohl nicht mit ſo ſtürmiſcher Empfindung fühlen. Er beſaß die Elemente des ächten franzöſiſchen Charakters, aber im übertriebenſten Maßſtab; das Tiefſte und Ernſteſte an ihm war gemiſcht mit Flatterhaftigkeit und Leichtſinn; ſein tiefſter Scharfſinn ward oft durch eine Laune durchkreuzt; ſein gewaltiger Ehrgeiz einer nichtswürdigen Verſuchung aufgeopfert; und ſeine elaſtiſche, ſanguiniſche und hochſtrebende Natur war einzig nur getreu dem Verlangen nach kriegeriſchem Ruhm, der Poeſie eines glänzenden und ſtürmiſchen Lebens, und den

Reizungen jener zärtlichen Leidenschaft, ohne deren Farben das Bild der Chevalerie immer unvollständig bleibt, und worin er eines Gefühls, einer Zärtlichkeit und einer ergebenen Unterwürfigkeit fähig war, die man kaum hätte für vereinbar halten sollen mit seinem unbedachten Leichtsinn und seiner zuchtlosen Lebensweise.

„Nun," sagte er, als er langsam aufstand, seinen Mantel um sich faltete und seinen Weg wieder antrat; „es war nicht um meinetwillen, daß ich mich so dem Schmerz hingab. Aber die Qual ist vorbei und das Schlimmste weiß ich. Zurück also jetzt zu den Gegenständen, die nie sterben — rastlose Entwürfe und kühne Plane! Der Fluch dieser Hexe macht, daß mir noch das Blut kühl ist und diese Einsamkeit hat etwas Gespenstisches und Schauerliches an sich. Ha — was für ein plötzliches Licht ist da?"

Das Licht, das Montreal ins Auge fiel, brach beinah hervor wie ein Stern, kaum größer in der That, aber röther und mit stärkerem Glanz. An sich war es nicht auffallend, und hätte können von einem Kloster oder einer Hütte herrühren. Aber es ergoß sich von einer Seite des Aventin, die keine Wohnungen der Lebendigen enthielt, sondern nur verlassene Ruinen und zertrümmerte Säulenreihen, deren Namen sogar, sammt dem Gedächtniß der früheren Inhaber, todt war. Dies wissend, empfand Montreal ein leises Grauen, als die Flamme ihr sich gleichbleibendes Licht über die traurige Landschaft ausgoß, denn er war nicht frei von dem ritterlichen Aberglauben jener Zeiten und es war jetzt die den Geistern und Gespenstern angehörende Spuckstunde. Aber Furcht vor dieser oder vor der andern Welt konnte nicht lange den Geist des kühnen Freibeuters überwältigen, und nach einem kurzen Bedenken entschloß er sich, einen kleinen Abstecher von seinem Weg zu machen und sich des Grunds jener Erscheinung zu versichern. Ohne daß er es wußte, schritt der martialische Fuß des Barbaren über die Stätte des berühmten oder berüchtigten Ististempels, der einst Zeuge der wilden, von Juvenal berichteten Orgien gewesen, und gelangte zuletzt an ein dichtes und dunkles Buschholz, das

durch eine Oeffnung in seinem Mittelpunkt jenes räthselhafte Licht durchschimmern ließ. Der Ritter drang durch das dunkle Gebüsch und befand sich dann vor einer großen, grauen, unbedachten Ruine, aus welcher, gedämpft und verworren der Hall von Stimmen hervordrang. Durch einen Riß in der Mauer, der eine Art von Fenster bildete — welches wahrscheinlich der Bau in seiner früheren Herrlichkeit nicht gekannt hatte — ungefähr zehn Fuß über dem Boden, brach jetzt das Licht über den mit verworrenem Gestrüpp bewachsenen Grund hin, eingehüllt gleichsam in ungeheure Schattenmassen und strahlte durch einen ganz nahen, zertrümmerten Säulengang. Der Provenzale stand, ohne daß er es wußte, auf der Stelle, die einst geweiht war durch den Tempel, den Säulengang und die Bibliothek der Freiheit (die erste öffentliche Bibliothek, die in Rom bestand). Die Mauer der Ruine war bedeckt von unzählbaren Schlingpflanzen und wildem Gesträuch, und es bedurfte nur wenig Gewandtheit von Seiten Montreals, um sich mit Hülfe von diesen zu der Höhe der Oeffnung emporzuheben, wo er dann, bedeckt von dem üppigen Laubwerk, hineinsah. Er erblickte einen Tisch von Kerzen erleuchtet und mitten darauf ein Crucifix; einen entblösten Dolch, eine geöffnete Rolle, wie sich hernach auswies, heiligen Inhalts, und eine metallne Schaale. Ungefähr hundert Männer in Mänteln und mit schwarzen Masken standen regungslos im Kreis, und Einer, größer als die Uebrigen, ohne Verhüllung und Maske — dessen bleiche Stirne und finstere Züge durch dies Licht noch bleicher und finsterer erschienen — schloß soeben eine Anrede an seine Genossen.

„Ja," sagte er, „in der Kirche des Lateran will ich den letzten Aufruf ans Volk erlassen. Unterstützt von dem Vikar des Pabsts — ich, selbst ein päbstlicher Beamter — so werde ich einleuchtend machen, daß Religion und Freiheit — daß Helden und Märtyrer — die gleiche Sache, die gleichen Interessen haben. Nach diesem sind Worte überflüssig; Thaten müssen an die Reihe kommen. Bei diesem Crucifix verpfände ich mein Wort — bei diesem Stahl weihe ich mein Leben

der Wiedergeburt Roms. Und Ihr — die Ihr dann nicht mehr Mantel und Maske nöthig habt; wenn die einzelne Trompete ſich vernehmen, wenn der einzelne Reiter ſich ſchauen läßt, Ihr, ſchwöret Euch zu vereinigen um das Banner der Republik und mit Herz und Hand, mit Leben und Seele, mit Verachtung des Todes und in Hoffnung der Erlöſung — zu widerſtehen den Waffen der Unterdrücker!"

„Wir ſchwören! wir ſchwören!" riefen alle Stimmen — und wie ſie ſich zum Kreuz und Dolch herzudrängten, wurden die Kerzen durch die umgebenden Haufen verdunkelt, ſo daß Montreal die Ceremonie nicht ſehen konnte; auch hörte er nicht die nur gemurmelte Eidesformel; aber er konnte errathen, daß der damals bei Verſchwörungen übliche Gebrauch — welcher erheiſchte, daß jeder Verſchworne ein paar Tropfen ſeines Bluts vergoß, zum Zeichen, daß er ſein Leben ſelbſt der Unternehmung weihe — auch hier nicht fehlte; denn als die Schaar wieder zurücktrat, hielt dieſelbe Geſtalt, welche zuvor die Verſammelten angeredet, die Schaale mit beiden Händen in die Höhe — am linken, entblösten Arm quoll langſam Blut hervor, und träufelte tropfenweiſe auf die Erde und mit feierlicher Stimme und aufwärts gerichteten Augen, ſprach er:

„Unter den Trümmern deines Tempels, o Freiheit! weihen wir Römer dir dieſe Libation! Wir, beſchützt und begeiſtert nicht von weſenloſen, fabelhaften Göttern, ſondern vom Herrn der Heerſchaaren und von Ihm, der vom Himmel herabkommend, nicht an Kaiſer und Fürſten, ſondern an Fiſcher und Ackerleute ſich wandte — der den Niedrigen und Armen Vollmacht übertrug — die Vollmacht der Offenbarung!" Dann kehrte er ſich plötzlich zu ſeinen Genoſſen, ſeine Züge, in Charakter und Ausdruck ganz eigenthümlich wechſelnd, verklärten ſich aus feierlicher Scheu zu kriegeriſcher, flammender Begeiſterung und laut rief er: „Tod der Tyrannei! Es lebe die Republik!" Die Wirkung dieſes Uebergangs war überraſchend. Jeder legte, wie von einer unwiderſtehlichen Macht blindlings getrieben, die Hand aufs

Schwert, als er den Spruch wiederholte; Einige zogen sogar ihre Klingen, als gälte es jetzt gleich loszuschlagen.

„Ich habe genug gesehen; jetzt werden sie bald aufbrechen," sprach Montreal bei sich: „und ich wollte lieber einem Heer von Tausenden begegnen, als einem halben Dutzend so entflammter und so berauschter Schwärmer." Mit diesen Worten ließ er sich auf den Boden herab und schlich fort, während noch einmal durch die stille Mitternachtsluft der dumpfe Ruf ihm ans Ohr schlug: Tod der Tyrannei! Es lebe die Republik!

Zweites Buch.

Die Revolution.

Ogni lascivia, ogni male, nulla giustizia, nullo freno. Non c'era più remedio, ogni persona periva. Allora Cola di Rienzi etc. *

Vita di Cola 1, 5.

Erstes Kapitel.

Der Ritter von der Provence und sein Antrag.

Es war beinah Mittag, als Adrian durchs Thor des Palastes von Stephan Colonna ging. Die Paläste der Barone waren damals nicht so, wie man sie jetzt sieht: Schatzkammern für die unsterblichen Gemälde italienischer, für die unvergänglichen Skulpturen griechischer Kunst; aber bis auf

* Lauter Frechheit, lauter Unthat, nirgends Gerechtigkeit, nirgends Zaum und Zügel. Kein Heilmittel war mehr vorhanden, Alles ging zu Grund. Da befahl Cola di Rienzi u. s. w.

den heutigen Tag ſind beibehalten die maſſiven Wände, die feſten Fenſter, die geräumigen Höfe, in welchen ſie damals ihr unholdes Geſinde beherbergten. Hoch über den Thoren erhob ſich ein erhabener, feſter Thurm, deſſen ragende Zinnen eine weite Anſicht von den verſtümmelten Ueberreſten Roms beherrſchten; das Thor ſelbſt war auf beiden Seiten geziert und befeſtigt durch granitne Säulen, deren doriſche Capitäle den Tempelraub verriethen, durch den ſie einem der vielen Tempel, welche früher das heilige Forum umgaben, waren entriſſen worden. Auf gleichen Frevel deuteten die ungeheuern Travertinblöcke hin, welche die Mauern des äußern Hofs ausmachten. So gewöhnlich waren damals die barbariſchen Verſchleppungen der koſtbarſten Kunſtdenkmale, daß die Säulen und Bauten des früheren Roms von allen Klaſſen nur wie Steinbrüche angeſehen wurden, wo jedem die Materialien für Schloß oder Hütte herbeizuholen frei ſtand; ein Zerſtörungsübermuth, weit größer als der der Gothen, welchen eine ſpätere Zeit gern all jene Schmach aufgebürdet hätte, und der vielleicht auch mehr als ſchwerere Frevel die klaſſiſche Entrüſtung Petrarka's erweckte, und ihn in ſeinen Hoffnungen für Rom mit Rienzi einſtimmen machte. Noch ſind zu ſehen die Kirchen aus dieſer oder noch früheren Zeiten, die, ſelbſt von der ſchlechteſten Architektur, gebaut ſind neben oder von den Marmorblöcken, welche die Namen Venus, Jupiter, Minerva heiligen — mehr als daß ſie durch dieſe geheiligt würden; der Palaſt des Fürſten aus dem Haus der Orſini, des Herzogs von Gravina, erhebt ſich über den ſchönen, noch ſichtbaren Bogen des Theaters des Marcellus — damals eine Feſte der Savelli.

Als Adrian über den Hof ſchritt, verſperrte den Weg ein ſchwerer Wagen, beladen mit gewaltigen Marmorblöcken, die aus dem unerſchöpften Schacht von Nero's goldenem Haus gegraben waren; ſie ſollten zu einem neuen Thurm dienen, durch den Stephan Colonna den geſchmack- und formloſen Bau noch zu befeſtigen dachte, worin der alte Edelmann den Ruhm, dem Geſetze Trotz zu bieten, behauptete.

Der Freund Petrarka's und Zögling Rienzi's ſeufzte

tief, als er an dieser Fuhre neuer Beute vorbeiging, und eine Säule von kannelirtem Alabaster, nachlässig vom Wagen herabgewälzt, mit lautem Krachen auf das Pflaster fiel. Am Fuß der Treppen waren etwa ein Dutzend der Banditen versammelt, die der alte Colonna unterhielt; sie spielten mit Würfeln auf einem alten Grabstein, dessen klare und tiefgegrabene Inschrift (so verschieden von den nachlässigen Charakteren der späteren Kaiserzeit) ein Denkmal aus der gewaltigsten Zeit Roms verriethen, und der jetzt, selbst von Asche leer, und umgestürzt, diesen fremden Barbaren als Tisch diente und schon zu dieser frühen Stunde mit Stücken Fleisch und Weinflaschen besetzt war. Sie rührten sich kaum, sie sahen kaum auf, als der junge Edelmann an ihnen vorbeiging; und ihre trotzigen Flüche, ihre lauten Ausrufungen, in einem nordischen Jargon ausgestoßen, verletzten mit ihren harten Tönen sein Ohr, wie er mit langsamen Schritten die hohen unsauberen Treppen hinanstieg. Er gelangte in ein sehr großes Vorzimmer, das halb angefüllt war von der höheren Klasse der Leute des Patriciers; fünf bis sechs Pagen, aus dem niedern Adel erlesen, erörterten, an einem schmalen und tiefen Fenster versammelt, die ernsten Gegenstände der Galanterie und Intrigue; drei schmucke Häuptlinge der Bande unten, den Brustharnisch angelegt und Schwert und Helm neben sich, saßen, stumpf und stumm, an einem Tisch in der Mitte des Zimmers und hätten für Automate gelten können, abgesehen von der feierlichen Regelmäßigkeit, womit sie von Zeit zu Zeit ihre Becher an die bärtigen Lippen setzten und dann, mit einem wohlhäbigen Brummen, wieder in ihre Beschaulichkeit versanken. Auffallend war der Contrast ihres nordischen Phlegmas gegen einen Schwarm italienischer Clienten, Bittsteller und Schmarotzer, die rastlos hin und her gingen, und laut unter einander sich besprachen mit all' den heftigen Geberden und dem wechselnden Ausdruck südlicher Lebhaftigkeit. Allgemeine Aufmerksamkeit und Bewegung entstand, als Adrian unter diese bunte Gesellschaft trat. Die Soldatenhäuptlinge nickten mechanisch mit den Köpfen; die Pagen verbeugten sich

und bewunderten die Schönheit seines Federbusches und seiner Strümpfe. Die Clienten, Bittsteller und Schmarotzer umdrängten ihn, Jeder mit einer besondern Bitte um Verwendung bei seinem mächtigen Vetter. All' seiner gewohnten Höflichkeit und Gewandtheit bedurfte Adrian, um sich aus ihren Krallen zu retten und mit Mühe gewann er endlich die niedere und schmale Thüre, an welcher ein großer Diener stand, der, gemäß seinem Vortheil oder seiner Laune, die sich an ihn Wendenden einließ oder abwies.

„Ist der Baron allein?" fragte Adrian.

„Nun, nicht ganz, mein Gebieter! ein fremder Signor ist bei ihm — aber für Euch ist er natürlich sichtbar."

„Nun so laßt mich immer ein. Ich möchte nach seinem Befinden fragen."

Der Diener öffnete die Thüre — durch deren Spalt mancher eifersüchtige und verlangende Blick hineinspähte — und übergab Adrian der Führung eines Pagen, der, älter und angesehener als die Lungerer im Vorzimmer, der Lieblingsdiener des Schloßherrn war. Durch noch ein leeres, großes und trauriges Zimmer schritt Adrian und befand sich dann in einem kleinen Kabinet bei seinem Vetter.

Vor einem Tisch, worauf ein Schreibapparat, saß der alte Colonna, ein Rock von reichem Pelz und Sammt umfloß wallend seine lange stattliche Gestalt; unter einer runden Nachtmütze von carmoisinrother Farbe und behaglicher Wärme quollen einige graue Locken hervor und mischten sich mit einem langen und ehrwürdigen Bart. Das Antlitz des alten Barons, der längst sein achtzigstes Jahr zurückgelegt, trug noch die Spuren einer Anmuth, wegen welcher er in seinen früheren Mannsjahren berühmt war. Seine Augen, wenn schon sehr tief liegend, waren noch dunkel und lebhaft und funkelten von allem Feuer der Jugend; sein Mund, aufwärts gezogen in einem gefälligen, obgleich halb satyrischen Lächeln; seine Erscheinung im Ganzen war einnehmend und gebieterisch, und zeigte mehr das hohe Blut, den schlauen Witz, die galante Tapferkeit des Patriciers, als seine Tücke, Heuchelei

und den ihm zur Gewohnheit gewordnen, höhniſchen Geiſt der Unterdrückung.

Stephan Colonna, ohne im ſtrengſten Sinn ein Held zu ſeyn, war wirklich ein tapfrerer Mann als die meiſten Römer, wiewohl auch er an dem italieniſchen Grundſatz feſthielt: nie mit einem Feind zu fechten, wenn es möglich iſt, ihn zu betrügen. Zwei Fehler jedoch thaten den Wirkungen ſeines Scharfſinns Eintrag, ein höchſt launenvoller Uebermuth und ein gewaltiger Glaube an die Untrüglichkeit ſeiner Erfahrung. Er hatte kein Verſtändniß für Analogieen. Was zu ſeiner Zeit nicht vorgefallen war, das, war er vollkommen überzeugt, konnte nie vorfallen. So beſaß er, obgleich allgemein als gewandter Diplomatiker geſchätzt, die Liſt des Intriguanten, ohne die Umſicht des Staatsmanns. Wenn ihn jedoch ſein Stolz im Glück anmaßlich machte, ſo richtete er ihn auch im Mißgeſchick auf. Und bei den frühern Wechſelfällen eines Lebens, das er zum Theil in der Verbannung zugebracht, hatte er manche edle Eigenſchaften der Tapferkeit, Ausdauer und wirklichen Seelengröße entwickelt, welche bewieſen, daß ſeine Fehler mehr in Folge der Umſtände angewöhnt, als in ſeiner Natur gewurzelt waren. Sein zahlreiches, hoch gebornes Geſchlecht war ſtolz auf dies Haupt; und mit Recht, denn er war der Gewandteſte und Geehrteſte nicht blos von dem eigentlichen Stamm der Colonna, ſondern vielleicht auch von allen mächtigeren Baronen.

Am nämlichen Tiſch mit Stephan Colonna ſaß ein Mann von vornehmem Weſen, von ungefähr drei oder vierunddreißig Jahren, in welchem Adrian augenblicklich Walter von Montreal erkannte. Dieſer berühmte Ritter beſaß nicht ganz das perſönliche Aeußere, das dem Schrecken, welchen ſein Namen überall erregte, eigentlich entſprochen hätte. Sein Angeſicht war ſchön und grenzte beinahe an weibliche Zartheit; ſein ſchönes Haar floß lang und frei über eine weiße und faltenloſe Stirne; das Leben im Feld und die Sonnen Italiens hatten ſeine helle, geſunde Geſichtsfarbe, die noch viel von der Blüthe der Jugend an ſich hatte, nur wenig gebräunt. Seine Züge waren adlerartig und regelmäßig, ſeine Augen,

von lichtem Nußbraun, waren groß, glänzend und durchdringend; und ein kurzer, krauser Kinn- und Schnurrbart, mit soldatischer Genauigkeit geschniegelt und nur um ein Weniges dunkler als das Haar, gab seinem schönen Gesicht wirklich einen martialischen Ausdruck — aber mehr einen solchen, der zum Helden der Höfe und Turniere als für den Häuptling einer Räubertruppe paßte; und Aussehen, Betragen und Haltung des Provenzalen waren eher geeignet für ihn einzunehmen als Einem bang zu machen, insofern sie eine gewisse kriegerische Freimüthigkeit mit der bequemen und anmuthigen Würde verbanden, die das Bewußtseyn edler Geburt und die Gewohnheit, mit den Großen und Vornehmen auf gleichem Fuß zu verkehren, verleiht. Seine Gestalt hob, gerade durch den Contrast, aufs Glücklichste den Charakter des Angesichts, welches einen starken und hohen Wuchs erheischte, um seine ungewöhnliche Schönheit vom Tadel der Weichlichkeit zu befreien; denn sie war von ansehnlicher Größe und auffallender Muskelkraft, ohne die geringste Annäherung an derbe und unschöne Plumpheit; sie neigte sich in der That mehr auf die Seite der Magerkeit als der Beleibtheit hin — kräftig zugleich und schlank. Aber die hauptsächlichste, persönliche Auszeichnung dieses Kriegers, der gefürchtetsten Lanze in Italien, war die in Haltung und Wesen ausgedrückte chevalereske und heroische Anmuth, die sich beinahe dem Ideal annäherte und damals noch sehr gehoben wurde durch seine glänzende Kleidung — brauner Sammt, mit Perlen gestickt, worüber der Mantel, wie ihn die Hospitaliter trugen, mit dem dareingewirkten achteckigen Kreuz, dem Abzeichen seines Ordens. Der Ritter saß da, in der Haltung ernstlicher Besprechung; er beugte sich leicht gegen Colonna vor und ließ beide Hände, die (nach der gewöhnlichen Unterscheidung des alten Normanengeschlechts, von dem Montreal, obwohl in der Provence geboren, abzustammen sich rühmte,) klein und zart, und die Finger nach der Sitte der Zeit mit Edelsteinen bedeckt waren, auf dem goldnen Griff eines ungeheuern Schwerts ruhen, auf dessen Scheide die silbernen Lilien kunstreich eingegraben waren,

welche die Devise der provenzalischen Brüderschaft von Jerusalem ausmachten.

„Guten Morgen, schöner Vetter!“ sagte Stephan. „Setze Dich, bitt' ich, und lerne in diesem ritterlichen Besuch den gefeierten Herrn von Montreal kennen!“

„Ah, mein Herr!“ sagte Montreal lächelnd, indem er Adrian begrüßte; „und wie geht es der Dame zu Hause?“

„Ihr seyd im Irrthum, Herr Ritter,“ sprach Stephan, „mein junger Vetter ist noch nicht vermählt; traun, wie der Pabst Bonifacius bemerkte, als er auf dem Krankenbett ausgestreckt lag und sein Beichtiger ihm Abrahams Schoos anrühmte — das ist ein Genuß, der desto größer ist, je länger aufgeschoben!“

„Der Signor wird meinen Irrthum entschuldigen,“ versetzte Montreal.

„Aber nicht,“ versetzte Adrian, „die Nachlässigkeit des Ritters Walter, daß er sich nicht persönlich davon unterrichtet. Meine Verpflichtungen gegen ihn, edler Vetter, sind größer, als Ihr ahnt und er versprach mich zu besuchen, um meine Danksagung mit Muße anhören zu können.“

„Ich versichere Euch, Signor,“ antwortete Montreal, „ich habe die Einladung nicht vergessen; aber so dringend waren bisher meine Geschäfte in Rom, daß ich genöthigt war, mit meiner Ungeduld, unsre Bekanntschaft zu bestärken, einen Vergleich zu schließen.“

„Ah, Ihr kennt einander schon von früher,“ sagte Stephan. „Und woher?“

„Mein Herr, es ist eine Dame dabei im Spiel!“ versetzte Montreal. „Entschuldigt mein Schweigen!“

„Ha Adrian, Adrian! wann wirst Du meine Enthaltsamkeit lernen!“ sagte Stephan feierlich, seinen grauen Bart streichend. „Welch ein Beispiel geb' ich Euch! Aber genug dieser leichten Unterhaltung — laßt uns wieder auf unsern Gegenstand kommen. Ihr müßt wissen, Adrian, daß wir der tapfern Bande meines Gasts verpflichtet sind für die muthigen Herren, welche Rom so in Ruhe halten, obgleich sie in meine arme Wohnung viel Lärm machen. Er hat mich be-

ſucht, um mir noch mehr Beiſtand anzubieten, wenn ich deſſen bedürfte und mich über die Angelegenheiten des nördlichen Italiens zu unterrichten. Fahrt fort, ich bitte Euch, Herr Ritter; ich habe keine Geheimniſſe vor meinem Vetter."

„Du ſiehſt," ſagte Montreal, ſein durchdringendes Auge auf Adrian heftend, „Du ſiehſt ohne Zweifel, Herr, daß Italien im jetzigen Augenblick ein ſehr merkwürdiges Schauſpiel darbietet. Es iſt ein Kampf zwiſchen zwei entgegenſtehenden Mächten, deren eine die andre vernichten wird. Die eine Macht iſt die des unbotmäßigen und ſchwindelköpfigen Volks — eine Macht, die ſie Freiheit nennen; die andre iſt die der Häuptlinge und Fürſten — eine Macht, die man mit geeignetem Namen Ordnung benennt. In dieſe beide Parteien ſind die Städte Italiens getheilt. In Florenz, in Genua, in Piſa zum Beiſpiel iſt ein Freiſtaat gegründet — eine Republik, Gott weiß! und eine tumultuariſchere, unglücklichere Regierungsart kann man ſich nicht wohl denken."

„Das iſt vollkommen wahr," verſetzte Stephan; „ſie verbannten meinen eignen nächſten Vetter aus Genua."

„Ein beſtändiger Kampf mit Einem Wort," fuhr Montreal fort, „zwiſchen den großen Familien, ein Wechſel von Verfolgungen und Gütereinziehungen und Verbannungen; heute ächten die Guelfen die Ghibellinen, morgen verjagen die Ghibellinen die Guelfen. Dies mag Freiheit ſeyn; aber es iſt die Freiheit des Stärkeren gegen den Schwächeren. In den andern Städten, wie Mailand, Verona, Bologna ſteht das Volk unter der Herrſchaft Eines Mannes, der ſich ſelbſt Fürſt und den ſeine Feinde Tyrann nennen. Da er mehr Gewalt hat, als irgend ein andrer Bürger, führt er ein feſteres Regiment; da ſeine Einſicht und ſeine Thatkraft beſtändig in Anſpruch genommen und geübt wird, führt er auch ein weiſes Regiment. Dieſe beiden Regierungsarten ſind mit einander in Streit verwickelt; wenn das Volk auf der einen Seite aufſteht gegen ſeinen Fürſten, ſo ſchickt das Volk von der andern Seite — das heißt, die Freiſtaaten, Waffen und Geld zu ihrer Unterſtützung."

„Hörst Du, Adrian, was für heillose Leute das sind!“ sagte Stephan.

„Nun scheint mir,“ fuhr Montreal fort, „daß dieser Kampf über kurz oder lang zu Ende gehen muß. Ganz Italien muß republikanisch oder monarchisch werden. Der Erfolg ist leicht vorauszusehen.“

„Ja, die Freiheit muß am Ende siegen!“ sagte Adrian mit Wärme.

„Verzeiht mir, junger Herr! meine Meinung ist gerade das Gegentheil. Ihr bemerkt, daß diese Republiken Handel treiben, aus Kaufleuten bestehen; sie schätzen den Reichthum, verachten die Tapferkeit, betreiben alle Gewerbe, nur nicht das der Waffenschmiede. Wie helfen sie sich nun im Krieg? Durch ihre eigenen Bürger? Nicht ein Gedanke daran! Entweder beschicken sie einen fremden Fürsten und versprechen ihm, wenn er ihnen seinen Schutz gewährt, das Fürstenthum ihrer Stadt auf fünf oder auf zehn Jahre — oder sie miethen von einem kecken Abenteurer, wie ich, so viele Truppen, als sie Geld zur Bezahlung auftreiben können. Ist es nicht so, Signor Adrian?“

Adrian mußte wider Willen Beifall nicken.

„Nun, dann ist es nur der Fehler des fremden Fürsten, wenn er seine Gewalt nicht für alle Zeit befestigt, wie es schon in vormals freien Staaten durch die Visconti und Scala geschah; oder im andern Fall ist es nur der Fehler des Hauptmanns der Miethtruppen, wenn er nicht seine Freibeuter zu Senatoren und sich selbst zum König macht. Das sind so natürliche Ereignisse, daß sie früher oder später in ganz Italien eintreten müssen. Und dann wird ganz Italien monarchisch werden. Nun scheint es mir im Interesse aller mächtigen Familien zu liegen — der Eurigen in Rom und der Visconti in Mailand — diese Epoche zu beschleunigen und, so lang es noch mit Leichtigkeit geschehen mag, die Ansteckung des aufrührerischen Geistes unter dem Volk zu ersticken, der sich jetzt reißend schnell verbreitet und für sie im Fieber der Zügellosigkeit, für Euch aber in der Verwesung des Todes endet. In solchen Freistaaten haben die

Edeln zuerſt zu leiden; anfangs werden Eure Vorrechte, dann Euer Hab und Gut verſchlungen. Ja, in Florenz iſt, wie Ihr Herren wohl wißt, kein Adeliger befähigt, auch nur das elendeſte Amt im Staat zu bekleiden!“

„Spitzbuben!“ ſagte Colonna; „ſie verletzen das erſte Geſetz der Natur.“

„In dieſem Augenblick,“ fuhr Montreal fort, der mit ſeinem Gegenſtand ganz beſchäftigt, ſich wenig um die Unterbrechungen kümmerte, welche die heilige Entrüſtung des Barons veranlaßte, „in dieſem Augenblick ſind Viele — die Klügſten vielleicht in den Freiſtaaten — welche ſich nach Erneuung der alten lombardiſchen Bündniſſe ſehnen, zur Vertheidigung ihrer gemeinſamen Freiheit überall und gegen Jeden, der nach der Herrſchaft trachten ſollte. Zum Glück legen die tödtlichen Eiferſuchten zwiſchen dieſen handeltreibenden Staaten — dieſe niederträchtigen plebejeiſchen Eiferſuchten, mehr den Kram als den Ruhm anlangend — dieſem Plan vor der Hand unüberwindliche Hinderniſſe entgegen; und Florenz, die regſamſte und geachtetſte von allen, iſt zum Glück durch kaufmänniſche Verluſte ſo geſchwächt, daß ſie der Verfolgung einer ſo großen Unternehmung gänzlich unfähig iſt. Jetzt alſo, meine Herren, iſt die Zeit günſtig für uns — während dieſe Hinderniſſe unſere Feinde ſo ſehr hemmen — jetzt iſt es Zeit für uns, einen Gegenbund zwiſchen allen Fürſten Italiens zu ſtiften und zu befeſtigen. Zu Euch, edler Stephano, bin ich, wie Euer Rang erheiſcht, gekommen, zu Euch allein von allen römiſchen Baronen, um Euch den Antrag dieſer ehrenvollen Vereinigung zu machen. Bemerkt, welche Vortheile ſie Eurem Hauſe verſpricht. Die Päbſte haben Rom für immer verlaſſen; kein Gegengewicht iſt hier für Euern Ehrgeiz; es ſoll auch keines mehr für Eure Macht ſeyn. Ihr habt vor Euch die Beiſpiele der Visconti und des Taddeo di Pepoli. Ihr könnt in Rom, der erſten Stadt Italiens, eine höchſte und unumſchränkte Fürſtenſchaft gründen, Eure ſchwächern Nebenbuhler, die Savelli, die Malateſta, die Orſini, gänzlich unterjochen und Euern Söh-

nen und Enkeln ein erbliches Königreich hinterlaſſen, das vielleicht noch einmal die Herrſchaft der Welt erſtreben mag.“

Stephano bedeckte ſein Angeſicht mit der Hand und antwortete: „Aber Dies, edler Montreal, erfordert Mittel, Geld und Mannſchaft.“

„Was das Letzte betrifft, ſo könnt Ihr von mir fordern, ſo viel Ihr wollt; meine kleine, trefflich disciplinirte Kompagnie kann, ſobald ich will, zur zahlreichſten in ganz Italien anwachſen; am Erſten, edler Baron, kann es dem reichen Hauſe Colonna nicht fehlen; und ſelbſt eine Anleihe auf ſeine ungeheuern Beſitzungen kann leicht wieder erſtattet werden, wenn Ihr Euch in den Beſitz der ſämmtlichen Einkünfte Roms geſetzt. Ihr ſeht,“ fuhr Montreal fort, ſich gegen Adrian wendend, deſſen Jugend ihm einen wärmeren Bundesgenoſſen zu verſprechen ſchien, als ſein grauer Vetter, „Ihr ſeht auf Einen Blick, wie ausführbar dieſer Plan iſt, und welch ein weites Feld er Eurem Haus eröffnet.“

„Herr Walter von Montreal,“ verſetzte Adrian, von ſeinem Sitz ſich erhebend und ſeine mit Mühe unterdrückte Entrüſtung nicht mehr zurückhaltend, „es thut mir leid, daß unter dem Dach des erſten Bürgers von Rom ein Fremder ſo ruhig und ohne Unterbrechung den Ehrgeiz ſoll anſpornen dürfen, mit der Schuld und der verruchten Berühmtheit eines Visconti oder Pepoli zu wetteifern. Sprecht, mein Herr! (an Stephano ſich wendend) ſprecht, edler Vetter! und ſagt dieſem Ritter von Provence, daß wenn durch einen Colonna die alte Größe Roms nicht kann hergeſtellt werden, wenigſtens nicht durch einen Colonna die letzten Trümmer ihrer Freiheit ſollen zerſtört werden!“

„Ei was, Adrian! ei was, trauter Vetter!“ ſagte Stephano bei dieſer plötzlichen Aufforderung — „beruhige Dich, ich bitte Dich. Edler Ritter Walter, er iſt jung — jung und haſtig — er wollte Euch nicht beleidigen.“

„Davon bin ich überzeugt,“ verſetzte Montreal, kalt, aber mit großer und höflicher Selbſtbeherrſchung. „Er ſpricht nach dem Eindruck des Augenblicks — ein lobenswerther Fehler an der Jugend. Ich hatte ihn auch in ſeinem

Alter, und manchesmal hatte mich meine Hast beinahe das Leben gekostet. Nein, Signor, nein! Greift nicht so deutungsvoll an Euer Schwert, als ob Ihr meintet, ich wolle Euch drohen; fern von mir sey eine solche Anmaßung. Glaubt mir, ich habe in den Kriegen hinlänglich Vorsicht gelernt, um mich nicht leichtsinnig einer Klinge entgegen zu werfen, die ich in so ungleichem Kampf schon geschwungen sah."

Wider Willen gerührt durch die Artigkeit des Ritters und die Anspielung auf einen Vorfall, bei dem sein Leben vielleicht durch Montreal war gerettet werden, reichte Adrian demselben die Hand.

„Ich verdiente Tadel für meinen Ungestüm," sagte er freimüthig, „aber," setzte er ernster hinzu, „nehmt eben aus meiner Hitze ab, daß Euer Anschlag bei den Colonna keine Unterstützung finden wird. Ja, in Gegenwart meines edlen Vetters wage ich Euch zu sagen, könnte er sich dazu verstehen, seine hohe Genehmigung einem solchen Plan zuzusagen, die besten Herzen seines Hauses würden ihn verlassen und ich selbst, sein Vetter, würde jenes Castell gegen einen so unnatürlichen Ehrgeiz mit Mannschaft besetzen."

Eine leichte, kaum wahrnehmbare Wolke flog bei diesen Worten über Montreals Angesicht, und er biß sich in die Lippe, ehe er erwiederte.

„Aber wenn die Orsini weniger bedenklich seyn sollten, so würde sich die erste Ausübung ihrer Macht in dem zusammenkrachenden Haus der Colonna kund geben."

„Wißt Ihr," versetzte Adrian, „daß eines unserer Motto's die stolze Anrede an Rom ist: Wenn wir fallen, fallt Ihr mit! Und lieber dies Loos, als eine Erhebung auf den Trümmern unserer Vaterstadt."

„Gut, gut, gut!" sagte Montreal, sich wieder setzend — „der Bund muß handeln ohne den Beistand von Jenen. Ich scherzte nur, wenn ich der Orsini erwähnte; denn sie besitzen nicht die Macht, welche ihre Bestrebungen sicher stellen würde. Laßt uns denn die gehabte Besprechung aus unserem Gedächtniß verwischen. Am neunzehnten, glaub' ich, Signor

Colonna, habt Ihr im Sinne, mit Euern Freunden und Untergebenen Euch nach Corneto zu begeben, wozu Ihr Euch meine Begleitung erbatet."

„An diesem Tage, ganz recht, Herr Ritter," versetzte der Baron, durch diese Wendung des Gesprächs sichtlich getröstet. „Die Sache ist die, daß man uns so hart der Gleichgültigkeit gegen die Interessen des guten Volks beschuldigt, daß ich diesen Zug als ein Mittel ansehe, diese Anklage zu entkräften; und wir beabsichtigen denn, eine Fuhre Korn nach Corneto gegen die Straßenräuber mit unserem Geleit zu schützen. In Wahrheit aber habe ich, außer der Furcht vor den Räubern, noch einen Grund, ein möglichst zahlreiches Gefolge mir zu wünschen. Ich möchte gern meinen Feinden und dem Volk überhaupt die festgegründete und steigende Macht meines Hauses zeigen; die Entwicklung einer solchen bewaffneten Macht, als ich aufzubringen hoffe, wird eine treffliche Gelegenheit seyn, die Aufrührerischen und Widerspenstigen mit Scheue und Angst zu erfüllen. Adrian, Ihr werdet, hoff' ich, auf diesen Tag Eure Untergebenen versammeln, wir möchten nicht ohne Euch ziehen."

„Und wenn wir dann zusammen reiten, edler Signor!" sagte Montreal, sich gegen Adrian neigend, „werden wir gänzlich die Wunde heilen, die ich Euch unabsichtlich schlug. Zum Glück gibt es Einen Punkt, worin wir einig seyn können — unsere Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Ihr müßt mich mit den Namen der schönsten Damen in Rom bekannt machen; und wir wollen alte, dahin einschlagende Abenteuer besprechen und auf neue hoffen. Beiläufig, Herr Adrian, Ihr seyd, denke ich, wie Eure andern Landsleute, ein Petrarka's-Bewunderer?"

„Theilt Ihr unsern Enthusiasmus nicht? Schmäht nicht so Eure Galanterie, ich bitte Euch!"

„Kommt, wir müssen uns nicht wieder entzweien; aber, bei meiner Dame, ich schätze einen Troubadoursrundgesang so hoch, als Alles, was Petrarka je gedichtet. Er hat aber aus unserer Ritterpoesie entlehnt und sie wie ein weichlicher Schönherr maskirt."

„Nun,“ sagte Adrian munter, „für jede Zeile eines Troubadours, die Ihr anzieht, will ich Euch auch eine citiren. Ich will Euch die Ungerechtigkeit gegen Petrarka verzeihen, wenn Ihr den Troubadours Gerechtigkeit widerfahren laßt.“

„Gerechtigkeit!“ rief Montreal mit aufrichtigem Enthusiasmus. „Ich bin von dem Land, ja von dem Blut der Troubadours. Aber ich werde zu leichtsinnig für Euern edlen Vetter und es ist jetzt Zeit, daß ich Euch für dießmal Lebewohl sage. Mein Herr Colonna — Friede sey mit Euch; lebt wohl, Ritter Adrian, mein Bruder in der Ritterschaft — gedenkt Eurer Ausforderung!“

Mit leichter, ungezwungener Anmuth verabschiedete sich der Johanniter; der alte Baron, mit einer stummen Bitte um Entschuldigung gegen Adrian, folgte Montreal ins anstoßende Zimmer.

„Herr Ritter!“ sagte er, „Herr Ritter!“ indem er die Thüre gegen Adrian schloß und Montreal in die Fensterverliefung zog — „ein Wort ins Ohr. Denkt nicht, ich nehme Euer Anerbieten so leicht — aber man muß diese jungen Leute schonen; der Plan ist groß, erhaben und meinem Herzen angenehm; aber er erfordert Zeit und Vorsicht. Ich habe Manche von meinem Haus, so bedenklich wie jener Hitzkopf, erst zu gewinnen; der Weg ist schön, aber er muß zuvor genau und sorgsam untersucht werden; Ihr versteht?“

Unter den zusammengezogenen Brauen hervor warf Montreal einen stechenden Blick auf Stephano und antwortete:

„Meine Freundschaft gegen Euch hieß mich jenes Anerbieten machen. Der Bund kann bestehen ohne die Colonna — hütet Euch, daß nicht eine Zeit komme, wo die Colonna nicht ohne den Bund bestehen können. Mein Herr, schaut Euch wohl um — es gibt mehr freie Männer — ja kühne und thatlustige — in Rom, als Ihr denkt. Hütet Euch vor Rienzi! Adieu, wir sehen uns bald wieder!“

Mit diesen Worten schied Montreal und als er mit seinem gleichgültigen Schritt durch das wimmelnde Vorzimmer ging, sprach er bei sich selbst: „Es wird hier fehlschlagen — diese memmenhaften Edeln haben weder den Muth, um groß,

noch die Weisheit, um redlich zu seyn. Laß sie fallen! Ich finde vielleicht einen Abenteurer unter dem Volk, einen Abenteurer wie ich, mehr werth als jene Alle."

Sobald Stephano zu Adrian zurückgekehrt war, schlang er die Arme zärtlich um seinen Mündel, der schon seinen Stolz gerüstet hatte für eine starke Rüge seiner Keckheit.

„Trefflich verstellt — bewundernswerth, bewundernswerth!" rief der Baron. „Ihr habt die Kunst eines Staatsmannes am kaiserlichen Hof gelernt. Ich habe mir das immer von Euch versprochen, es immer gesagt. Ihr saht die Klemme, in der ich mich befand, so überrascht durch den tollen Plan des Barbaren; sorglich abzuweisen, und noch sorglicher anzunehmen. Ihr habt mich mit meisterhafter Geschicklichkeit herausgezogen; diese Leidenschaft — Eurem Alter so natürlich — war eine treffliche Finte — den Angriff abgelenkt — mir Zeit geschafft, zu Athem zu kommen — mich in Stand gesetzt, mit dem Wilden zu spielen. Aber wir dürfen ihn nicht vor den Kopf stoßen, wißt Ihr; alle meine Mannschaft würde mir davonlaufen, oder mich verkaufen an die Orsini, oder mir den Hals abschneiden, wenn er nur den Finger aufhöbe. O, es war meisterhaft gespielt, Adrian, meisterhaft."

„Dank dem Himmel!" sagte Adrian, mit einiger Mühe wieder zu Athem kommend, da ihn sein Erstaunen dessen ganz beraubt hatte, „daß Ihr nicht daran denkt, den schwarzen Anschlag aufzunehmen!"

„Daran denken? nein, wahrlich!" sagte Stephano, sich in seinen Sessel werfend, „ei, kennst Du denn mein Alter nicht, Knabe! Hart an meinem neunzigsten Jahr müßte ich ja fürwahr närrisch seyn, mich in einen solchen Strudel von Sturm und Unruhe zu stürzen. Ich begehre nur zu behalten, was ich habe, nicht es durch Haschen nach noch Mehr auf's Spiel zu setzen. Bin ich nicht der Liebling des Pabsts? Sollte ich mich der Gefahr seines Banns aussetzen? Bin ich nicht der Mächtigste der Edeln? Wäre ich als König mehr? Mir, in meinem Alter, von solchem Zeug zu reden! Der Mensch ist ein Tollkopf. Zudem," setzte er mit gesenkter

Stimme und sich furchtsam umsehend, hinzu, „wenn ich König wäre, könnten mich meine Söhne der Nachfolge zu lieb vergiften. Es sind gute Bursche, Adrian, gewiß! — aber eine solche Verführung! Ich möchte sie ihnen nicht vor die Füße legen; diese grauen Haare haben Erfahrung! Tyrannen sterben keines natürlichen Todes, nein, nein! die Pest über den Ritter, sage ich! er hat mich schon in einen kalten Schweiß versetzt!“

Adrian betrachtete die arbeitenden Züge des alten Mannes, dessen Selbstsucht ihn so vor einem Verbrechen bewahrte. Er horchte seinen Schlußworten — voll von der düstern Wahrheit jener Zeit — und als der reine und hochgesinnte Ehrgeiz Rienzi's ihm, im Kontrast damit, glänzend vor die Seele trat, empfand er, daß er dessen Feuereifer nicht tadeln, über das Uebermaß desselben nicht zürnen konnte.

„Und dann,“ fuhr der Baron, bedächtiger redend, wie er die Herrschaft über sich selbst wieder gewann, fort, „zeigt mir auch dieser Mann durch die Warnung, die er mir gab, auf einmal seine ganze Unwissenheit hinsichtlich unseres Staatszustandes. Was meint Ihr? Er hat sich unter den Pöbel gemischt und ihr tolles Drohen für Macht genommen; ja er hält Worte für Soldaten und hieß mich — mich — Stephano Colonna — auf der Hut seyn — Vor Wem, meint Ihr? Nein, Ihr errathet es nie! vor dem Redenhalter, Rienzi! meinem alten Gast und Lustigmacher! Ha, ha, ha! die Unwissenheit dieser Barbaren! Ha, ha, ha!“ und der alte Mann lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen rollten.

„Und doch fürchten Viele von dem Adel diesen Rienzi!“ sagte Adrian ernst.

„Ach, laß sie, laß sie! Sie haben nicht unsere Erfahrung, unsere Weltkenntniß, Adrian. Ei, Mensch, wann stürzten je Deklamationen Castelle ein oder besiegten Soldaten? Mir ist's ganz Recht, daß Rienzi dem Pöbel Reden hält über das alte Rom und solches Zeug; es gibt ihnen etwas zu denken und zu schwatzen, und so verdunstet all ihr Trotz in Worten; sie könnten ein Haus anzünden, wenn sie

keine Reden hörten. Aber da ich jetzt bei dem Kapitel bin, ich muß gestehen, der Schulfuchs ist in seinem neuen Amt unverschämt geworden, da — da! dieß Papier erhielt ich heute vor Aufstehen. Ich höre, dieselbe Dreistigkeit hat er sich gegen alle Edle erlaubt. Lest es, wenn Ihr wollt," und damit gab der Colonna seinem Vetter einen Zettel in die Hand.

„Ich habe das gleiche erhalten," versetzte Adrian hineinblickend. „Es ist eine Aufforderung Rienzi's, in der Kirche St. Giovanni vom Lateran sich einzufinden, um die Erläuterung der Inschrift einer eben aufgefundenen Tafel anzuhören. Es steht, sagt er, in innigster Verbindung mit der Wohlfahrt und dem Zustand Roms."

„Sehr unterhaltend, will ich glauben, für Professoren und Bücherwürmer. Verzeiht, Vetter! ich dachte nicht an Euern Geschmack in derlei Sachen; und mein Sohn Giovanni scheint Eure Liebhaberei zu theilen. Nun, nun! sie ist unschuldig genug! Geht nur — der Mann spricht gut."

„Wollt Ihr nicht auch hingehen?"

„Ich — mein guter Junge — Ich!" sagte der alte Colonna, seine Augen mit solchem Erstaunen aufreißend, daß Adrian selbst nicht umhin konnte, die Einfalt seiner eigenen Frage zu belachen.

Zweites Kapitel.

Die Besprechung und der Zweifel.

Als Adrian den Palast seines Vormunds verließ, und den Weg in der Richtung gegen das Forum hin einschlug, stieß er etwas unerwartet auf Raimund, Bischof von Orvieto, der auf einem kleinen Zelter sitzend und von drei oder vier Dienern begleitet, als er den jungen Edelmann erkannte, plötzlich Halt machte.

„Ach, mein Sohn! ich sehe Dich nur so selten! wie geht es Dir? Gut? so! so! Mich freut das zu hören. Ach!

welch ein Zustand der Gesellschaft ist das hier, verglichen mit den ruhigen Genüssen von Avignon! Dort finden sich alle Leute, die, wie wir, denselben Bestrebungen, denselben Studien, den deliciae Musarum sich widmen, leicht und natürlich zusammen (bei jenen lateinischen Worten schmunzelte der Bischof, denn er war stolz auf ein gelegentliches, wohl oder übel angebrachtes Citat.) Aber hier wagen wir kaum aus unserem Haus auszufliegen, außer bei großen Gelegenheiten. Doch, da ich von großen Gelegenheiten und von Musen spreche, fällt mir die Einladung unseres guten Rienzi in den Lateran ein; natürlich geht Ihr hin! es ist gar ein knotiges Stück Latein, das er erklären will — so höre ich wenigstens — sehr interessant für uns, mein Sohn! sehr!"

„Es ist morgen," antwortete Adrian. „Ja gewiß, ich werde mich dort einfinden. Und hört Ihr, mein lieber Sohn," sagte der Bischof, seine Hand zärtlich auf Adrians Schulter legend, „ich habe Grund zu hoffen, daß er unsere armen Bürger an das Jubiläum für das Jahr fünfzig erinnern und sie anspornen wird, die Landstraßen von den Räubern zu reinigen; eine gar dringende Verpflichtung, die man bei Zeiten beachten muß, denn wer wird der Absolution zu lieb hieher kommen, wenn er Gefahr läuft, auf dem Weg unabsolvirt ins Fegfeuer geschickt zu werden? Ihr habt Rienzi gehört? ja? Ganz ein Cicero — ganz! Nun, der Himmel segne Euch, mein Sohn! Ihr bleibt nicht aus?"

„Nein, gewiß nicht!"

„Doch haltet, ein Wort mit Euch; schärft doch Allen, die Ihr seht, ein, wie wünschenswerth eine volle Versammlung ist; es bringt der Stadt Ehre, Achtung vor den Wissenschaften zu zeigen."

„Nichts von dem Jubiläum zu sagen!" setzte Adrian lächelnd hinzu.

„Ach! nichts von dem Jubiläum zu sagen — sehr gut! Adieu für diesmal!" Damit setzte sich der Bischof auf seinem Sattel wieder zurecht und ritt feierlich weiter, um seine zahlreichen Freunde zu besuchen und sie zu der Versammlung dringend zu laden.

Adrian setzte inzwischen seinen Weg fort, bis er das Capitol, den Bogen des Severus, die mächtigen Säulen des Jupitertempels hinter sich hatte, und sich unter dem langen Gras, dem flüsternden Rohr und den vernachläßigten Weingärten befand, welche über der jetzt verschwundenen Pracht von Nero's goldnem Haus sich erheben. Er setzte sich auf einen umgestürzten Pfeiler — an der Stelle, wo jetzt der Wanderer in die sogenannten Bäder der Livia hinabsteigt — und sah ungeduldig nach der Sonne, als wäre er unzufrieden mit der Langsamkeit ihres Gangs.

Er durfte jedoch nicht lange warten, bis man einen leichten Schritt im duftigen Gras knistern hörte, und sofort glänzte durch die gewölbten Reben daher ein Antlitz, das man wohl für die Nymphe, für die Göttin des Ortes halten mochte.

„Meine Schöne! Meine Irene! Wie soll ich Dir danken?"

Lange stand es an, bis der entzückte Liebende dazu kam, in Irenens Antlitz eine Traurigkeit zu beachten, die es sonst, in seiner Anwesenheit, nicht verschattete. Auch zitterte ihre Stimme; ihre Worte schienen gezwungen und kalt.

„Hab' ich Dich beleidigt?" fragte er, „oder welches geringere Unglück hat sich ereignet?"

Irene schlug die Augen gegen den Geliebten auf und sagte, ihn ernst anschauend: „Sage mir, mein Herr, mit nüchterner und einfacher Wahrheit, würde es Dir sehr leid thun, wenn dies unsere letzte Zusammenkunft wäre?"

Bläßer als der Marmor zu seinen Füßen wurde die dunkle Wange Adrians. Es dauerte einige Augenblicke, bis er zu antworten vermochte, und er that dies mit erzwungenem Lächeln und bebenden Lippen.

„Scherze nicht so, Irene! die letzte! das ist kein Wort für uns!"

„Aber höre mich, Herr —"

„Warum so kalt? nenne mich Adrian! Freund! Geliebter! oder bleibe stumm!"

„Nun denn, meiner Seele Seele! meine ganze Hoffnung! Leben meines Lebens," rief Irene leidenschaftlich aus

— „höre mich! Ich fürchte, wir ſtehen in dieſem Augenblick an einem Abgrund, deſſen Tiefe ich nicht abſehe, aber der uns für immer trennen kann! Du kennſt das wirkliche Weſen meines Bruders und beurtheilſt ihn nicht ſo falſch wie Viele. Lange hat er über Planen und Entwürfen gebrütet, iſt mit ſich ſelbſt zu Rath gegangen und hat, ſeines Einfluſſes auf das Volk ſich bewußt, die Bahn zu einem großen Unternehmen vorbereitet. Aber jetzt — (du wirſt ihn nicht verrathen — ihm kein Leid thun? — Er iſt Dein Freund!)"

„Und Dein Bruder! Ich gäbe mein Leben für ſeines! Fahre fort!"

„Aber jetzt, alſo," fuhr Irene fort, „rückt die Zeit für dies Unternehmen, worin es immer beſtehen mag, ſchnell heran. Ich kenne die eigentliche Beſchaffenheit deſſelben nicht, aber ich weiß, daß es gegen den Adel — gegen Deinen Stand — gegen Dein eigenes Haus gerichtet iſt! Wenn es gelingt — O Adrian! möchteſt Du ſelbſt nicht außer Gefahr ſeyn, und mein Name wenigſtens wird verbunden ſeyn mit dem Namen Deiner Feinde. Wenn es fehlſchlägt — ſo iſt mein Bruder, mein kühner Bruder verloren! Er wird fallen als Opfer der Rache oder der Gerechtigkeit, nenne es wie Du willſt. Dein Vetter kann ſein Richter — ſein Henker werden, und Ich, ſollte ich am Leben bleiben, um den Ruhm und Glanz meines niedrigen Geſchlechts zu beklagen, könnte ich mir geſtatten zu lieben — anzuſehen einen Mann, in deſſen Adern das Blut ſeiner Mörder flöße? O, ich bin elend — elend! dieſe Gedanken machen mich beinahe wahnſinnig!" ſie rang in bitterem Schmerz die Hände und ſchluchzte laut.

Adrian ſelbſt ward heftig erſchüttert durch das Gemälde, das ſich ihm ſo darſtellte, obgleich die darin begriffenen Nothwendigkeiten ſich ſchon oft dunkel ſeiner Seele aufgedrungen hatten. Allerdings jedoch begriff er, nicht wiſſend, daß die Entwürfe Rienzi's von wirklicher, phyſiſcher Macht unterſtützt waren und da er noch nie die gewaltigen moraliſchen, bei einer Revolution wirkenden Kräfte zu beobachten Gele-

genheit gehabt, nicht, daß eine Bewegung, zu der Rienzi etwa das Volk anspornen möchte, von dauerndem Erfolg seyn würde; und was seine Bestrafung anbelangte, so wußte Adrian in dieser Stadt, wo alle Gerechtigkeit die Sklavin des Einflusses war, sich mächtig genug, um Verzeihung auch für das größeste aller Verbrechen — bewaffneten Aufstand gegen den Adel, auszuwirken. Als diese Gedanken sich ihm darstellten, gewann er wieder den Muth, Irenen zu trösten und zu beruhigen. Aber seine Bemühungen hatten nur einen theilweisen glücklichen Erfolg. Aufgeschreckt durch ihre Besorgnisse bei einer Erwägung der Zukunft, die sie bisher ganz außer Acht gelassen, schrie Irene zum erstenmal taub gegen die Stimme des Geliebten.

„Ach," sagte sie traurig, „selbst im besten Fall, wie muß diese Liebe, die wir so blind um sich greifen ließen, wie muß sie enden? Du kannst kein Mädchen, wie ich bin, heirathen, und ich — wie thöricht bin ich gewesen!"

„So komm denn wieder zum Verstand, Irene," sagte Adrian stolz, zum Theil vielleicht aus wirklichem Unmuth, zum Theil in Folge seiner Bekanntschaft mit dem schönen Geschlecht. „Liebe einen Andern und weiser, wenn Du willst; durchstreiche Deine Gelübde gegen mich und denke nur hinfort: es sey ein Verbrechen, zu lieben, und eine Narrheit, treu zu seyn."

„Grausamer!" sagte Irene bebend und ihrerseits jetzt beunruhigt. „Sprichst Du im Ernst?"

„Sag' mir, eh' ich Dir antworte, sag' mir dies; käme Tod, kämen Martern, käme ein ganzes Leben voll Kummer hinter dieser Liebe her: würdest Du je bereuen, geliebt zu haben? Ist dies, so kennst Du die Liebe nicht, die ich für Dich empfinde!"

„Nie, nie kann ichs bereuen," sagte Irene, Adrian um den Hals fallend. „Verzeih mir!"

„Aber ist denn wirklich," fragte Adrian eine kleine Weile nach diesem Liebesstreit nebst Aussöhnung, „ist denn wirklich ein so auffallender Unterschied zwischen Deines Bruders

früherem und jetzigem Benehmen? Wie weißt Du, daß die Zeit zum Handeln so nah ist?"

„Weil er jetzt ganze Nächte eingeschlossen sitzt mit allen Arten von Männern; seine Bücher sperrt er ein — er liest nicht mehr — aber wenn er allein ist, geht er murmelnd im Zimmer auf und ab. Manchmal bleibt er vor dem Kalender stehen, den er neulich mit eigener Hand an der Wand befestigt, und fährt mit den Fingern über die Buchstaben, bis er an ein bestimmtes Datum kommt, und dann spielt er mit seinem Schwert und lächelt. Aber vor zwei Nächten sind auch Waffen in großer Menge ins Haus gebracht worden und ich hörte den Anführer der Männer, die sie brachten, einen grimmen Riesen, unter dem Volk wohl bekannt, sagen, als er sich die Stirn wischte: „die werden bald zu thun bekommen."

„Waffen! Bist Du dessen gewiß!" sagte Adrian ängstlich. „Ja, dann ist mehr an diesen Entwürfen, als ich mir einbildete. Aber," (als er bemerkte, daß Irenens Blick bei der Veränderung seines Tons furchtsam sich auf ihn heftete, fuhr er zuversichtlicher fort) „aber komme was da will — glaube mir, meine Schöne, meine Angebetete: daß Dein Bruder, so lang ich lebe, nichts soll zu leiden haben von dem Haß, den er gegen sich erweckt, und daß ich, wenn er gleich unsre alte Freundschaft vergessen sollte, doch nicht aufhören werde, Dich zu lieben."

„Signora, Signora! Kind, es ist Zeit, wir müssen gehen!" rief die gellende Stimme Benedetta's, welche jetzt durchs Gebüsch lugte. „Die Arbeitsleute gehen heim auf diesem Weg; ich sehe sie herbeikommen."

Die Liebenden trennten sich; zum Erstenmal war die Schlange in ihr Paradies gedrungen; sie hatten gesprochen, sie hatten gedacht — etwas Anderes als Liebe.

Drittes Kapitel.

Die Lage eines liberalen Patriciers unter Mißvergnügten vom Volk. Die Scene im Lateran.

Die Lage eines Patriciers, der das Volk aufrichtig liebt, iſt in ſolchen böſen Zeiten, wenn die Gewalt unterdrückt und die Freiheit kämpft, wenn die Männer, in zwei Parteien getheilt, mit einander ringen — die verdrießlichſte und widerlichſte, in welche einen nur das Schickſal verſetzen kann. Soll er die Partei des Volks ergreifen? er wird zum Verräther an ſeinem Gewiſſen; die des Adels? ſo verläßt er ſeine Freunde. Aber dieſe Folge von der letztgenannten Wahl iſt nicht die einzige, und vielleicht für ein kräftiges Gemüth nicht einmal die härteſte. Alle Männer ſind beherrſcht und gefeſſelt durch die öffentliche Meinung; ſie iſt die öffentliche Richterin; aber die öffentliche Meinung iſt nicht dieſelbe für alle Claſſen. Die öffentliche Meinung, welche den Plebejer anſpornt oder abſchreckt, iſt die der Plebejer — derer, die er ſieht, ſpricht und kennt, derer, mit welchen er in Berührung kommt, mit welchen er von Kindheit an verkehrte, deren Lob er täglich hört, deren Tadel ihm jede Stunde vors Auge tritt.* So iſt auch die öffentliche Meinung für die Großen — die ihrer Standesgenoſſen — derer, welche Geburt und Zufall für immer in ihren Weg warf. Wenn wir heutzutag in den ſeichten Spalten eines dogmatiſirenden Journaliſten leſen, daß dieſer oder jener Edelmann nicht wagt, dieſe oder jene Hand-

* Daſſelbe gilt auch von kleineren Kreiſen. Die öffentliche Meinung für Juriſten iſt die der Juriſten, für Soldaten, die der Armee; für Gelehrte, die der Literaten und Wiſſenſchaftlichen. Und für die Empfindlichen unter den letztgenannten iſt ſchon die feindſelige Critik der Gelehrten verwundender geweſen, als die ſtrengſten moraliſchen Ausſtellungen des Publikums. Mancher hat ſchon eine große That gethan oder ein großes Werk verfaßt, nur um zwei oder drei ihm beſtändig vorſchwebenden Perſonen zu gefallen. Ihre Stimme war für ihn die öffentliche Meinung. Die öffentliche Meinung, welche Biſhop den Mörder beſtimmte, war die Meinung der Burker, ſeiner Cameraden. Verdammten ihn dieſe? Nein! Er kannte keine andre Meinung, bis er an den Galgen wanderte und die Blicke voll Abſcheu ſah, die heftigen Verwünſchungen hörte von der auf dem Richtplatz verſammelten Menge.

lung zu begehen — einen Pächter zu quälen oder einen Stimmgeber zu bestechen — weil er die öffentliche Meinung scheue: ist dies dann die öffentliche Meinung seiner Umgebung? die öffentliche Meinung seiner Schmarotzer, seiner Clienten, seiner Ebenbürtigen, seiner Genossen in Politik und Ansicht! Werden die ihn verdammen? Nein! Es ist die öffentliche Meinung einer andern Classe — einer Classe, der seine Bahn sich nicht nähert — einer Classe, deren Lob oder Tadel selten ihm ins Ohr klingt, einer Classe, der zu trotzen nach der Meinung *seines* Standes vielleicht als Muth, welche verächtlich zu behandeln, als vornehme Würde gilt. Diese Unterscheidung ist voll von wichtigen praktischen Folgerungen, es ist eine solche, die weniger als irgend eine andre von einem auf Tiefe Anspruch machenden Politiker sollte vergessen werden. Deßwegen ist eine fürchterliche Probe zu bestehen — zu der wenige Plebejer sich entschließen und deren anfechtungslose Bestehung von Patriciern zu erwarten ungerecht ist — die Probe; daß man sich in Widerspruch setzt mit derjenigen öffentlichen Meinung, die für den Handelnden als solche gilt. Sie können in solchem Fall doch nicht umhin, dem eignen Urtheil zu mißtrauen — sie können nicht umhin zu glauben, die Stimme der Weisheit oder der Tugend spreche aus den Tönen, welche von ihnen seit der Wiege als Orakel betrachtet wurden. In dem Tribunal von Sektenvorurtheil meinen sie den Richterstuhl des allgemeinen Gewissens zu finden. Ein andrer gewaltiger Hemmschuh für das Handeln eines Patriciers in solcher Lage ist die Gewißheit, daß am Ende die Beweggründe seiner Handlungsweise gleicherweise von der Aristokratie, die er verläßt, wie vom Volk, dem er sich anschließt, mißdeutet werden. Es scheint so unnatürlich an einem Mann, seinen eignen Stand sich gegenüber zu stellen, daß die Welt geneigt ist, eher jeden Erklärungsgrund für ein solches Räthsel gelten zu lassen, als den der redlichen Ueberzeugung, des hochherzigen Patriotismus.

„Ehrgeiz!“ sagt der Eine. „Getäuschte Hoffnungen!“ ruft ein Anderer. „Ein Privatgroll,“ meint ein Dritter. „Um Pöbelgunst buhlende Eitelkeit!“ spöttelt ein Vierter.

Das Volk bewundert ihn anfänglich und beargwohnt ihn hintennach. Von dem Augenblick an, wo er einen Wunsch des Volks durchkreuzt, gibt es für ihn keine Versöhnung; er wird angeklagt, den Heuchler gespielt, das Schafskleid über den Wolfspelz getragen zu haben, und dann sagen sie: „Seht, die Wolfszähne lauschen ihm hervor!“ Ist er vertraulich mit dem Volk — so ist es Schmeichelei; hält er sich ferner — so ist es Stolz. Und was hält denn einen Mann aufrecht in solcher Lage, der seinem Gewissen folgt und mit offenem Auge all die Gefahren seines Pfades einsieht? Weg mit dem Gewäsch von öffentlicher Meinung! — weg mit der armseligen Täuschung von später erwachender Gerechtigkeit; er wird jene beleidigen und diese nie erlangen. Was hält ihn aufrecht? Seine eigne Seele! Ein durchaus großer Mann hegt eine gewisse Verachtung gegen sein Geschlecht, während er ihm zu Hülfe kommt; ihr Wohl oder Wehe ist ihm Alles; ihr Beifall, ihr Tadel ist ihm nichts. Er tritt heraus aus dem Kreis der Geburt und Gewohnheit; er weiß nichts von den kleinen Triebfedern kleiner Menschen. Hoch, in dem weiten Raum, den seine Bahn umfaßt, hält er in seinem Sphärenlauf inne, um zu helfen oder zu erleuchten; aber das Gelärm unten erreicht ihn nicht. Bis das Rad gebrochen ist — bis die schwarze Leere den Stern verschlingt, macht er Tag und Nacht seinem eignen Ohr Musik; er dürstet nicht nach Tönen von der Erde, die er erleuchtet, er sehnt sich nach keinen Genossen auf der Bahn die er durchrollt, seiner eignen Herrlichkeit sich bewußt und deswegen zufrieden allein zu seyn!

Aber Geister dieser Art sind selten. Nicht jedes Zeitalter bringt sie hervor. Es sind Ausnahmen von der gewöhnlichen menschlichen Tugend, die, wo nicht verdorben, sie doch influenzirt und bestimmt wird durch äußere Umstände. Zu einer Zeit, wo schon die Empfänglichkeit für die Stimme des Ruhms als Beweis einer über die übrigen Menschen hervorragenden moralischen Kraft galt, war es wohl unmöglich, daß irgend Einer eine Ahnung gehabt hätte von jenem geläuterteren und übersinnlicheren Gefühl, jenem erhabeneren Antrieb zu großen Tha-

ten — dem Ruhm in der eignen Bruſt, der ſo unermeßlich erhaben ſteht über dem Verlangen nach Berühmtheit bei Andern. In der That, ehe wir uns von der Welt loszumachen vermögen, müſſen wir durch ein langes und ſtrenges Noviziat, durch die Bewährung vieles Nachdenkens und vieles Kummers, durch tiefe und ſchmerzliche Ueberzeugung von der Eitelkeit alles Deſſen, was die Welt uns geben kann, uns — nicht in der Haſt einer Stunde, ſondern für immer — über die Welt erhoben haben; eine Entäußerung, eine Verläugnung, zu der, ſelbſt in unſern weisheitsvollen Tagen, wie Wenige von den Weiſeſten es bringen! Und doch, bis wir dies Glück erreichen, kennen wir nicht die wahre Göttlichkeit der tiefen Betrachtung, nicht die allgenügende Macht des Gewiſſens, und können wir nicht mit geweihten Tritten in das Allerheiligſte unſrer eignen Seele uns zurückziehen, da wir inne werden und empfinden, in wie weit unſre Natur fähig und theilhaftig iſt der freien Unabhängigkeit eines Gottes.

Aber kehren wir zu den Gegenſtänden und Gedanken der Erde zurück! Die Betrachtungen und Verkettungen der Umſtände, die in ähnlicher Lage ſo manches redliche und muthige Herz feſſelten, feſſelten auch Adrian. Er ſah ſich in einer falſchen Stellung. Seine Vernunft und ſein Gewiſſen traten Rienzi's Planen bei, und ſeine natürliche Herzhaftigkeit und Unternehmungsluſt hätten ihn geneigt gemacht, die Gefahren ihrer Ausführung zu theilen. Aber laut wehrten ihm dies ſeine Verbindungen, ſeine Freundſchaften, häusliche und Privatverpflichtungen. Wie konnte er gegen ſeinen Stand, gegen ſein Haus, gegen die Genoſſen ſeiner Jugend geheim ſich verſchwören, oder handelnd ihnen trotzen? Wenn er auf der einen Seite angeſpornt wurde von Patriotismus, ſo ſtanden auf der andern Heuchelei und Undankbarkeit. Und wer hätte auch den für einen treuen Kämpfer ſeines Vaterlands gehalten, der ein Verräther an ſeinen Freunden war? Und ſo

„Der Feuerfarbe der Entſchließung
Ward des Gedankens Bläſſe angekränkelt!“

Und der Mann, der ſeiner Perſönlichkeit nach der Führer

seiner Zeit hätte seyn sollen, blieb bloßer Beobachter. Aber Adrian suchte sich über seine gegenwärtige Unthätigkeit zu beruhigen durch die Ueberzeugung von der politischen Klugheit seiner Handlungsweise. Vielleicht war in Adrians Verhältnissen wirklich Zögerung die Rolle eines klugen Staatsmannes; die Stellung, welche im Anfang zweideutig erscheint, verleiht gegen das Ende hin ein entscheidendes Ansehen. Rein von den Ausschweifungen und bewahrt vor der Eifersucht der Parteien, pflegt ein neuauftretender Schauspieler in dem stürmischen Drama die Neigung und Achtung Aller auf sich zu ziehen; seine Mäßigung verschafft ihm Vertrauen vom Volk; sein Stand macht ihn zum passenden Vermittler mit den Edeln; und so erheben ihn die Eigenschaften, die ihn in der einen Periode der Revolution zum Märtyrer gemacht hätten, in einer andern vielleicht zum Retter.

So wartete denn Adrian schweigend und unthätig den Fortgang der Ereignisse ab. Wenn Rienzi's Entwürfe scheiterten, konnte er, vermöge seiner Theilnahmlosigkeit um so besser das Volk vor neuen Ketten und dessen Führer vor dem Tod schützen. Wenn sie gelangen, so konnte er eben so sein Haus gegen den Grimm des Volkes vertheidigen — und, ein Anwalt der Freiheit, der Unordnung steuern. So waren wenigstens seine Hoffnungen; und so beschränkte und beschwichtigte die italienische Schlauheit und Vorsicht seines Charakters die Begeisterung der Jugend und des Muths.

Die Sonne schien friedlich und wolkenlos auf die ungeheure Menschenmenge, die vor dem großen Platz, der die Kirche St. Giovani vom Lateran einschließt, zusammenströmte. Theils aus Neugier, theils auf den Wunsch des Bischofs von Orvieto, theils weil es eine Gelegenheit war, die Pracht ihres Gefolgs zur Schau zu stellen, hatten sich auch viele der vornehmsten Barone Roms hier eingefunden.

An einer der in die Kirche führenden Stufen stand, den gefalteten Mantel um sich geschlagen, Walter von Montreal und betrachtete die verschiedenen Züge, die, einer nach dem andern, durch die von den Soldaten der Kirche mitten in dem Gewühl, zum Behuf der Bequemlichkeit der vornehm-

ſten Edeln, freigelaſſene Gaſſe, daherzogen. Er beobachtete mit Intereſſe, obgleich mit der Miene und dem ſchweifenden Blick ſeiner gewöhnlichen Unbefangenheit, die verſchiedenen Zeichen und Blicke der Begrüßung, womit das Volk die verſchiedenen hohen Perſonen empfing. Paniere und Flaggen wurden jedem Signor vorgetragen, und die Spöttereien und Witze, die kurzen Aeußerungen des Lobs oder Tadels, die ſo viel in ſich ſchließen, welche, als jene hoch daherflatterten, unter dem lebhaften Volkshaufen hin- und herflogen, wurden in ſeinem Gedächtniß ſorgfältig aufbewahrt.

„Platz da — Platz für meinen Herrn Martino Orſini — Baron di Porto!“

„Ruhe! Schätzchen — zurück! Platz für den Signor Adrian Colonna, Baron di Caſtello und Ritter des Reichs!“

Und bei dieſen Ausrufungen der Nebenbuhler ſah man hoch flattern den goldenen Bären der Orſini mit dem Motto: „Hüte Dich vor meiner Umarmung!“ und die einzelne Säule der Colonna auf himmelblauem Feld, mit Adrians beſonderem Wahlſpruch: „Ernſt aber ſtark!“ Der Zug des Martino Orſini war weit zahlreicher als der Adrians, welcher nur aus zehn Dienern beſtand. Aber Adrians Leute erregten weit größere Bewunderung unter dem Volk und gefielen weit mehr dem geübten Auge des kriegeriſchen Johanniters. Ihre Waffen waren ſpiegelblank; ihre Größe war bis auf den Zoll gleich; ihr Schritt war regelmäßig und gehalten; ihre Haltung aufrecht; ſie ſahen nicht rechts noch links; ſie beurkundeten jene nicht zu beſchreibende Disciplin, jene Harmonie der Ordnung, welche Adrian während ſeiner eigenen Waffenlehrjahre gelernt, um ſie ſeinen Leuten einzuflößen. Dagegen war der ordnungsloſe Zug des Herrn von Porto aus Männern von jeder Größe zuſammengeſetzt. Schlecht geputzt, übel gearbeitet waren ihre Waffen; ſie drängten ſich verwirrt durch einander; ſie lachten und ſprachen ganz laut und in ihrer Haltung und ihrem Weſen ſprach ſich der Uebermuth von Männern aus, welche eben ſo ſehr den Herrn, dem ſie dienten, als das von ihnen geängſtigte Volk verachteten. Da die beiden Banden unerwarteterweiſe in dieſem

engen Paß auf einander stießen, gab sich sogleich die Eifersucht der beiden Häuser kund. Jeder drängte vor um den Vortheil zu gewinnen, und als die ruhige Regelmäßigkeit von Adrians Zug und auch die Geschlossenheit seiner kleinen Anzahl ihm den Sieg der Ueberholung von seines Nebenbuhlers Leuten verschaffte, erhob das Volk ein lautes Geschrei: „Colonna hoch!“ — „Laßt den Bären hinter der Säule hertanzen!“

„Vorwärts, ihr Schufte!“ sagte Orsini laut zu seinen Leuten. „Wie konntet ihr diese Beleidigung dulden?“ Und sich selbst an die Spitze seiner Leute setzend, wollte er eben mitten durch den Zug seines Gegners durchdrängen, als ein großer Wachtsoldat, in päbstlicher Livree, ihm den Stab vorhielt.

„Ordnung, mein Herr! wir haben die ausdrücklichsten Befehle von dem Vikar, keinen Streit der verschiedenen Züge unter einander zu dulden.“

„Schurke, erfrechst Du Dich, mit mir Worte zu wechseln?“ versetzte der stolze Orsini, und mit seinem Schwert hieb er den Stab entzwei.

„Im Namen des Vikars, ich befehle Euch, zurückzuweichen!“ sagte die handfeste Wache, mit seiner ungeheuren Masse gerade dem Edeln den Weg vertretend.

„Es ist Cecco del Vecchio!“ riefen die vom Volk, welche nahe genug standen, um die Unterbrechung und ihre Ursache zu bemerken.

„Ja,“ sagte Einer, „der gute Vikar hat mehrere der stämmigsten Bursche in die Livree des Pabsts gesteckt, um besser die Ordnung zu erhalten. Er hätte keinen bessern wählen können, als den Cecco.“

„Aber er darf nicht fallen!“ rief ein Anderer, als Orsini, den Schmied anstierend, sein Schwert zurückzog, wie um es ihm in die Brust zu stoßen.

„Schande — Schande! soll der Pabst so in seiner eigenen Stadt mißhandelt werden?“ schrieen mehrere Stimmen. „Nieder mit dem Friedensbrecher, nieder!“ und wie in Folge eines verabredeten Plans brach ein ganzer Schwarm von

dem Pöbel auf einmal durch die Gaſſe und ſtürzte wie ein Waldſtrom über Orſini und ſein überraſchtes, buntſcheckiges Gefolge her. Orſini ſelbſt ward mit Gewalt zu Boden geriſſen und auf ihm von hundert Ferſen herumgetreten; ſeine Leute, verdutzt und eben ſo ſehr gegen einander als gegen den Pöbel kämpfend, wurden zerſtreut und überwältigt; und als durch große Anſtrengungen der Wachen, den Schmied an ihrer Spitze, die Ordnung wieder hergeſtellt und der Zug neu gebildet wurde, konnte Orſini, beinahe erſtickt von Wuth und Schaam, und von den groben Mißhandlungen, die er erlitten, übel zugerichtet, ſich kaum vom Boden aufraffen. Die päbſtlichen Offizianten hoben ihn auf und als er auf den Beinen ſtand, ſah er ſich wild um nach ſeinem Schwert, welches ſeiner Hand entfallen und auf dem der Haufen herumgetreten war; als er es nirgends erblickte, ſagte er zähneknirſchend zu Cecco del Vecchio: „Kerl, Dein Hals ſoll für dieſen Schimpf büßen, oder ſoll mich Gott verlaſſen!“ und ſchritt ſeines Wegs weiter; während ein halbunterdrücktes Jubelgeſchrei der Umſtehenden ſeinen Schritten folgte.

„Platz da!“ rief der Schmied, „für den Herrn Martino di Porto, und mögen alle Leute es erfahren, daß er gedroht hat, mir das Leben zu nehmen für die Erfüllung meiner Pflicht in Gehorſam gegen des Pabſts Vikar!“

„Er darfs nicht, er darfs nicht!“ brüllten tauſend Stimmen, „das Volk kann die Seinigen beſchützen!“

Dieſer Auftritt ging dem Provenzalen nicht verloren, der aus dem Fliegen von Strohhalmen wohl den Wind zu beurtheilen wußte, und zugleich aus der Keckheit des Volks abnahm, daß es um einen herannahenden Sturm wußte. „Par Dieu,“ ſagte er, Adrian begrüßend, der ernſt und ohne ſich umzuſehen, jetzt die Treppe der Kirche erreicht hatte, „jener lange Kerl hat ein muthiges Herz und viele Freunde dazu. Was meint Ihr,“ fuhr er in flüſterndem Tone fort, „iſt dieſer Auftritt nicht ein Beweis, daß die Edeln weniger ſicher ſind, als ſie wähnen?“

„Die Thiere fangen an, gegen den Sporn auszuſchlagen,“ antwortete Adrian; „ein kluger Reiter ſollte in ſolchem Fall

darauf Bedacht nehmen, auch den Zügel etwas nachzulaſſen, damit das Pferd ſich nicht bäumt und er nicht abgeworfen wird — aber dieß iſt die Politik, die Ihr empfehlt."

„Ihr irrt Euch!" verſetzte Montreal, „wenn ich die Vergleichung fallen laſſe, ſo ſage ich, es war mein Wunſch, Rom Einen Oberherrn ſtatt vieler Tyrannen zu geben — aber horch! was bedeutet dieſe Glocke?"

„Die Ceremonie wird gleich ihren Anfang nehmen," antwortete Adrian. „Gehen wir zuſammen in die Kirche?"

Selten war ein Gott geweihter Tempel Zeuge eines ſo ſeltſamen Schauſpiels geweſen wie das war, welches jetzt die geweihte Stätte des Laterans belebte.

Inmitten der Kirche waren Sitze amphitheatraliſch angebracht, und an deren fernſtem Ende ein etwas über das Uebrige erhöhtes Gerüſt; unter dieſem, aber hoch genug, um von allen Anweſenden geſehen zu werden, war eine ungeheure eiſerne Tafel aufgeſtellt, worein eine alte Inſchrift gegraben war und die in ihrer Mitte eine hervorſtehende, deutliche Deviſe hatte, die jetzt ſollte erklärt werden.

Die Sitze waren mit Teppichen und reichen Stoffen belegt. Im Hintergrund der Kirche war ein purpurner Vorhang angebracht. Rings um das Amphitheater waren die Beamten der Kirche, in den buntfarbigen Livreen des Pabſts. Rechts von dem Gerüſt ſaß Raimund, Biſchof von Orvieto, in ſeinen Staatskleidern. Auf den Bänken um ihn ſah man alle die vornehmſten Perſonen von Rom — die Richter, die Gelehrten, die Edeln, von dem erhabenen Rang der Savelli bis herab zu der niedrigeren Sphäre der Naſelli. Der Raum außerhalb des Amphitheaters war vom Volk angefüllt, das jetzt ſtromweiſe hereindrang; mittlerweile ertönte fortwährend hell und laut die große Glocke der Kirche.

Endlich, als Adrian und Montreal ſich in kleiner Entfernung von Raimund ſetzten, hörte die Glocke plötzlich auf — das Gemurmel des Volks ward zum Schweigen gebracht, der purpurne Vorhang weggezogen und Rienzi trat vor mit langſamen, majeſtätiſchen Schritten. Er kam — aber nicht in ſeinem gewöhnlichen düſtern und einfachen Anzug. Ueber

ſeiner breiten Bruſt trug er eine Weſte von blendender Weiße — ein langes Gewand, nach Art einer weiten Toga, floß zu ſeinen Füßen herab und ſchleppte auf dem Boden nach. Auf dem Kopf trug er einen weißen Bund, in deſſen Mitte eine goldene Krone ſchimmerte. Aber die Krone war getheilt oder gleichſam geſpalten durch den myſtiſchen Zierrath eines ſilbernen Schwerts, das die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog und zugleich zeigte, daß er dieſe auffallende Tracht nicht aus Prunkſucht und Eitelkeit angelegt hatte, ſondern um der Verſammlung in der Perſon eines Bürgers eine verſinnlichende Anſchauung desjenigen Zuſtandes der Stadt zu geben, worüber er jetzt zu ſprechen im Begriff ſtand.

„Wahrhaftig," flüſterte einer der alten Edelleute ſeinem Nachbar zu, „der Plebejer weiß ſich ein ſtattliches Ausſehen zu geben."

„Was für Comödianten-Streiche ſind denn das?" ſagte ein Anderer.

„Es wird einen raren Spaß geben," ſagte ein Dritter. „Ich hoffe, der gute Mann wird ſeine Rede auch mit einiger Kurzweil würzen!"

„Er iſt gewiß verrückt," bemerkte ein Vierter.

„Wie ſchön er iſt," ſagten die Weiber unter dem Volk.

„Das iſt ein Mann, der das Volk auswendig gelernt hat," bemerkte Montral gegen Adrian. „Er weiß, er muß zum Auge ſprechen, um den Geiſt zu gewinnen; ein Schelm, ein ſchlauer Schelm!"

Jetzt hatte Rienzi die Bühne betreten, und als er lang und feſt ſich die Verſammlung anſah, beſchwichtigte die hohe und gedankenvolle Ruhe ſeines majeſtätiſchen Angeſichts, ſein tiefer und feierlicher Ernſt das Gemurmel und brachte auf den hohnlächelnden Adel die gleiche Wirkung wie auf das Volk hervor.

„Ihr Herren von Rom," begann er endlich, „und Ihr, Freunde und Mitbürger, Ihr habt gehört, warum wir heute hier verſammelt ſind; und Ihr, mein Herr Biſchof von Orvieto, und Ihr, meine Mitarbeiter auf dem Feld der Wiſſenſchaften — Ihr wißt auch, daß es eine Sache betrifft,

welche mit dem alten Rom in Beziehung ſteht, deſſen vergangene Macht und Herrlichkeit in ihrem Wachsthum und in ihrem Sinken zu begreifen, wir zur Aufgabe der Studien unſerer Jugend gemacht haben. Aber dieß, glaubt mir, iſt nicht ein bloßes gelehrtes Räthſel, nützlich nur für den Kenner, betreffend nur die Todten. Laßt die Vergangenheit untergehen! laßt Finſterniß ſie begraben! laßt ſie für immer ſchlafen über den zuſammenſtürzenden Tempeln und verödeten Gräbern ihrer vergeſſenen Söhne, wenn ſie uns nicht mittelſt ihrer enträthſelten Geheimniſſe Führerin werden kann für Gegenwart und Zukunft. Wie, meine Herren, Ihr habt gedacht, nur um des Alterthums willen hätten wir Tag und Nacht unverdroſſen ſtudirt, was uns das Alterthum lehren kann? Ihr ſeyd im Irrthum; es iſt nichts werth, zu wiſſen, was wir geweſen ſind, wenn ſich nicht damit der Wunſch verbindet, zu wiſſen, was wir werden ſollen. Unſere Ahnen ſind nur Staub und Aſche, wenn ſie nicht zu uns, ihren Nachkommen, reden; dann aber erſchallen ihre Stimmen nicht unter der Erde hervor, ſondern vom Himmel herab. Es gibt eine Beredtſamkeit der Erinnerung, weil ſie die Amme der Hoffnung iſt. Etwas Heiliges iſt die Vergangenheit, aber nur wegen der Geſchichtsdenkmale, die ſie aufbewahrt — der Denkmale von dem Fortſchritt der Menſchheit, der Schrittſteine für Geſittung, Freiheit, Wiſſenſchaft. Unſere Väter wehren uns, rückwärts zu gehen — ſie lehren uns unſer rechtmäßiges Erbe kennen — ſie gebieten uns, zurückzufordern, zu vermehren dieß Erbe — ihre Tugenden zu bewahren, ihre Irrthümer zu vermeiden. Das iſt der wahre Gebrauch der Vergangenheit. Wie das heilige Gebäude, worin wir ſind, iſt ſie ein Grab, worauf man einen Tempel aufführen muß. Ich ſehe Euch verwundert über dieſen langen Eingang; Ihr ſeht einander an; Ihr fragt, wohin das ziele? Schaut dieſe große Eiſenplatte; es iſt darein eine Inſchrift gegraben und erſt neuerlich hat man ſie hervorgezogen unter den Haufen von Steinen und Trümmern, welche, o Schmach für Rom! — die Paläſte des Kaiſerthums und die Bogen der triumphirenden Macht waren. Die Deviſe in der

Mitte der Tafel, die Ihr seht, enthält den Akt der römischen Senatoren, wie sie dem Vespasian die kaiserliche Würde übertragen. Um diese Inschrift vorlesen zu hören, habe ich Euch eingeladen. Sie bezeichnet genau die Ausdehnung und die Grenzen der so übertragenen Macht, dem Kaiser ward überlassen das Recht, Gesetze zu geben und Bündnisse zu schließen mit allen Nationen — die Grenzen der Städte und Distrikte zu vergrößern oder zu vermindern; Männer — hört wohl auf, meine Herren! — zum Range von Herzogen und Königen zu erheben — ja, und sie ihrer Würde und ihres Rangs zu entkleiden; das Stadtrecht zu ertheilen und zu nehmen; kurz alle Eigenschaften kaiserlicher Machtfülle. Ja, jenem Kaiser ward eine so weitgehende Gewalt übertragen, aber von Wem? Merkt auf — horcht mir zu — laßt Euch kein Wort verloren gehen! von Wem? sage ich. Vom römischen Senat! Was war der römische Senat? der Stellvertreter des römischen Volks!"

„Ich wußte wohl, daß er darauf kommen würde!" sagte der Schmied, der mit seinen Genossen an der Thüre stand, aber zu dessen Ohr klar und deutlich die silberhelle Stimme Rienzi's drang.

„Ein muthiger Bursch! und noch dazu vor den Ohren der Barone!"

„Ja, Ihr seht, was das Volk war! und ohne ihn hätten wir das nie erfahren!"

„Ruhig, Bursche!" sagte ein Beamter zu Denen vom Haufen, von welchen diese Worte geflüstert wurden.

Rienzi fuhr fort: „Ja, das Volk war es, das diese Gewalt übertrug — dem Volk also steht sie zu. Maßte sich der stolze Kaiser die Krone an? Konnte er sich selbst mit seiner Machtfülle bekleiden? War sie geboren mit ihm? Leitete er sie, meine Herren Barone, vom Besitz befestigter Schlösser — von seiner erhabenen Abkunft ab? Nein, allvermögend, wie er war, hatte er doch kein Recht auf nur ein Atom von dieser Macht, außer durch die Stimme und Uebertragung des römischen Volkes. So groß, o meine Volksgenossen! so groß war selbst zu der Zeit, wo die Freiheit nur noch der

Schatten von ihrem früheren Selbst war, so groß war noch die anerkannte Befugniß unserer Väter! Alle Gewalt war das Geschenk des Volks. Was habt Ihr jetzt zu vergeben? Wer, wer, sage ich, welcher einzelne Mann, welcher kleine Häuptling geht Euch an um die Macht, die er sich anmaßt? Sein Senat ist sein Schwert; sein Freibrief ist geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit Blut. Das Volk! — Es gibt kein Volk mehr! O! wollte Gott, daß wir eben so leicht den Geist der Vorzeit aus der Erde grüben, als ihre Denkmale!"

„Wenn ich Euer Vetter wäre," flüsterte Montreal Adrian zu, „ich gebe diesem Mann nur eine kurze Gnadenfrist zwischen seiner Rede und seiner Beichte."

„Wer ist Euer Kaiser?" fuhr Rienzi fort; „Ein Fremder! Wer das große Haupt Eurer Kirche? Ein Verbannter! Wir sind ohne unsere gesetzmäßigen Häupter und warum? Weil wir nicht ohne unser Gesetz verachtende Tyrannen sind! Die Zügellosigkeit unserer Edeln, ihre Streitigkeiten, ihre Fehden haben unsern heiligen Vater von dem Erbe St. Peters vertrieben — sie haben Eure Straßen mit Eurem eigenen Blut überschwemmt; sie haben den reichen Ertrag Eurer Arbeit in Privatstreiten und mit Unterhaltung gedungener Schurken verschwendet. Eure Kräfte haben sich gegen Euch selbst erschöpft. Ihr habt aus Eurer Vaterstadt, einst der Gebieterin der Welt, einen Spott und Schimpf gemacht. Ihr habt ihre Lippen in Galle getaucht, Ihr habt eine Dornenkrone ihr aufs Haupt gesetzt! Was, meine Herren!" rief er und kehrte sich mit stechendem Blicke herum gegen die Savelli und Orsini, die, bestrebt, den Schrecken abzuschütteln, womit die feurige Beredsamkeit Rienzi's ihre Herzen betroffen, durch verächtliche Geberden und höhnisches Lächeln das Mißbehagen zu erkennen gaben, das sie in Gegenwart des Vikars und des Volks nicht laut äußern durften; „Was! sogar eben jetzt wo ich spreche — vermag nicht die Heiligkeit dieses Orts Euch zu zügeln! Ich bin ein niedriger Mann — ein Bürger von Rom, aber ich habe mich einer Auszeichnung zu rühmen: ich habe viele Feinde und Hasser mir erweckt durch Das, was ich für Rom

gethan habe. Ich bin gehaßt, weil ich mein Vaterland liebe, ich bin verachtet, weil ich es erhöhen wollte. Ich vergelte — ich werde gerächt werden; drei Verräther in Euren eigenen Palästen werden Euch verrathen; ihre Namen sind: Hoffahrt, Neid und Zwietracht!"

„Da hat er sie gut auf der Mücke!"

„Ha, ha! beim heiligen Kreuz, das war gut!"

„Ich würde mich hängen lassen um noch so einen kecken Hieb wie der!"

„Das ist der Mann, der uns immer fehlte!"

„Es ist eine Schande, daß wir Memmen sind, wenn Ein Mann so herzhaft ist," sagte der Schmied.

„Stille!" gebot der Beamte.

„O Römer!" fuhr Rienzi leidenschaftlich fort — „erwacht! Ich beschwöre Euch! Laßt die Erinnerung an Eure frühere Macht — Eure alten Freiheiten — sich tief in Eure Seelen senken! In einer glücklichen Stunde, wenn Ihr sie ergreift — in einer unglücklichen, wenn Ihr die goldene Gelegenheit vorüber laßt — ist dieß Denkmal der Vorzeit Euren Augen enthüllt worden. Erinnert Euch, daß das Jubiläum herannaht!"

Der Bischof von Orvieto lächelte und nickte beifällig; das Volk, der Bürger, der niedere Adel bemerkten wohl diese Zeichen der Zustimmung, unn nach ihrer Ansicht sah der Pabst selbst, in der Person seines Vikars, wohlwollend auf das kühne Beginnen Rienzi's.

„Das Jubiläum naht heran; die Augen der ganzen Christenheit werden sich hieher richten. Sollen hier, wohin Menschen von allen Enden der Welt kommen, um den Frieden zu holen, sollen sie hier Zwietracht finden? Die hier Absolution suchen, sollen sie nur Frevel schauen? Im Mittelpunkt der Herrschaft Gottes sollen sie weinen über Eure Schwäche? In der Heimath der heiligen Märtyrer sollen sie schaudern über Euer Laster? An der Quelle und dem Brunnen der Gesetze Christi sollen sie alle Gesetze verachtet sehen? Ihr waret der Ruhm, die Herrlichkeit der Welt — wollt Ihr ihr Schimpf und Sprichwort werden? Ihr waret

das Beiſpiel für ſie — wollt Ihr ein Vorbild der Warnung ſeyn? Erhebt Euch, weil es noch Zeit iſt! ſäubert Eure Straßen von den Banditen, die ſie beunruhigen, Eure Mauern von den Miethlingen, die ſie beherbergen. Verbannt dieſe Bürgerkriege, oder die Männer, wie ſtolz, wie groß ſie auch ſeyen, welche ſie unterhalten! Entreißt die Wagſchalen der Hand des Betrugs, das Schwert der Hand der Gewaltthat! Wage und Schwert ſind die alten Attribute der Gerechtigkeit! gebt ſie ihr zurück! Das ſey Eure hohe Aufgabe, das Euer großes Ziel! Haltet Jeden, der Euch hierin ſich widerſetzt, für einen Verräther des Vaterlands! Gewinnt einen Sieg, größer als die der Cäſare — den Sieg über Euch ſelbſt! Gebt den Pilgern der Welt das Schauſpiel der Wiedererſtehung Roms! Laßt das Jubiläum der Religion und die Wiedereinſetzung des Geſetzes auf Eine Epoche zuſammenfallen! Legt das Opfer Eurer beſiegten Leidenſchaften — die Erſtlingsfrüchte der verjüngten Freiheit — gleich auf dem Altar nieder, den dieſe Wände einſchließen! und nie, o nie ſeit dem Anfang der Welt iſt von Menſchen ein ihrem Gott angenehmeres Opfer dargebracht worden!“

So tief war der Eindruck, den dieſe Worte auf die Zuhörer hervorbrachten, ſo überwältigt und athemlos blieben die davon im Sturm eingenommenen Gemüther — daß Rienzi von der Bühne herabgeſtiegen und ſchon hinter dem Vorhang verſchwunden war, hinter welchem er anfangs hervortrat, ehe die Menge recht merkte, daß er aufgehört hatte.

Die Eigenthümlichkeit dieſer plötzlichen Erſcheinung — wie er ſo in räthſelhaftem Glanz auftrat und im Augenblick verſchwand, wo er ſeine Botſchaft ausgerichtet — vermehrte noch die Wirkung ſeiner Worte. Der ganze Charakter dieſer kühnen Anrede bekam den Anſchein von etwas Uebernatürlichem, von einer Eingebung; für das Gemüth des Volks war der Sterbliche in einen Propheten verwandelt; und in der Bewunderung des rückſichtsloſen Muths, womit der Gegenſtand ihrer Verehrung die ſtolzen Barone geſchmäht und beſchworen hatte — deren Jeder ihnen im Licht

eines geweihten Scharfrichters erschien, dessen Zorn augenblicklich durch Galgen oder Beil sich offenbaren konnte — vermochte sich das Volk nur bei der abergläubischen Annahme zu beruhigen: daß nichts Geringeres als Vollmacht von oben ihren Führer mit solcher Kühnheit ausgerüstet und ihn vor den Gefahren, welchen er sich aussetzte, bewahrt habe. In der That beruhte die Sicherheit Rienzi's eben auf seinem Muth; er war in eine Lage versetzt, wo Keckheit Klugheit wird. Wäre er weniger kühn, so wären die Edeln trotziger gewesen; aber eine so unumwundene Sprache von einem Beamten des heiligen Stuhls erschien ihnen natürlich als gutgeheißen durch die Zustimmung des Pabsts eben so wohl, als durch den Beifall des Volks. Die, welche nicht, wie Stephan Colonna, Worte als bloßen Wind verachteten, bebten vor dem Gedanken zurück, einen Mann zu strafen, dessen Stimme nur das Echo von den Wünschen des Kirchenfürsten seyn konnte. Die Zwietracht unter dem Adel selbst war für Rienzi nicht minder günstig. Er griff einen Körper an, dessen Glieder unter sich keine Einheit hatten.

„Es ist nicht meine Sache ihn umzubringen!" sagte Einer.

„Ich bin nicht der Vertreter der Barone!" sagte ein Anderer.

„Wenn Stephan Colonna ihm nicht auf die Finger sieht, wäre es thöricht und gefährlich zugleich für einen Geringeren, sich zum Ritter der Ordnung aufzuwerfen!" sagte ein Dritter.

Die Colonna lächelten Beifall, wenn Rienzi einen Orsini anklagte — ein Orsini lachte laut, wenn seine Beredsamkeit gegen einen Colonna losbrach. Die geringeren Barone hatten ihre Freude daran, Angriffe auf beide zu hören; während andrerseits der Bischof durch die lange Strafloſigkeit Rienzi's Muth gewonnen hatte, das Benehmen seines Mitbeamten gut zu heißen. Zwar gab er sich bisweilen die Miene, das Uebermaß seines Eifers zu tadeln, aber immer in Begleitung von Lobsprüchen seiner Redlichkeit; und der Beifall vom Vikar des Pabsts bestärkte die Annahme der

Edeln hinsichtlich der Zustimmung des Pabsts selbst. So ward Rienzi's Sicherheit und Erfolg gerade durch die Keckheit seines Enthusiasmus gesteigert. Als jedoch die Barone sich ein wenig von dem Staunen erholt, in welches Rienzi sie versetzt hatte, da sahen sie der Reihe nach einander an; und ihre Blicke gestanden, wie gut sie den Uebermuth des Redners und den ihnen gebotenen Trotz empfunden.

„Per fede!" sagte Reginaldo di Orsini, „das ist über das Dulden hinaus; der Plebejer hat es zu weit getrieben!"

„Schaut das Volk drunten! wie sie murmeln und gaffen — und wie ihre Augen funkeln — und was für Blicke sie auf uns schleudern!" sagte Luca di Savelli zu seinem Todfeind Castruccio Malatesta; das Gefühl der gemeinsamen Gefahr versöhnte in einem Augenblick, aber auch nur für einen Augenblick, die jahrelange Feindschaft.

„Diavolo!" murmelte Raselli (Nina's Vater) einem eben so armen Baron zu, „aber der Schreiber hat Wahrheit im Mund. Schade, daß er kein Edler ist."

„Welch ein anschlägiger Kopf geht so verloren!" sagte ein florentinischer Kaufmann; „der Mann könnte etwas werden, wenn er nur reich genug wäre!" Adrian und Montreal schwiegen; jener schien in Nachdenken verloren, dieser beobachtete die verschiedenen, bei den Zuhörern hervorgebrachten Eindrücke.

„Stille!" geboten die Offizianten. „Stille, für den Herrn Vikar!"

Auf dieses Gebot hin wandten sich Aller Augen nach Raimund, der, mit vieler geistlicher Wichtigkeit sich erhebend, die Versammlung folgendermaßen anredete:

„Obgleich Ihr Barone und Bürger, meine vielgeliebte Heerde und Kinder — obgleich ich so wenig als Ihr genau die Beschaffenheit der so eben gehörten Rede vorher errieth, und obgleich ich keine ungetrübte Zufriedenheit über die Form, noch auch, muß ich sagen, über den Inhalt dieser feurigen Ermahnung empfinde — dennoch (er legte großen Nachdruck auf dies Wort) kann ich Euch nicht scheiden lassen, ohne den Bitten des Dieners unsres heiligen Vaters auch

die des geistlichen Stellvertreters Seiner Heiligkeit beizufügen. Es ist wahr, das Jubiläum naht heran. Das Jubiläum naht heran, und noch werden unsere Straßen bis an die Thore Roms von mörderischen und gottlosen Räubern beunruhigt. Welcher Pilger wird sich über die Apenninen wagen, um an den Altären St. Peters anzubeten? Das Jubiläum naht heran; welches Aergerniß wird es für Rom seyn, wenn die Furchtsamen vor den Gefahren der Reise zurückbeben, und die Beherzten ihnen zum Opfer werden? Deßwegen bitte ich Euch Alle, Bürger und Edle gleicherweise, ich bitte Euch Alle, diese unseligen Fehden ruhen zu lassen, die so lang das Mark unserer heiligen Stadt verzehrt haben, und durch die Bande der Freundschaft und Bruderliebe Euch vereinend, einen gesegneten Bund gegen die Räuber der Straßen zu schließen. Ich sehe unter Euch, Ihr Herren Barone, viele Zierden und Säulen des Staats; aber ach, ich denke mit Kummer und Betrübniß an den grundlosen und eiteln Haß, der zwischen Euch erwachsen ist, ein Aergerniß für unsere Stadt, das, laßt mich dies hinzusetzen, Ihr Herren, kein ehrenvolles Licht auf Eure Frömmigkeit als Christen, noch auf Eure Würdigkeit als Vertheidiger der Kirche zurückwirft."

Unter den geringeren Edeln, die Sitze der Richter und der Gelehrten entlang, und durch das ungeheure Volksgewühl erscholl bei diesen Worten ein lautes Gemurmel des Beifalls. Die größern Barone betrachteten stolz, aber nicht verächtlich, die Miene des Prälaten und beobachteten ein strenges, undurchdringliches Schweigen.

„An diesem heiligen Ort," fuhr der Bischof fort, „laßt mich Euch bitten, diese unfruchtbaren Feindseligkeiten zu begraben, die uns schon genug Gut und Blut gekostet, und laßt uns diese Mauern verlassen mit einem gemeinsamen Entschluß, unsern Muth zu bewähren, unsere Tapferkeit glänzen zu lassen nur gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde, die Räuber, welche unsere Felder verwüsten und unsere Straßen beunruhigen — die Feinde des Volks, das wir beschützen, und Gottes, dem wir dienen sollten!"

Der Biſchof nahm ſeinen Sitz wieder ein; die Edeln ſahen einander ſtumm an, das Volk begann laut durcheinander zu flüſtern, als nach einer kleinen Pauſe Adrian di Caſtello ſich erhob:

„Verzeiht mir, meine Herren, und Ihr, ehrwürdiger Vater, wenn ich, in noch wenig erfahrenem Alter und von geringem Anſehen und Bedeutung unter Euch mir herausnehme, der Erſte zu ſeyn, der ſich dem eben vernommenen Vorſchlag anſchließt. Willig entſage ich allen alten Feindſchaften, mit irgend welchen meiner edeln Standesgenoſſen. Zum Glück für mich hat meine lange Abweſenheit von Rom aus meiner Erinnerung die meiner früheren Jugend geläufigen Fehden und Eiferſüchteleien verwiſcht, und in dieſer edeln Verſammlung ſehe ich nur Einen Mann (hier blickte er auf Martino di Porto, der finſter zur Erde ſchaute), gegen den ich einmal mein Schwert zu ziehen mich verpflichtet glaubte; das Pfand, das ich einſt dieſem Baron zuwarf, iſt, ich freue mich darüber, noch nicht ausgelöst. Ich ziehe es zurück. Fortan ſollen meine einzigen Feinde die Feinde Roms ſeyn!“

„Edel geſprochen!“ ſagte der Biſchof laut.

„Und,“ fuhr Adrian fort, ſeinen Handſchuh unter die Edeln werfend, „ich werfe das ſo zurückgenommene Pfand unter Euch Alle, als Aufforderung zu einem größeren Wettſtreit auf einem rühmlicheren Feld. Ich lade Jeden ein, mit mir zu wetteifern in dem Beſtreben, Sicherheit auf unſern Straßen, Ordnung in unſerer Stadt herzuſtellen. Es iſt ein Kampf, wo ich, wenn ich trotz meiner Anſtrengung beſiegt werde, ohne Neid den Preis hingeben werde. In zehn Tagen von heut an, Ehrwürdiger Vater, will ich vierzig bewaffnete Reiter ſtellen, bereit, jedem Befehl zu gehorchen, der zur Sicherheit des römiſchen Staats beliebt wird. Und Ihr, o Römer, verbannt, ich bitte Euch, aus Euren Seelen die beredten Schmähungen gegen Eure Mitbürger, welche Ihr ſoeben gehört. Wir Alle, von welchem Rang und Stand immer, haben vielleicht Antheil gehabt an den Ausſchweifungen dieſer unſeligen Zeiten; beſtreben wir uns nicht zu

rächen oder nachzuahmen, ſondern gut zu machen und zu einigen. Und möge das Volk fortan inne werden, wie der wahre Stolz eines Patriciers der iſt: daß ſeine Macht ihn um ſo mehr in Stand ſetzt, ſeinem Vaterland zu dienen!"

„Mannhafte Worte!" ſagte der Schmied, höhniſch lächelnd.

„Wenn ſie Alle wären wie Er!" bemerkte des Schmieds Nebenmann.

„Er hat den Edeln aus der Klemme geholfen," ſagte Pandulpho.

„Er hat grauen Witz unter jungen Haaren gezeigt," ſagte ein alter Malateſta.

„Ihr habt die Fluth gewandt, aber nicht gedämmt, edler Adrian," flüſterte der immer ſeine Gloſſen machende Montreal, als der junge Colonna unter allgemeinem Beifallsgemurmel ſeinen Platz wieder einnahm.

„Wie meint Ihr Das?" fragte ihn Adrian.

„Daß Eure ſanften Worte, wie alle Ausſöhnungsverſuche der Patricier, zu ſpät kamen."

Kein andrer Edler ſtand auf, obgleich ſie vielleicht Neigung fühlten, an der allgemeinen verſöhnlichen Stimmung Antheil zu nehmen und durch Zeichen und Geflüſter den Worten Adrians ihren Beifall zu geben ſchienen. Sie waren zu ſehr an einen, von Artigkeit und Wiſſenſchaft entblößten Stolz gewohnt, um ſich zu bequemen, eine verſöhnende Sprache gegen das Volk oder ihre Feinde zu führen. Und Raimund, der ſich umſah und nicht wünſchte, daß ihr unpaſſendes Schweigen lange bemerkt würde, ſtand raſch auf, um demſelben die beſte mögliche Deutung zu geben.

„Mein Sohn, Du haſt als Patriot und als Chriſt geſprochen; das billigende Schweigen Deiner Standesgenoſſen überzeugt uns Alle, daß ſie Deine Geſinnungen theilen. Heben wir die Verſammlung auf, ihr Zweck iſt erreicht. Die Art und Weiſe unſres Verfahrens gegen die verbündeten Räuber der Landſtraße erheiſcht anderweitige, reifliche Ueberlegung. Dieſer Tag wird in unſrer Geſchichte Epoche machen!"

„Das wird er," brummte Cecco del Vecchio grimmig zwischen den Zähnen.

„Kinder! meinen Segen Euch Allen!" schloß der Vikar, die Arme ausbreitend.

Wenige Minuten darauf strömte die Menschenmasse aus der Kirche. Die verschiedenen Diener und Bannerträger stellten sich draußen an den Stufen auf, jeder Zug ängstlich besorgt für den Vortritt seines Gebieters, und die Edeln, sich ernst in kleine Gruppen sammelnd, so daß nirgends feindseliges Blut zusammen kam, folgten der Menge durch die Kirchenflügel. Bald erhob sich wieder das Getöse und der Lärm und das Hadern und die Flüche der feindlichen Truppen, als die Offizianten des Vikars mit Mühe und Noth sie sehr unordentlich zur Ordnung anhielten.

Aber schon, so sehr hatte Montreal recht mit seiner Aeußerung gegen Adrian, schon vergaß das Volk halb seinen großmüthigen Aufruf und machte nur seine bitteren Bemerkungen über das Schweigen seiner Standesgenossen. Was galt auch ihnen der Kreuzzug gegen die Straßenräuber? Sie tadelten den guten Bischof, daß er nicht frischweg zu den Edeln gesagt: „Ihr seyd die ersten Räuber, gegen die man ausziehen muß!" Die Unzufriedenheit des Volks war weit über solche schnelle Heilmittel hinaus, sie war auf den Punkt gestiegen, wo man nicht sowohl eine Verbesserung als einen Wechsel verlangte. Es gibt Zeiten, wo man sich für das Eintreten einer Revolution verbürgen kann; sie muß kommen — sie wird herbeigeführt durch Widerstand wie durch Nachgiebigkeit. Wehe dem Geschlecht, für welches eine Revolution keine Früchte trägt, wo der Blitz durch die Höhe zuckt, aber nicht die Luft reinigt! Dulden ohne Ersatz ist oft das Loos der edelsten Menschen; aber wenn ein Volk duldet ohne Ersatz, mag es sich selbst verfluchen!

Viertes Kapitel.

Der ehrgeizige Bürger und der ehrgeizige Soldat.

Der Biſchof von Orvieto zögerte am längſten, um ſich mit Rienzi zu beſprechen, der ihn in dem tiefen Hintergrund des Lateran erwartete. Raimund beſaß wohl ſo viel Scharfſinn, daß er ſich nicht zu dem Glauben verleiten ließ, dieſer Auftritt könnte eine Sinnesveränderung unter dem Adel bewirken, ihre Spaltungen heilen, oder ſie zur thätigen Bekämpfung der Friedensſtörer in der Campagna veranlaſſen. Aber als er dem Rienzi Alles genau berichtete, was nach dem Abtritt dieſes Helden von der Bühne noch vorgefallen, ſchloß er mit den Worten: „Daraus könnt Ihr abnehmen, Etwas Gutes muß ſich daraus ergeben: die erſte bewaffnete Streitigkeit — das erſte Handgemenge unter dem Adel — wird als Bruch eines Verſprechens erſcheinen, und für Volk und Pabſt als gültiger Grund an aller Beſſerung der Barone zu verzweifeln; ein Grund, der die kräftigen Maßregeln von jenem und die Zuſtimmung des Letztern rechtfertigt.“

„Auf ein ſolches Handgemenge werden wir nicht lange warten dürfen,“ antwortete Rienzi.

„Ich glaube der Prophezeiung,“ verſetzte Raimund lächelnd. „Vor der Hand geht Alles gut. Geht Ihr mit uns heimwärts?“

„Nein, ich halte für beſſer hier zu verweilen, bis die Maſſe ſich ganz verlaufen hat; denn wenn ſie in ihrer jetzigen Aufregung mich ſähen, dürften ſie auf ein übereiltes und haſtiges Beginnen verfallen. Zudem mein Herr,“ ſetzte er hinzu, „bei einem unwiſſenden Volk, wie redlich und begeiſtert es auch ſey, muß man die Regel ſtreng beobachten: mache Deine Erſcheinung nicht durch Gewohnheit alltäglich! Nie ſollten Männer wie ich, die keinen äußern Rang haben, unter der Menge ſich zeigen, außer bei ſolchen Gelegenheiten, wo der Geiſt ſelbſt ſtatt des Ranges gilt.“

„Das iſt wahr, da Ihr kein Gefolge habt,“ antwortete Raimund und dachte an ſein eigenes ſchön herausgeputztes Geſinde. „Lebt wohl denn — wir ſehen uns bald wieder.“

„Ja, bei Philippi, mein Herr! Ehrwürdiger Vater, Euren Segen!“

Einige Zeit nach dieſem Geſpräch verließ Rienzi das heilige Gebäude. Als er an den Treppen der jetzt ſchweigenden und verlaſſenen Kirche ſtand, lieh die Stunde, welche der kurzen Dämmerung des Südens vorangeht, der Anſicht vor derſelben ihren Zauber. Da ſchaute er die geſchwungenen Bogen der gewaltigen Waſſerleitung ſich weithin ausdehnen und über die fernen, purpurnen Hügel hinläufen. Vor ihm, zur Rechten erhob ſich das Thor, das ſeinen römiſchen Namen von dem Cöliſchen Berg erhielt, an deſſen Abhang es noch ſteht. In der Ferne ſah er, von der Höhe der Stufen herab, die durch die graue Campagna zerſtreuten Ortſchaften weiß im ſchrägen Sonnenſtrahl glänzen, und in der weiteſten Entfernung begannen die Bergſchatten über den Dächern des alten Tuskulum und der zweiten albaniſchen Stadt * zu dunkeln, welche noch, in öder Vernachläſſigung, über den verſchwundenen Paläſten von Pompejus und Domitian ragt.

Der Römer ſtand einige Augenblicke in Nachdenken verſunken, regungslos da, betrachtete das Schauſpiel und athmete den ſüßen Balſam der milden Luft ein. Es war die holde Zeit des Frühlings — die Jahrszeit der Blumen und des grünen Laubes und der ſäuſelnden Winde — der hirtenfreundliche Mai von Italiens Dichtern; aber verſtummt war die Stimme des Geſangs an den Ufern der Tiber — das Rohr gab keine Muſik mehr zu hören. Von dem heiligen Berg, wo Saturn hauste, waren die Dryaden und Nymphen und Italiens heimiſcher Sylvan für immer geflohen. Rienzi's eigenthümliche Natur — ſeine Begeiſterung — ſeine Verehrung für die Vorzeit, ſeine Liebe zum Schönen und Großen — ſelbſt die Anhänglichkeit an das Anmuthige und Prächtige, welche die rauhe Wirklichkeit des Lebens mit einem ſo glänzenden Anflug überkleiden, eine Neigung, welche

* Das erſte Alba, Alba Longa, deſſen Gründung die Fabel dem Askanius zuſchreibt, ward von Tullus Hoſtilius zerſtört. Das zweite Alba, das heutige Albano, ward in der Ebene unter der alten Stadt erbaut, kurze Zeit vor Nero.

er, im Beſitz der Macht, nur in allzu hohem Maß offenbarte; der Ueberfluß an Gedanken und Bildern, die in einer ſo glänzenden und nie verſiegenden Fluth von ſeinen Lippen ſtrömten — Alles verrieth die gewaltige, intellektuelle und poetiſche Kraft, die ihn in ruhigeren Zeiten in der Literatur zu einer unbeſtreitbareren Höhe würde erhoben haben, als wozu die That je führt — und etwas von einer ſolchen Ahnung flog ihm in dieſem Augenblick durch den Sinn.

„Glücklicher," dachte er, „wär' es für mich geweſen, hätte ich nie aus meinem eigenen Herzen heraus in die Welt geſchaut. Ich hatte in mir Alles, was Zufriedenheit mit der Gegenwart gewähren kann, weil ich das beſaß, was mich die Gegenwart konnte vergeſſen machen. Ich beſaß das Vermögen, wieder zu bevölkern — zu erſchaffen: die Sagen und Träume des Alterthums — das göttliche Vermögen des Verſes, worein der ſchöne Ueberfluß des Herzens ſich ergießen mag — das war mein! O, weiſe für ſich ſelbſt wählte Petrarka! Zur Welt zu reden, aber außerhalb der Welt ſtehend! zu überreden, zu erregen, zu befehlen — denn dies iſt ja Ziel und Ruhm des Ehrgeizes — aber zu fliehen das Gewühl und die Muhe derſelben! Sein iſt die ungeſtörte Zelle, die er anfüllt mit den Geſtalten der Schönheit — die Einſamkeit, aus welcher er die ſchlimmen Zeiten verſcheuchen kann, in die wir gefallen ſind, aber in der er ſich die großen Herzen und die glorreichen Epochen der Vergangenheit zurückträumen kann. Und ich — mit welchen Sorgen bin ich vermählt! an welche Arbeiten bin ich gekettet! welche Werkzeuge muß ich gebrauchen! welche Masken annehmen! Schlichen und Liſten muß ich meinen Stolz beugen; niederträchtig ſind meine Feinde, unzuverläſſig meine Freunde! und wahrlich, in dieſem Kampf mit verblendeten und gemeinen Menſchen wird die Seele ſelbſt verkrüppelt und zwerghaft. Geduldig und im Dunkel kriechen die Mittel durch Höhlen und ſchmutzigen Schlamm, um endlich das Licht, den Zweck zu gewinnen."

In dieſen Betrachtungen lag eine Wahrheit, deren ganze Düſterheit und Ernſt der Römer ſelbſt noch nicht erprobt

hatte. Wie erhaben auch der Gegenstand ist, den wir uns erkoren — jeder minder würdige Schritt, den wir thun, um uns desselben zu versichern, verzerrt das unsrem Ehrgeiz vorschwebende geistige Bild, und allmälig ziehen die Mittel den Zweck zu ihrem eigenen Maß herunter. Das ist das wahre Unglück eines Mannes, der edler ist als seine Zeit — daß die Werkzeuge, deren er sich bedienen muß, ihn selbst beschmutzen; zur Hälfte bessert er seine Zeit; aber zur Hälfte verschlimmert sein Zeitalter den Verbesserer. Seine eigene Schlauheit untergräbt seine Sicherheit — das Volk, das er selbst an eine falsche Aufregung gewöhnt, verlangt dieselbe unaufhörlich; und wenn sein Führer aufhört, seine Phantasie zu verführen, fällt er als sein Opfer. Die Reform, die er durch solche Mittel erreicht, ist hohl und nur für den Augenblick — mit ihm selbst wird sie weggespühlt; es war nur das Spiel, das Aufsehen, das verschwendete Genie eines Verschwörers; der Vorhang fällt — der Zauber ist dahin — das Kugelspiel wird bei Seite gestoßen. Besser Einen langsamen Schritt vorwärts zur Aufklärung — der, durch die Vernunft eines ganzen Volks gemacht, nicht mehr rückgängig wird, als dieses plötzliche Aufflackern in der tiefen, allgemeinen Nacht, welches von der durch den Gegensatz doppelt schwarzen Finsterniß wieder für alle Zeit verschlungen wird.

Als Rienzi langsam und nachsinnend sich wandte, um die Kirche zu verlassen, fühlte er sich leicht an der Schulter berührt.

„Schönen guten Abend Euch, Herr Gelehrter!“ sagte eine fränkische Stimme.

„Ich gebe Euch den freundlichen Gruß zurück!“ versetzte Rienzi, den Mann anstarrend, der ihn so plötzlich angeredet, und an dessen weißem Kreuz und kriegerischem Wesen der Leser den Johanniter wieder erkennt.

„Ihr kennt mich nicht, denk' ich?“ sagte Montreal, „aber Das trägt wenig aus; wir können leicht unsere Bekanntschaft anfangen; ich zwar bin so glücklich, mich selbst schon mit Euch bekannt gemacht zu haben.“

„Möglich, daß wir uns sonst schon sahen im Hause eines der Barone, zu deren Stand Ihr zu gehören scheint.“

„Gehören! nein, nicht eigentlich!“ versetzte Montreal stolz. „So hochgeboren und groß sich auch Eure Magnaten dünken, möchte ich doch, so lange die Berge nur noch einen Fuß breit freien Bodens für mich haben, meine Stelle in der großen Stufenleiter der Welt nicht mit der ihrigen vertauschen. Für den Tapfern gibt es nur Eine Art von Plebejern und das sind die Feigen. Aber Euch, kluger Rienzi,“ fuhr der Ritter in munterem Ton fort, „hab' ich an Orten und unter Verhältnissen gesehen, wo es lebhafter zuging, als im Saal eines römischen Barons.“

Rienzi sah Montreal fest an, der mit offener Stirn seinen Blick aushielt.

„Ja!“ fuhr der Ritter fort, „aber laßt uns weiter gehen, laßt mich ein paar Augenblicke Euch begleiten. Ja, ich habe Euch zugehört, an einem der letzten Abende, wo Ihr das Volk angeredet, und heute, wie Ihr die Großen getadelt habt, und auch um Mitternacht, unlängst, als (Euer Ohr, guter Herr, etwas herab zu mir, es ist ein Geheimniß!), auch um Mitternacht, als Ihr auf den Trümmern des Aventins den kecken Verschwörern den Eid der Leidenschaft leistetet!“

Als er geschlossen, zog sich der Ritter etwas zurück, um in Rienzi's Angesicht den Eindruck zu beobachten, den seine Worte hervorbringen mochten.

Ein leichtes Zittern flog über den Körper des Verschworenen — denn so mußte Rienzi, wenn nicht die Verschwörung glückte, von Andern als Montreal genannt werden; er wandte sich rasch um, maß den Ritter mit den Blicken, legte unwillkürlich die Hand ans Schwert, ließ aber augenblicklich den Griff wieder los.

„Ha!“ sagte der Römer langsam, „wenn dies wahr ist, so falle Rom! Verrath ist sogar unter den Freien!“

„Kein Verrath, tapferer Herr!“ antwortete Montreal, „ich bin im Besitz Deines Geheimnisses, aber Niemand hat es mir verrathen.“

„Und haſt Du es als Feind oder als Freund erfahren?“

„Je nachdem!“ verſetzte Montreal gleichgültig. „Genug, vor der Hand, daß ich Dich an den Galgen ſchicken konnte, wenn ich nur das Wort ſagte, um zu zeigen, daß es in meiner Macht ſteht, Dein Feind zu ſeyn; genug, daß ich es nicht gethan, um meine Neigung, Dein Freund zu ſeyn, an den Tag zu legen.“

„Du biſt im Irrthum, Fremder! der Mann lebt nicht, der in den Straßen Roms mein Blut vergießen könnte! Der Galgen! da kennſt Du die Macht, welche Rienzi umgibt, wenig!“

Dieſe Worte wurden mit einigem Hohn und mit Bitterkeit ausgeſprochen; aber nach einer augenblicklichen Pauſe fuhr Rienzi ruhiger fort.

„Nach dem Kreuz auf dieſem Mantel gehörſt Du einem der ſtolzeſten Ritterorden an; Du biſt ein Fremder und ein Cavalier. Welches edle Mitgefühl kann Dich zu einem Freund des römiſchen Volks machen?“

„Cola di Rienzi,“ verſetzte Montreal, „die Bande, die uns vereinigen, ſind die, welche alle Männer zuſammenführen, welche durch ihre eigene Kraft ſich über Ihresgleichen erheben. Zwar ward ich edel geboren, aber machtlos und arm; auf meinen Wink ziehen jetzt von Stadt zu Stadt die bewaffneten Werkzeuge der Machtfülle! mein Wort iſt das Geſetz von Tauſenden. Dieſe Gewalt habe ich nicht ererbt; ich erwarb ſie durch kalte Beſonnenheit und einen furchtloſen Arm. Erkenne in mir Walter von Montreal, iſt es nicht ein Name, der Dich als ein ebenbürtiger ausſpricht? Iſt nicht Ehrgeiz das uns Beide bewegende Gefühl? Ich biete nicht Soldaten auf, nur um des Gewinns willen, obgleich man mich ſchon habſüchtig nannte, ich ſchlachte die Bauern nicht aus Blutdurſt, obwohl man mir Grauſamkeit zuſchrieb. Waffen und Geld ſind die Sehnen der Macht; Macht iſt es, wonach ich verlange. Du, Rienzi, ringſt Du nicht nach demſelben Ziel? Iſt es das verwirrte Geſchrei des Knoblauch kauenden Pöbels — iſt es der flüſternde Neid von Bücherwürmern — iſt es das hohle Geſchwätz von Knaben, welche Dich einen

Freiheitsmann und Patrioten nennen — Worte, die dem Ohr weh thun — was Dich befriedigt? Das sind nur die Werkzeuge der Macht für Dich. Hab' ich Recht mit meinen Worten?"

Welches Mißfallen auch Rienzi an dieser Rede empfinden mochte — er wußte es glücklich zu verhehlen. „Gewiß," sagte er, „würde ich, berühmter Hauptmann! umsonst zu läugnen versuchen, daß ich nur nach der Macht strebe, wovon Du sprichst. Aber welche Einigung kann stattfinden zwischen dem Ehrgeiz eines römischen Bürgers und dem Anführer bezahlter Banden, die ihre Partei nur nach Maßgabe des Soldes ergreifen — heute in Florenz für die Freiheit, morgen in Bologna für die Tyrannei fechten? Verzeih meinen Freimuth; denn in der jetzigen Zeit ist Das, was ich Deinen Banden nachsage, keine Schande. Tapferkeit und Feldherrntalent gelten dafür, die Sache zu heiligen, in deren Behauptung sie glänzen; und wer der Herr der Fürsten ist, darf von ihnen wohl als ihnen ebenbürtig geehrt werden."

„Wir betreten jetzt ein weniger verödetes Quartier der Stadt," sagte der Ritter; „ist kein abgelegener Ort — kein Aventin — in dieser Gegend, wo wir uns weiter besprechen könnten?"

„Bscht!" entgegnete Rienzi, sich vorsichtig umschauend, „ich danke Dir, edler Montreal, für den Wink; auch wäre es für uns nicht gut, sähe man uns beisammen. Willst Du Dich bequemen, mich in mein Haus an der Brücke des Palatinus * zu begleiten? Da können wir ungestört und sicher unsere Unterredung fortsetzen."

„Sey es so," versetzte Montreal zurücktretend.

Mit raschem und leichtem Schritt eilte Rienzi durch die Stadt, wo die zerstreuten Bürger ihn überall, wo man ihn

* Die malerischen Ruinen, die man noch heute als die einstige Wohnung des berühmten Cola di Rienzi zeigt, wurden lange von den Alterthumsforschern für das Eigenthum eines andern Cola oder Nicola ausgegeben. Ich glaube aber, daß neuerlich der Streit entschieden ist; und in der That, Niemand als ein Alterthümler, und dazu ein römischer, konnte auf die Vermuthung kommen, daß es zwei Cola's gegeben, auf welche die Inschrift des Hauses paßte.

erkannte, mit ausdrucksvoller Achtung begrüßten; und durch ein Labyrinth von dunkeln Gassen, als wiche er den öffentlicheren Wegen aus, gelangte er endlich auf einen großen Platz nah am Fluß. Die ersten Sterne der Nacht schimmerten herab auf den alten Tempel der Fortuna Virilis, den die Wechsel der Zeit bereits in die Kirche der heiligen Maria von Egypten umgewandelt; und gegenüber dem zweimal heiligen Gebäude stand das Haus Rienzi's.

„Es ist eine glückliche Vorbedeutung, daß mein Haus dem alten Tempel der Fortuna gegenüber steht," sagte Rienzi lächelnd, als Montreal dem Römer in das oben beschriebene Zimmer folgte.

„Aber die Tapferkeit braucht nie zum Glück zu flehen," sagte der Ritter, „die erste beherrscht die letztere."

Lang dauerte die Besprechung zwischen den beiden Männern, den unternehmendsten ihres Zeitalters. Mittlerweile erlaube mir der Leser, ihn etwas genauer mit dem Charakter und den Entwürfen Montreals bekannt zu machen, als der Drang der Ereignisse bisher gestattete.

Walter von Montreal, in den Chroniken Italiens allgemein bekannt unter dem Namen Fra Moreale, war nach Italien gekommen — ein kühner Abenteurer, würdig der Nachfolger jener unstäten Normannen zu werden (von deren Ausgezeichnetsten Einem er seine Abkunft von mütterlicher Seite ableitete), die früher eine so seltsame Rolle gespielt hatten in der irrenden Ritterschaft Europa's — zur Wirklichkeit machend die Fabeln von Amadis und Palmerin — die, jeder Ritter für sich ein Heer geltend, Länder gewannen und Throne umstürzten; keine Gesetze anerkennend, als die der Ritterschaft; nie sich mit den Völkerschaften vermischend, wo sie sich niederließen, unfähig, Bürger zu werden, und kaum zufrieden mit dem Trachten nach königlicher Würde. Damals war Italien das Indien aller jener hochgebornen und geldlosen Abenteurer, die, wie Montreal, ihre Einbildungskraft entzündet hatten durch die Balladen und Legenden von den Robert und Gottfried der Vorzeit; die von Jugend an sich geübt hatten, das Roß zu handhaben und in der

Sommerhitze die Wucht der Waffen zu tragen, und die, in ein verweichlichtes und zerriſſenes Land ſich wendend, nur Tapferkeit zu zeigen hatten, um über Schätze zu gebieten. Es galt nicht als Unehre für einen mächtigen Häuptling, eine Schaar dieſer kecken Fremden zuſammen zu raffen, in den Bergen von Beute und Plünderung zu leben, Tyrannen oder Republiken, wie es das Intereſſe gebot, zu bekriegen, und um ungeheure Preiſe das Zugeſtändniß des Friedens zu verkaufen. Manchmal vermietheten ſie ſich einem Staat, um ihn gegen den andern zu ſchützen, und der nächſte Tag ſah ſie gegen ihre früheren Soldherren ins Feld rücken. Dieſe Banden nordiſcher Miethſoldaten bekamen daher eben ſo ſehr politiſche, als militäriſche Wichtigkeit; ſie waren ſo unentbehrlich für das Beſtehen eines Staats, als ſie zerſtörend waren für die Sicherheit von Allen. Erſt fünf Jahre vor dieſer Zeit hatte die florentiniſche Republik die Dienſte eines berühmten Räuberhäuptlings dieſer Art — Gualtiers, Herzogs von Athen, erkauft. Durch Zuruf hatte das Volk ſelbſt dieſen Krieger zum Fürſten oder Tyrannen ihres Staats ernannt; eh' ein Jahr verging, empörten ſie ſich gegen ſeine Grauſamkeit oder vielmehr ſeine Erpreſſungen — denn, trotz alles Rühmens ihrer Geſchichtſchreiber, ſie empfanden einen Eingriff in ihre Geldbeutel ſchmerzlicher, als einen Angriff auf ihre Freiheiten — ſie hatten ihn aus ihrer Stadt verbannt und ſich wieder zur Republik erklärt. Der tapferſte und begünſtigſte der Soldaten des Herzogs von Athen war ſein Namensbruder Montreal geweſen; er hatte die Erhebung und den Sturz ſeines Chefs getheilt. In Mitte der Volksbewegungen hatte der tiefe und beobachtende Geiſt des Johanniters ſich keine geringe politiſche Erfahrung erworben; er hatte gelernt, ein Volk zu prüfen, zu verſtehen, wie weit ſeine Geduld gehe, die Zeichen einer Revolution zu errathen, die Blätter der Zeit zu leſen. Nach dem Sturz des Herzogs von Athen hatte er als Freiritter, mit andrem Wort als Freibeuter, unter dem trotzigen Werner ſeine Einkünfte und ſeinen Ruf ſehr vermehrt. Jetzt, ohne eine ſeines Unternehmungs- und Intriguenſüchtigen Geiſtes würdige Be-

schäftigung, fühlte er sich durch den unordentlichen, kopflosen Zustand Roms dahin gezogen. Bei dem Bund, welchen er dem Colonna vorgeschlagen, bei den Vorspiegelungen, die er der Eitelkeit dieses Herrn gemacht, war seine Absicht: seine Dienste unentbehrlich zu machen — sich als Haupt der Soldtruppen zu befestigen, welche in Folge seines Antrags für den Ehrgeiz der Colonna, wenn ihm gelang, diesen zu entflammen, nothwendig wurden — und in der Kühnheit seines weitgreifenden Unternehmungsgeistes sah er wahrscheinlich voraus, daß die Herrschaft über eine solche Macht in der That die Herrschaft über Rom seyn werde; eine Gegenrevolution konnte leicht die Colonna stürzen und ihm selbst durch Wahl das Fürstenthum übertragen. Es war öfters in Rom, wie in andern Staaten, gebräuchlich gewesen, für die Stelle des obersten Magistrats, unter dem Titel eines Podesta, einen Fremden einem Inländer vorzuziehen.

Und Montreal hoffte möglicherweise in Rom Das zu werden, was der Herzog von Athen in Florenz war — ein Ehrgeiz, von dem er wohl einsah, daß er über die Ansprüche eines Edelmanns aus der Provence hinausging, doch nicht über die eines Anführers einer Heerschaar. Aber, wie wir schon gesehen, sein Scharfsinn entdeckte auf einmal, daß er das bejahrte Oberhaupt der Patricier nicht für jene kühnen und gefahrvollen Maßregeln gewinnen könne, welche zu Erreichung der obersten Gewalt nöthig waren. Zufrieden mit seiner jetzigen Stellung, und durchs Alter und früheres Unglück Mäßigung gelehrt, war Stephan Colonna nicht der Mann, der Hoffnung eines Throns zu lieb das Schaffot zu wagen. Die offen bekannte Verachtung des alten Patriciers gegen das Volk und seinen Abgott belehrte auch den tiefblickenden Montreal, daß, wie der alte Colonna nicht den Ehrgeiz, so auch nicht die Klugheit besitze, welche zur Herrschaft gehört; der Ritter sah seine Warnung vor Rienzi unbeachtet und so wandte er sich an Rienzi selbst. Wenig kümmerte es den Johanniter, welche Partei obsiegte. Fürst oder Volk, wenn nur er seine Absichten erreichte; in der That

hatte er die Launen eines Volks nicht studirt, um ihnen zu dienen, sondern um sie zu beherrschen, und überzeugt, daß alle Männer von ähnlichem Ehrgeiz gespornt seyen, bildete er sich ein, ob nun ein Demagoge oder ein Patricier regiere — das Volk müsse immer das Opfer seyn; und das Geschrei Ordnung! auf der einen, Freiheit! auf der andern Seite, sey nur der Vorwand, womit die Thatkraft eines Mannes seinen Ehrgeiz vor den Uebrigen zu rechtfertigen suche. Da er sich selbst für einen der ehrenhaftesten Männer seiner Zeit hielt, glaubte er an keine Ehre, für die er keinen Sinn hatte und Skeptiker in der Tugend, war er sehr glaubig im Punkte des Lasters.

Aber die Kühnheit seines Wesens trieb ihn vielleicht mehr zu dem abenteuerlichen Rienzi hinüber, als zu dem selbstgefälligen Colonna; und er überlegte, daß er und sein bewaffnetes Volk für die Sicherheit des erstern wohl noch nothwendiger seyn dürfte, als für den letztern. Vor der Hand war sein Hauptaugenmerk, von Rienzi genau die Stärke zu erfahren, die ihm zu Gebot stand und in wie weit er zu wirklichem Aufstand gerüstet war.

Der scharfsinnige Römer ließ es sich einerseits angelegen seyn, dem Ritter nicht mehr, als er bis jetzt wußte, zu offenbaren, andrerseits ihn nicht durch den Anschein von Zurückhaltung vor den Kopf zu stoßen. So schlau Montreal war, besaß er doch nicht die wunderbare Kunst Andre zu beherrschen, womit der beredte und tiefe Rienzi in so hohem Grade begabt war, und in ihrem jetzigen Gespräch gab sich der Unterschied ihres geistigen Vermögens deutlich zu erkennen.

„Ich sehe," sagte Rienzi, „daß unter allen Begebnissen, welche in neuester Zeit meinem Ehrgeiz zulächelten, keines so günstig ist, als Das, welches mich Eures Beistands und Eurer Freundschaft versichert. In Wahrheit, ich bedarf bewaffneter Hülfe. Wolltet Ihr es glauben! unsre Freunde, so kühn in Privatversammlungen, beben noch zurück vor einem öffentlichen Ausbruch. Sie fürchten nicht die Patricier, wohl aber ihre Soldaten; denn es ist der Grundzug des italienischen Muthes, daß unter einander sie sich nicht

fürchten, aber Helm und Schwert eines fremden Miethlings sie wie ein Reh zittern macht."

„So werden sie also sehr erfreut die Zusicherung aufnehmen, daß solche Miethtruppen ihnen zu Dienste stehen, nicht gegen sie fechten sollen; und so Viel Ihr zum Behuf der Revolution verlangt, so Viel sollt Ihr haben."

„Aber der Sold und die Bedingungen," sagte Rienzi mit seinem trocknen, sarkastischen Lächeln. „Wie sollen wir jenen festsetzen und was sollen wir über die letzteren bestimmen?"

„Diese Sache ist leicht zu erledigen," versetzte Montreal. „Ich für mich, Euch freimüthig die Wahrheit zu sagen, würde mich mit dem bloßen Ruhm und der Aufregung einer so großen Revolution begnügen. Mich ergötzt das Gefühl meiner Unentbehrlichkeit zum Gelingen großer Thaten. Bei meinen Leuten ist das anders. Eure erste Handlung wird seyn, Euch der Staatseinkünfte zu bemächtigen. Nun, was auch ihr Betrag seyn mag, das Einkommen des ersten Jahrs, groß oder klein, soll unter uns vertheilt werden. Ihr die eine Hälfte, ich und meine Leute die andre."

„Es ist viel," sagte Rienzi ernst und wie in tiefer Berechnung — „aber Rom kann seine Freiheit nicht zu theuer erkaufen. So sey es denn festgesetzt."

„Amen! und nun denn, was ist Eure Stärke? Denn diese achtzig oder hundert Signori von Aventin — ehrenwerthe Männer ohne Zweifel — werden kaum für einen Aufstand hinreichen."

Sich vorsichtig im Zimmer umsehend, legte der Römer seine Hand Montreal auf den Arm —

„Zwischen Euch und mir bleibt es! es braucht Zeit, sie zu befestigen. In den nächsten fünf Wochen werden wir uns noch nicht rühren können. Ich habe den Zeitpunkt zu voreilig festgesetzt. Die Ernte ist zwar reif, aber jetzt muß ich durch Privatunterhandlungen und Beschwörungen die zerstreuten Bündel in Garben sammeln."

„Fünf Wochen," wiederholte Montreal, „das ist viel länger als ich vermuthete."

„Was ich verlange," fuhr Rienzi fort, sein forschendes

Auge auf Montreal heftend, „ist, daß wir in der Zwischenzeit tiefe Ruhe erhalten — daß wir jeden Verdacht entfernen. Ich selbst werde mich in meine Studien begraben und keine Versammlungen mehr berufen."

„Gut —"

„Und Euch, edler Ritter, dürfte ich mir erlauben, Euch vorzuschreiben, möchte ich bitten, Euch unter die Edeln zu mischen — die tiefste Verachtung gegen mich und das Volk an den Tag zu legen, und sie nach Euern Kräften noch fester in falscher Sicherheit einzuwiegen. Mittlerweile könntet Ihr in der Stille so viele von den Söldlingen, als unter Eurem Einfluß stehen, von Rom wegziehen und die Edeln ihrer einzigen Vertheidiger berauben. Wenn Ihr diese kühnen Krieger in den Schlupfwinkeln der Berge, einen Tagmarsch von hier, versammelt, könnten wir sie im Fall der Noth herbeirufen und sie werden mitten in unsrem Aufstand an unsern Thoren erscheinen, von den Edeln als ihre Befreier begrüßt, aber in der That Verbündete des Volks. Wenn unsre Feinde ihren Irrthum entdecken, werden sie in Bestürzung und Verzweiflung aus der Stadt fliehen."

„Und ihre Einkünfte und Herrschaft werden das Besitzthum des kühnen Soldaten und des schlauen Demagogen!" rief Montreal mit Lachen.

„Herr Ritter, die Theilung soll gleich werden!"

„Einverstanden!"

„Und jetzt, edler Montreal, eine Flasche von unserm besten Weinberg!" sagte Rienzi, den Ton ändernd.

„Ihr kennt die Provenzalen," versetzte Montreal lustig.

Der Wein ward gebracht, das Gespräch wurde frei und vertraulich, und Montreal, dessen Schlauheit erworben, dessen Offenheit natürlich war, verrieth unbedacht Rienzi mehr von seinen geheimen Entwürfen und seinem Ehrgeiz, als er im Sinn gehabt hatte. Sie schieden dem Anschein nach als die besten Freunde.

„Beiläufig," sagte Rienzi, als sie den letzten Pokal leerten, „Stephan Colonna begibt sich nach Cornetto mit einer Fuhre Korn, am neunzehnten. Wäre es nicht gut, wenn

Ihr Euch ihm anschlöſſet? Ihr könnt die Gelegenheit benützen, Mißvergnügen unter den ihn auf dieſem Zug begleitenden Miethſoldaten auszuſtreuen und ſie für unſern Plan zu gewinnen."

„Ich dachte zuvor ſchon daran," verſetzte Montreal, „es ſoll geſchehen. Für jetzt, lebt wohl!"

Sein Roß und ſein Schwert,
Seine Dame, die Roſe,
Hält Orlando werth
Allein, der Furchtloſe.

Glück ſog der Norman
An des Schickſals Bruſt,
Seine Luſt iſt ſein Ruhm,
Sein Ruhm ſeine Luſt.

Dieſe kunſtloſen Reime ſang der Ritter, indem er ſeinen Mantel umwarf, grüßte Rienzi mit der Hand und entfernte ſich.

Rienzi beobachtete die ſich entfernende Geſtalt ſeines Gaſtes mit dem Ausdruck von Haß und Furcht in ſeinen Zügen. „Gebt dieſem Menſchen die Macht," murmelte er, „ſo kann er ein zweiter Totila * werden! Mich dünkt, ich ſehe in ſeinem um ſich greifenden trotzigen Weſen — durch alle die Maske von Munterkeit und ritterlicher Anmuth hindurch — die wahre Perſonifikation unſrer alten gothiſchen Feinde. Ich denke, ich habe ihn eingelullt. Wahrlich zwei Sonnen könnten eben ſo gut an Einem Himmel ſtehen, als Walther von Montreal und Cola di Rienzi in derſelben Stadt leben. Die Sternkundigen ſagen Einem, man empfinde eine geheime, unwiderſtehliche Abneigung gegen diejenigen, deren aſtrallſche Einflüſſe ſie beſtimmen, Einem Uebel zuzufügen; einen ſolchen Widerwillen empfind' ich gegen jenen ſchönen Mörder. Kreuze nicht meine Bahn, Montreal! — Kreuze nicht meine Bahn!"

Unter dieſem Selbſtgeſpräch kehrte Rienzi ins Innere ſeines Hauſes zurück, begab ſich auf ſein Zimmer und ward dieſe Nacht nicht mehr geſehen.

* Einige Jahre nachher erklärte Innocens VI. Montreal für ſchlimmer als Totila.

Fünftes Kapitel.

Der Zug der Barone. Der Anfang vom Ende.

Es war der Morgen des 19. Mai, die Luft war frisch und hell, die Sonne, eben aufgegangen, schien lustig auf die blitzenden Helme und Speere einer glänzenden Schaar bewaffneter Reiter, welche durch die lange Hauptstraße Roms daherzog. Das Wiehern der Rosse, das Rasseln der Hufe, der Glanz der Rüstungen, das Hin- und Herwogen der Paniere, geschmückt mit den stolzen Abzeichen der Colonna — bot eines der fröhlichen und prächtigen Schauspiele dar, wie sie dem Mittelalter eigenthümlich waren.

An der Spitze der Truppe, auf einem derben Schlachtroß, ritt Stephan Colonna. Zu seiner Rechten war der Ritter von der Provence, mit gewandter Hand ein leichtes aber feuriges arabisches Pferd zügelnd; hinter ihm folgten zwei Knappen, einer sein Streitroß führend, der andre Lanze und Helm tragend. Zur Linken von Stephan Colonna ritt Adrian, ernst und schweigend und gab nur einsylbige Antworten auf das fröhliche Geplauder des Provenzalen. Eine ansehnliche Anzahl von der Blüthe der römischen Edeln folgten dem alten Baron, und das Ende des Zugs bildete eine geschlossene Reihe fremder, vollständig gewaffneter Reiter.

Auf den Straßen war kein Volksgewühl. Die Bürger betrachteten mit anscheinender Gleichgültigkeit aus ihren halb verschloßnen Läden den Aufzug.

„Haben denn diese Römer keine Leidenschaft für Spektakel?“ fragte Montreal. „Wären sie leichter zu belustigen, so wären sie leichter zu regieren.“

„Oh, Rienzi und solche Schalksnarren belustigen sie. Wir verstehen es besser — wir schrecken sie!“

„Was singt der Troubadour, Signor Adrian?“ sagte Montreal.

„Lächeln, falsch Lächeln, das ist eine Schule
Für den, der gelangt zum Herrscherstuhle;
Es fällt die Starken, den Schönen es zwingt,
Könige betrügt es und Staaten es verschlingt,
Lächeln, falsches Lächeln!

Finstere Blicke uns selbst verrathen,
Schrecken Schöne und spornen Tapfre zu Thaten,
Stacheln den Stolz, der durch Blut wird heil,
Mischen die Kugeln und spitzen den Pfeil.
Finstre, falsche Blicke!"

„Das Lied ist von Frankreich, Signor, aber mich dünkt, es hat seine Weisheit aus Italien geholt; denn das Schlangenlächeln ist die eigenthümliche Auszeichnung Eurer Landsleute und die finstern Blicke stehen ihnen übel."

„Mich dünkt, Herr Ritter," versetzte Adrian mit Schärfe, denn er war über den Hieb zornig — „Ihr habt uns finstre Blicke gelehrt; — eine Tugend bisweilen!"

„Aber keine Klugheit, wenn die Hand nicht behaupten kann, was die Stirne gedroht," erwiederte Montreal hochmüthig, denn er hatte viel von jener französischen Lebhaftigkeit, die oft seiner Klugheit voraneilte; und er hatte gegen Adrian seit ihrem Gespräch in Adrians Palast eine geheime Bitterkeit gefaßt.

„Herr Ritter," versetzte Adrian, die Farbe wechselnd, „unsre Unterhaltung könnte zu wärmeren Worten führen, als mir lieb wäre gegenüber von einem Manne, der mir einen so tapfern Dienst geleistet."

„Nun denn, so laßt uns auf die Troubadours zurückkommen," sagte Montreal gleichgültig. „Verzeiht mir, wenn ich nicht hoch denke von italienischer Ehre und italienischer Tapferkeit; Eure Tapferkeit erkenne ich an, denn ich war Zeuge davon, und Tapferkeit und Ehre gehen Hand in Hand — laßt Euch das genügen."

Adrian wollte eben antworten, als sein Auge plötzlich auf die stattliche Gestalt Cecco del Vecchios fiel, der seine entblösten schwarzen Arme auf seinen Amboß stemmte, und lächelnd die Gruppe anstarrte. In diesem Lächeln lag etwas, das den Gedanken Adrians eine andre Wendung gab, und das er nicht ohne ein unerklärbares Mißbehagen ansehen konnte.

„Ein starker Kerl, das," sagte Montreal, den Schmied ebenfalls ins Auge fassend. „Ich würde ihn gern anwerben. Bursch!" rief er laut, „Ihr habt einen Arm, der eben so gut

taugte, das Schwert zu schwingen, als es zu schmieden. Verlaßt Euren Amboß und folgt dem Glücke der Fra Moreale!"

Der Schmied schüttelte den Kopf. „Herr Cavalier," sagte er ernst, „wir armen Leute haben keine Leidenschaft für den Krieg, es gelüstet uns nicht, Andre zu tödten — wir verlangen nur selbst zu leben — wenn Ihr uns das lasset!"

„Bei der heiligen Mutter, eine sklavische Antwort! aber Ihr Römer —"

„Seyd Sklaven!" unterbrach ihn der Schmied und wandte sich weg ins Innere seiner Schmiede.

„Der Hund ist meuterisch!" sagte der alte Colonna; und wie die Schaar vorüberzog, hatten die rohen Fremden, von ihren Führern aufgemuntert, Jeder einen Schimpf oder Scherz, in einer barbarisch geradebrechten Sprache vorgebracht, für den schwerfälligen Riesen, als er wieder im Vordergrund seiner Schmiede erschien, sich wie zuvor auf den Amboß stemmte, und durch kein Zeichen zu erkennen gab, daß er auf diesen Hohn achtete, als durch eine stärkere Röthe seines schwärzlichen Gesichts, und so zog die schmucke Gesellschaft durch die Straßen und verließ die ewige Stadt.

Eine lange Zwischenzeit tiefer Stille, allgemeiner Ruhe in ganz Rom trat nun ein; die Kaufläden waren erst halb geöffnet, Niemand ging an sein Geschäft; es war wie der Anfang eines Festtages, wo der Müssiggang der Freude vorangeht. Um Mittag konnte man einige wenige kleine Menschengruppen in den Straßen herum zerstreut sehen, die unter einander flüsterten, aber sich bald zerstreuten; dann und wann eilte ein einzelner Wandrer, meist in die langen Röcke gekleidet, wie sie die Gelehrten trugen, oder in der noch finsterern Tracht der Mönche, rasch die Straße nach der Kirche St. Maria von Egypten, ehemals der Tempel der Fortuna, hinauf. Dann war wieder Alles einsam und wie ausgestorben. Plötzlich hörte man den Ton einer einzelnen Trompete! Er nahm zu, er schmetterte ins Ohr. Cecco del Vecchio sah von seinem Amboß auf. Ein einzelner Reiter ritt langsam an der Schmiede vorbei und that einen langen lauten Stoß in die Trompete, die an seinem Hals hing, als

Google

er in die Mitte der Straße kam. Dann sah man eine Menschenmasse plötzlich und wie durch Zauber aus allen Winkeln und Ecken auftauchen, die Straße wimmelte von Volkshaufen; aber die Stille wurde nur durch den Hall ihrer Tritte und ein leises undeutliches Gemurmel unterbrochen. Wieder stieß der Reiter in seine Trompete, gleichsam um Aufmerksamkeit zu gebieten, und als die Note geblasen war, rief er laut: „Freunde und Römer! Morgen mit Tagesanbruch finde sich Jedermann unbewaffnet vor der Kirche St. Angelo ein. Cola di Rienzi ladet die Römer ein, für die Wohlfahrt Roms Sorge zu tragen.“ Ein Jubelruf, der den Grundstock der sieben Hügel zu erschüttern schien, brach beim Schluß dieser kurzen Aufforderung aus; der Reiter ritt langsam weiter und die Menge folgte ihm. Das war der Anfang der Revolution!

Sechstes Kapitel.

Der Verschwörer wird die obrigkeitliche Behörde.

Um Mitternacht, als die übrige Stadt in Ruhe gesunken schien, strömte der Glanz von Lichtern durch die Fenster der Kirche St. Angelo. Die langen und feierlichen Noten heiliger Musik, von den wiederhallenden Flügeln hertönend, durchhallten in häufiger Wiederkehr die Luft. Rienzi betete in der Kirche; dreißig Messen nahmen die Stunden von Nacht bis Morgen in Anspruch; und jede Sanktion der Religion ward angerufen, um das Unternehmen der Freiheit zu heiligen.* Die Sonne war längst aufgegangen, das Volk hatte sich längst vor der Kirchthüre versammelt und

* In der That, ich vermuthe, wenn je das Leben Cola di Rienzi's von einer der Aufgabe gewachsenen Hand wird beschrieben werden, wird es sich zeigen, daß ein kräftiges, religiöses Gefühl sich mit dem politischen Enthusiasmus des Volks verband — das religiöse Gefühl einer noch unzeitigen, unvorbereiteten Reformation, das Vermächtniß Arnolds von Brescia. Jedoch war dasselbe nicht ein gegen die Priester feindselig gerichtetes, sondern von ihnen begünstigt; die vornehmsten Mönchsorden erklärten sich für die Revolution.

bedeckte in langen Zügen alle dahinführenden Straßen — als die Kirchenglocke lang und fröhlich läutete; und als sie aufhörte, stimmten die Chöre innen folgende Hymne an, in welcher auf überraschende, obwohl etwas barbarische Weise der Geist des klassischen Patriotismus mit der Gluth religiösen Eifers vermählt war.

Die römische Freiheitshymne.

Berge jauchzt im Siegestone! *
Auf dem Siebenhügelthrone
Schmückt dich, Rom, aufs Neu' die Krone!
Jubelt laut!

Well' und Thal fallt ein im Chor!
Aus des Grabes Lorbeerthor
Schaut, Ihr alten Helden, vor;
Jubelt laut!

Bleiches Gespenst, wer bist Du? Schaut!
Aus der Zeit dunkeln Tiefen
Schwebt's, gleich Winden, die schliefen,
Bis der Donner sie weckt und der Himmel ergraut.

Eine Schattengestalt — wie ein Riesengeist
Mitten im wehrhaften Schwarm es sich weist;
Das Leichenhemd flattert um schaurige Glieder,
Seiner Gegenwart Graun drückt das Sonnenlicht nieder;
Die zitternde Welt schaut voll Bangigkeit —
Gruß dem Geist der gewalt'gen Vergangenheit!
Gruß, ja Gruß!

Wie wir sprechen und grüßen — rührt sichs und spricht;
Aus den Knospen am Kranz junger Lorbeer bricht;
Wie aus bergender Nacht strahlt der Sonne Gefunkel;
Wird der Schatten — Gestalt, und Licht wird das Dunkel;
Gruß, ja Gruß;

Der Geist der Vergangenheit kam
Wieder zurück in die Herzen von Rom,
Und an dem alten heimischen Strom
Neu er die Herrschaft übernahm.

O Fama, bring mit Prophetenmunde
Den Enden der Erde diese Kunde!
Wo sich der Stolz der Herrschaft erfrecht,
Wo vom Frevel erdrückt ist das Recht,

* Exultent in circuitu vestro Montes — so fängt der durch Hokfemus aufbehaltene Brief Rienzi's an den Senat und das römische Volk an.

Wo nur dämmernd das Taglicht scheint
In Zellen, drin der Gefangne weint —
Dahin flieg mit Trompetenschalle
Und belehre die Völker alle:
Auf den Hügeln wo die Heroen thronten,
In den Tempeln wo die Heiligen wohnten,
Im Kaisersaal, in der Märtyrer Kammer
Weckt die Schläfer der Freiheitsglocke Hammer;
Der Vandalen und Gothen Reich ist vorbei —
Den Römertritt fühlt die Erde aufs neu'!

Als der Gesang zu Ende war, wurde das Thor der Kirche geöffnet; die Menge wich auf beiden Seiten zurück und unter Vortritt von drei jungen Edeln geringerer Stufe, welche Paniere mit allegorischen Abbildungen, den Triumph der Freiheit, Gerechtigkeit und Eintracht vorstellend, trugen, schritt Rienzi heraus, in vollständiger Waffenrüstung, nur ohne den Helm auf dem Haupt. Sein Antlitz war bleich vom Wachen und heftiger Aufregung — aber tiefsinnig, ernst und feierlich ruhig und der Ausdruck desselben verwehrte so sehr jeden lärmenden und gemeinen Ausbruch der Empfindungen, daß, die ihn sahen, den Ruf auf ihren Lippen zurückhielten und durch augenblickliche Stimmen der Mißbilligung die Glückwünsche der Menge hinter ihnen zum Schweigen brachten. Neben Rienzi schritt Raimund, der Bischof von Orvieto, und zwei und zwei marschirend, folgten ihnen hundert Gewaffnete. In tiefer Stille begann der Zug, bis, als man sich dem Capitol näherte, die Scheue des Volkes allmälig sich verlor und tausend und aber tausend Stimmen die Lüfte mit Ausrufen des Jubels und Triumphs erfüllten.

Am Fuß der großen Treppe angekommen, welche damals den Hauptweg auf den Platz des Capitols bildete, machte der Zug Halt; und als das Volk den großen vorliegenden Raum angefüllt — geziert und geheiligt durch viele der majestätischen Säulen von alten Tempeln — redete Rienzi die Einwohner Roms an, die er plötzlich zu einem Volk erhoben hatte.

Er schilderte kräftig die Sklaverei und das Elend des Volks — die völlige Gesetzlosigkeit — den Mangel selbst der alltäglichen Sicherheit für Gut und Leben. Er erklärte, daß er, ungeschreckt durch die Gefahr, der er sich aussetzte,

sein Leben der Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlandes weihe, und forderte feierlich das Volk auf, das Unternehmen zu unterstützen und die Revolution zugleich zu sanktioniren und zu befestigen durch Stiftung eines Gesetzbuchs und eine maßgebende Versammlung. Dann ließ er durch den Herold den Entwurf der Constitution der Menge vorlesen.

Sie schuf, oder vielmehr rief, durch neue Rechte und Gewalt verstärkt, wieder ins Leben — eine stellvertretende Versammlung von Räthen. Sie verkündigte als ihr erstes Gesetz, eines, das unsern glücklicheren Zeiten ziemlich einleuchtend erscheint, aber bisher in Rom nicht war in Anwendung gebracht worden: Jeder vorsätzliche Mord soll, ohne Unterschied des Standes, mit dem Tod bestraft werden. Sie schrieb vor, daß kein Privatmann, Edler oder Bürger, feste Burgen und Schlösser in der Stadt oder auf dem Land halten dürfe; daß die Thore und Brücken des Staats unter der Aufsicht der zu ernennenden höchsten Obrigkeit stehen sollten. Sie verbot alle Hegung von Söldnern, Freibeutern und Räubern bei Strafe von tausend Mark Silbers und machte die Barone, die im Besitz der benachbarten Ländereien waren, für die Sicherheit der Straßen und den freien Zug der Kaufmannsgüter verantwortlich. Sie stellte die Wittwen und Waisen unter den Schutz des Staats. Sie ordnete in jedem Quartier der Stadt eine bewaffnete Militz an, welche das Anschlagen der Glocke auf dem Capitol in jeder Stunde zum Schutz des Staats versammeln konnte. Sie befahl, daß in jedem Hafen der Küste ein Schiff stationirt werden sollte, zur Sicherung des Handels. Sie setzte eine Summe von hundert Goldgulden aus für die Erben jedes in der Vertheidigung Roms gefallenen Mannes, und widmete die öffentlichen Einkünfte dem Dienst und dem Schutz des Staats.

So, gemäßigt zugleich und wirksam, war die neue Verfassung in ihrem Grundriß; und der Leser mag zu seiner Unterhaltung erwägen, wie groß die vorherige Unordnung in der Stadt gewesen seyn mochte, wenn die gemeinsten und rohesten Vorkehrungen der Gesittung und öffentlichen Sicher-

Digitized by Google

heit den Inhalt des vorgeschlagenen Gesetzbuchs und die Grenzen eines Volksaufstandes ausmachten.

Mit dem ausschweifendsten Jubelgeschrei wurde diese Skizze der neuen Constitution aufgenommen; und unter dem Jauchzen erhob sich die riesige Gestalt des Cecco del Vecchio. Trotz seines Standes war er ein Mann von großer Wichtigkeit in der jetzigen Krise; sein Eifer und Muth und vielleicht noch mehr seine blinde Leidenschaftlichkeit und hartnäckiges Vorurtheil hatten ihn beim Volk beliebt gemacht. Die niedern Klassen der Handwerker betrachteten ihn als ihr Haupt und ihren Vertreter; jetzt sprach er laut und furchtlos — und er sprach gut, weil sein Herz voll war von dem was er zu sagen hatte.

„Landsleute und Bürger! Diese neue Verfassung erhält Euern Beifall — das muß sie auch. Aber was sind gute Gesetze, wenn wir nicht rechtschaffene Männer haben, sie zu vollziehen? Wer könnte ein Gesetz besser vollziehen, als der, welcher es entworfen? Wenn Ihr von mir verlangt, Euch das Verfahren anzugeben, um einen guten Schild zu fertigen, und mein Verfahren gefällt Euch: würdet Ihr ihn bei mir oder bei einem andern Schmied bestellen? Wenn bei einem andern, so kann er Euch wohl einen guten Schild fertigen, aber es wird nicht derselbe werden, den ich Euch gemacht hätte und dessen Beschreibung Euch befriedigte. Cola di Rienzi hat ein Gesetzbuch vorgeschlagen, das unser Schild seyn soll. Wer soll darauf sehen, daß der Schild werde, wie er ihn vorgeschlagen, wer als Cola di Rienzi? Römer, ich trage darauf an, daß Cola di Rienzi vom Volk mit der Vollmacht, unter welchem Namen er will, beauftragt werde, die neue Verfassung ins Leben treten zu lassen; — und was auch die Mittel seyen — wir, das Volk, wollen ihm jedes Haar auf dem Haupt bewachen!“

„Lang lebe Rienzi! lang lebe Cecco del Vecchio! Er hat gut gesprochen! Niemand als der Gesetzgeber sey der Regent!“

Solche Zurufe begrüßten des Gelehrten ehrgeiziges Herz. Die Stimme des Volks bekleidete ihn mit der höchsten Ge-

walt. Er hatte eine Republik geſchaffen, um, wenn er darnach gelüſtete, ein Deſpot zu werden!

Siebentes Kapitel.

Nach dem Halfter geſehen, wenn das Pferd geſtohlen iſt.

Während dieſer Vorgänge in Rom war ſchon ein Diener des Stephan Colonna auf dem Weg nach Corneto. Das Erſtaunen, womit der alte Baron die Nachricht aufnahm, kann man ſich leicht denken. Ohne Zeitverluſt zog er ſeine Truppen zuſammen, und während der Verwirrung des Aufbruchs trat plötzlich der Johanniter zu ihm. Seine Miene hatte die gewöhnliche unbefangene Ruhe verloren.

„Was iſt dies?“ ſagte er ſtolz: „Ein Aufſtand? Rienzi Gebieter von Rom? Kann man dieſen Nachrichten glauben?“

„Nur allzuwahr iſt es!“ ſagte Colonna mit bittrem Lächeln. „Wo hängen wir ihn auf nach unſrer Zurückkehr?“

„Sprecht nicht ſo unbedacht, Herr Baron!“ verſetzte Montreal unhöflich, „Rienzi iſt ſtärker, als Ihr glaubt. Ich weiß, was Männer ſind, und Ihr wißt nur, was Edelleute ſind. Wo iſt Euer Neffe?“

„Da iſt er, edler Montreal,“ ſagte Stephano, mit einem halb verächtlichen Lächeln über den Vorwurf, welchen er für klüger hielt, nicht zu rügen die Achſeln zuckend, „da iſt er, — ſeht, er tritt eben ein.“

„Ihr habt die Neuigkeiten gehört?“ rief Montreal.

„Das hab' ich.“

„Und verachtet die Revolution?“

„Ich fürchte ſie.“

„Dann habt Ihr doch Verſtand im Kopf. Aber die Sache geht mich nichts an: Ich will Eure Berathungen nicht ſtören. Adieu für jetzt!“ und eh Stephan ihn zurückzuhalten vermochte, hatte der Ritter ſchon das Zimmer verlaſſen.

„Was will dieſer Demagoge?“ murmelte Montreal bei ſich. „Sollte er mich hintergehen wollen? Hat er ſich mei-

ner Gegenwart entledigt, um allen Gewinn des Unternehmens allein einzustreichen? Ich besorg' es! — Der Schlaukopf von Römer! Wir nordischen Krieger könnten nie mit ihrem Verstand fertig werden, ohne ihre Feigheit. Aber was soll geschehen? Ich habe schon Rudolph mit den Miethsoldaten unterhandeln lassen, und sie stehen auf dem Punkt, ihren jetzigen Herrn zu verlassen. Gut, sey es so! Besser ich breche zuerst die Macht der Barone und mache dann, das Schwert in der Hand, meine Bedingungen mit dem Plebejer. Und wenn dies fehlschlägt — holde Adeline! — so sehe ich Dich wieder — das ist einiger Trost, und Ludwig von Ungarn wird den Kopf und Arm Walters von Montreal theuer erkaufen! He da, Rudolph!" rief er laut, als die stämmige Gestalt des Reiters, halb bewaffnet und halb betrunken über den Hofraum taumelte. „Kerl, bist Du betrunken zu dieser Stunde?"

„Trunken oder nüchtern," antwortete Rudolph, sich tief verbeugend, „bin ich zu Deinen Befehlen."

„Wohl gesprochen! Sind Deine Freunde reif für den Sattel?"

„Achtzig davon, des Müssiggangs und der schweren Luft von Rom überdrüssig, wollen fliegen, wohin Walter von Montreal es begehrt."

„So eile denn, heiß sie aufsitzen; wir ziehen nicht mehr mit den Colonna. Wir verlassen sie, während sie noch schwatzen. Laß meine Knappen mich erwarten."

Und als Stephan Colonna sich auf seinen Zelter setzte, vernahm er zuerst, daß der Ritter von der Provence, der Reiter Rudolph und achtzig von den Miethsoldaten schon abgezogen — wohin? wußte Niemand.

„Uns voran, nach Rom! Tapfere Barbaren!" sagte Colonna. „Nur zu, Ihr Herren!"

Achtes Kapitel.

Der Angriff — der Rückzug — die Wahl — der Anhang.

Vor Rom angekommen, fand die Schaar Colonna's die Thore geſchloſſen und die Mauern beſetzt. Stephano ließ ſeine Trompeter mit einem Hauptmann vorrücken, um gebieteriſch Einlaß zu verlangen.

„Wir haben Befehle," verſetzte der Anführer der Stadtwache, „Niemand einzulaſſen, der Waffen, Paniere, oder Trompeten trägt; die Herren Colonna ſollen ihren Zug entlaſſen, ſo ſind ſie willkommen."

„Wer gab dieſe unverſchämten Befehle?" fragte der Hauptmann.

„Der Biſchof von Orvieto und Cola die Rienzi, die beiden Beſchützer des buono Stato."

Mit dieſer Zeitung kehrte der Hauptmann der Colonna zu ſeinem Gebieter zurück. Die Wuth Stephano's kann man ſich leichter vorſtellen, als ſie beſchreiben. „Geht wieder hin," ſchrie er, ſobald er wieder die Stimme fand, „und ſagt, daß wenn die Thore nicht unverzüglich für mich und die Meinigen geöffnet werden, das Blut der Plebejer auf ihr Haupt kommen ſoll. Was Raimund, den päpſtlichen Vikar betrifft, ſo hat er hohe geiſtliche, aber keine weltliche Gewalt. Laßt ihn ein Faſten ausſchreiben, ſo wird man ihm gehorchen; aber wegen des frechen Rienzi — ſage, Stephan Colonna werde ihn morgen auf dem Capitol ſuchen, um ihn aus dem höchſten Fenſter zu ſtürzen."

Der Hauptmann verfehlte nicht, ſich dieſer Botſchaft zu entledigen.

Der römiſche Hauptmann gab eine eben ſo entſchloſſene Antwort.

„Erklärt Eurem Herrn," ſagte er, „daß Rom ihn und die Seinigen als Rebellen und Verräther betrachtet, und daß im Augenblick, wo Ihr Eure Truppe wieder erreicht, unſere Bogenſchützen Befehl erhalten, ihre Bogen zu ſpannen — im Namen des Pabſtes, der Stadt und des Befreiers."

Dieſe Drohung ward buchſtäblich erfüllt; und ehe der alte Baron Zeit gehabt, ſeine Mannſchaft in guter Ordnung aufzuſtellen, wurden die Thore aufgeſtoßen und eine wohlbewaffnete, wenn auch undisciplinirte Menge ſtrömte heraus, mit trotzigem Geſchrei, mit klirrenden Waffen und unter den himmelblauen Panieren des römiſchen Staats. Ihr Angriff war ſo wüthend, ihre Zahl ſo groß, daß die Barone nach kurzem und tumultuariſchem Kampf zurückgeſchlagen und über eine Meile von den Mauern Roms von ihren Verfolgern zurückgetrieben wurden.

Sobald die Barone ſich von der Unordnung und dem Schrecken erholt, ward in Eile Rath gepflogen, wo verſchiedene und widerſprechende Meinungen laut geltend gemacht wurden. Einige waren dafür, ſofort nach Paleſtrina ſich zu wenden, das den Colonna gehörte und eine beinahe unzugängliche Feſte beſaß. Andere waren dafür, ſich zu zerſtreuen und friedlich, in kleinen Abtheilungen, durch die andern Thore einzurücken. Stephano Colonna — ſchwer gereizt und ſeiner gewöhnlichen Herrſchaft über ſich verluſtig — war außer Stand, ſein Anſehen aufrecht zu erhalten; und einige der Barone, unter andern Lucca di Savelli, ein furchtſamer aber intriguanter und feiner Mann — wandten ſchon ſein Roß um und geboten ſeiner Mannſchaft, ihm in ſein Caſtell in der Romagna zu folgen — als der alte Colonna ſich auf ein Mittel beſann, ſeine Schaar von einer Auflöſung zurückzuhalten, die, wie er klüglich ahnte, der allgemeinen Sache verderblich werden würde. Er ſchlug vor, ſie wollten zugleich nach Paleſtrina ziehen und ſich dort befeſtigen, während Einer von den Vornehmſten ſollte auserleſen werden, um nach Rom, allein und ſcheinbar unterwürfig — zu gehen und die Stärke Rienzi's zu unterſuchen; mit der ſeinem Gutdünken anheimgegebenen Vollmacht, wenn es möglich, Widerſtand zu leiſten, oder die beſten Bedingungen für den Einlaß der Uebrigen zu vermitteln.

„Und Wer," fragte Savelli höhniſch, „will dieſe gefährliche Sendung übernehmen? Wer wird ſich unbewaffnet und allein dem wildeſten Pöbel Italiens und der Laune eines

Demagogen in der ersten Blüthe seiner Gewalt aussetzen wollen?"

Die Barone und Hauptleute sahen einander schweigend an. Savelli lachte.

Bisher hatte Adrian an der Verhandlung keinen, an dem verhergegangenen Gefecht wenig Theil genommen. Jetzt kam er seinem Vetter zu Hülfe.

„Signori!" sagte er, „ich will die Sendung übernehmen; aber auf meine eigene Rechnung, von Euch unabhängig; mit freier Hand, zu thun, was ich der Würde eines römischen Edeln und eines römischen Bürgers am angemessensten halte; mit freier Hand, mein Panier auf meinem eigenen Thurm aufzupflanzen, oder der neuen Staatsgewalt Treue zu leisten."

„Wohlgesprochen!" rief der alte Colonna hastig. „Der Himmel verhüte, daß wir Rom als Feinde betreten, wenn uns gestattet wird, als Freunde einzuziehen. Was sagt Ihr, edle Herren?"

„Eine würdigere Wahl konnte nicht getroffen werden," sagte Savelli, „aber ich sollte es kaum für möglich halten, daß ein Colonna an eine Wahl zwischen Widerstand und Ergebung gegen diese übernächtige Revolution dächte!"

„Darüber, Signor, will ich für mich selbst urtheilen; wenn Ihr für Euch einen Vermittler wünscht, wählt einen Andern. Ich sage Euch frei heraus, ich habe genug andere Staaten gesehen, um mich zu überzeugen, der bisherige Zustand Roms erheische eine Verbesserung. Ob Rienzi und Raimund der Aufgabe gewachsen sind, die sie übernommen, weiß ich nicht."

Savelli schwieg. Der alte Colonna nahm das Wort.

„Nach Palestrina denn! Seyd Ihr Alle damit einverstanden? Für den besten oder für den schlimmsten Fall dürfen wir uns nicht trennen! Auf diese Bedingung allein wage ich das Leben meines Vetters!"

Die Barone murmelten eine Weile unter einander; der Vortheil von Stephans Vorschlag war einleuchtend und so traten sie ihm zuletzt bei.

Adrian sah sie abziehen und ritt dann, begleitet von seinem Knappen, langsam einem entfernteren Eingang in die

Stadt zu. Als er am Thor ankam, wurde er um ſeinen Namen befragt. Er gab ihn geradezu an.

„Kommt herein, Herr!“ ſagte der Wächter, „unſere Befehle lauten, Alle einzulaſſen, die unbewaffnet und ohne Gefolge kommen. Aber insbeſondere haben wir Auftrag, dem Herrn Adrian di Caſtello allein die einem Bürger und Freund gebührende Ehre zu erweiſen.“

Adrian, ein wenig gerührt über die hierin liegende Erinnerung der Freundſchaft, zog jetzt durch eine lange Reihe bewaffneter Bürger, die ihn, als er vorbeieilte, achtungsvoll grüßten; und als er den Gruß höflich erwiederte, ſcholl ein lautes Beifallgeſchrei hinter ſeinem Pferd her.

So ritt, allein, nur mit einem Diener, friedlich und langſam der junge Patricier durch die langen, leeren und öden Straßen — denn beinah die Hälfte der Einwohnerſchaft war bei den Mauern verſammelt, und beinah die andere Hälfte war mit Erfüllung von friedlicheren Pflichten beſchäftigt — bis er tiefer hineinkam und der weite, erhöhte Platz des Capitols ſich ſeinem Auge darbot. Die Sonne ſank langſam hinab über einer ungeheuern Menſchenmenge, welche dieſen Raum bedeckte; und hoch über einem im Mittelpunkt errichteten Gerüſte glänzte im abendlichen Strahle das große Panier von Rom, mit ſilbernen Sternen durchwirkt.

Adrian hielt ſein Pferd an; „dies,“ dachte er, „iſt ſchwerlich die geeignete Stunde, ſo öffentlich mit Rienzi mich zu beſprechen; und doch möchte ich gerne, unter die Menge mich miſchend, beurtheilen, wie weit ſeine Macht begründet iſt, und in welcher Weiſe er ſeine Würde trägt.“

Nach einem kurzen Bedenken ritt er in eine der dunkleren Straßen, die damals ganz öde war, übergab ſein Pferd ſeinem Knappen, und von dieſem Sturmhaube und den langen Mantel borgend, begab er ſich an einen der minder häufig betretenen Zugänge zum Capitol und blieb, in ſeinen Mantel gehüllt, unter der Menge ſtehen, aufmerkſam auf Alles was ſich begeben würde.

„Und was,“ fragte er einen einfach gekleideten Bürger, „iſt die Urſache dieſer Verſammlung?“

„Habt Ihr die Verkündigung nicht gehört?“ versetzte der Gefragte mit einigem Erstaunen. „Wißt Ihr nicht, daß der Rath der Stadt und die Handwerkergilden einen Beschluß gefaßt haben, dem Rienzi den Titel eines Königs von Rom anzubieten?“

Der Ritter des Kaisers, dem diese erhabene Würde zustand, zog sich mißmuthig zurück.

„Und,“ fuhr der Bürger fort, „diese Versammlung aller geringeren Barone, Räthe und Handwerker, ist hergekommen um die Antwort zu hören.“

„Natürlich wird sie bejahend ausfallen.“

„Ich weiß nicht — es laufen sonderbare Gerüchte; bisher hat der Befreier seine Gesinnung verhehlt.“

In diesem Augenblick verkündete ein lauter Tusch kriegerischer Musik Rienzi's Herannahen. Die Menge theilte sich mit großem Lärmen und sofort trat Rienzi von dem Palast auf dem Capitol auf die Bühne, noch in voller Rüstung, außer dem Helm, und mit ihm, in allem Glanz seiner bischöflichen Tracht, Raimund von Orvieto.

Sobald Rienzi die Plattform bestiegen und so der ganzen Masse sichtbar geworden war — keine Worte reichen hin, die jetzt ausbrechende Begeisterung der Anwesenden zu schildern, das Geschrei, die Geberden, die Thränen, das Schluchzen, das wilde Gelächter, worin die Theilnahme dieser lebhaften und reizbaren Kinder des Südens sich Luft machten. Die Fenster und Balkone des Palastes waren besetzt von den Weibern und Töchtern der kleineren Barone und der reicheren Bürger, und Adrian, mit einem leichten Schrecken, erschaute unter ihnen — bleich, bewegt, weinend, das liebliche Antlitz seiner Irene, ein Antlitz, das auch so noch alle anwesende verdunkelte, außer Eines neben ihr, dessen Schönheit durch die Aufregung dieser Stunde nur noch erhöht werden konnte. Die schwarzen, großen, flammenden Augen Nina's von Raselli, leicht bethaut, waren stolz auf den Helden ihrer Wahl geheftet; und Stolz, mehr als Freude, gab ihrer Wange ein höheres Roth, und ihrer edeln, abgerundeten Gestalt das Wesen einer Königin. Die untergehende Sonne

schüttete ihren vollen Glanz auf die Stelle, die entblösten Häuser, die belebten Züge der Volksmenge, die graue, ungeheure Masse des Capitols; und nicht weit von Rienzi übergoß sie mit einem seltsamen, blendenden Licht den kolossalen Löwen aus Basalt, * der einer aufs Capitol führenden Treppe den Namen gab. Er war ein altes egyptisches Ueberbleibsel, sehr groß, verstümmelt und grimmig, das Symbol eines verschwundenen Glaubens; am Kopf hatte der Bildner eine Andeutung von menschlicher Bildung angebracht. Und dies gab — ohne Zweifel die damit beabsichtigte Wirkung — zu allen Zeiten einen mystischen, übernatürlichen und furchtbaren Ausdruck den finstern Zügen und der feierlichen, in sich gekehrten Ruhe, welche das eigenthümliche Geheimniß der egyptischen Skulptur ausmacht. Der unheimliche Eindruck, welchen dies kolossale, düstere Bild hervorzubringen geeignet war, wurde von dem gemeinen Mann noch tiefer empfunden deswegen, weil die „Löwentreppe" der gewöhnliche Ort für öffentliche Exekutionen, wie für öffentliche Ceremonien war. Und selten vergaß der herzhafteste Bürger sich mit dem Kreuz zu bezeichnen oder vermochte sich eines gewissen, ihn durchrieselnden Schreckens zu erwehren, wenn er, über den Platz gehend, plötzlich den steinernen Blick und das unglückweissagende Grinsen des alten Ungeheuers aus den Städten des Nils auf sich geheftet sah.

Es dauerte einige Minuten, bis die Gefühle der Versammlung Rienzi's Worte vernehmbar werden ließen. Aber als endlich der letzte Ausbruch, mit einem gleichzeitigen Geschrei Aller: Es lebe Rienzi! der Befreier und König Roms!

* Das heutige Capitol ist sehr verschieden von dem Gebäude dieses Namens zu Rienzi's Zeit, und der Leser darf nicht glauben, daß die jetzige Treppe, nach dem Plan Michel Angelo's, an deren Fuß zwei Marmorlöwen sind, welche Pius IV. aus der Kirche St. Stephan del Cacco hieherbringen ließ, die Treppe des basaltnen Löwen war, die in so ernsthafter Beziehung zu der Geschichte Rienzi's steht. Dieser stumme Zeuge schwarzer Thaten ist nicht mehr vorhanden.

ſchloß, erhob er ungeduldig ſeine Hand und die Neugier der Volksmenge führte eine plötzliche Stille herbei.

„Befreier von Rom, meine Landsleute!“ ſagte er, „Ja, ändert dieſen Namen nicht — ich habe zu viel Ehrgeiz, um König ſeyn zu wollen. Bewahrt den Gehorſam gegen Euren Pabſt — Eure Verbindlichkeit gegen den Kaiſer — aber bleibt getreu Eurer eigenen Freiheit. Ihr habt ein Recht auf Eure alte Verfaſſung; aber dieſe alte Verfaſſung bedurfte keines Königs. Wetteifernd mit dem Namen eines Brutus, bin ich erhaben über die Titel eines Tarquin! Römer, erwacht! erwacht! Begeiſtert Euch mit einer edlern Freiheitsliebe als die iſt, welche, wenn ſie den Tyrannen von heute entthront, wahnſinnig der Gefahr ſich ausſetzt, morgen wieder einen Tyrannen zu haben! Rom bedarf ſtets eines Befreiers, nie eines Uſurpators! Nehmt jenen Tand weg!“

Es entſtand eine Pauſe; die Menge war tief ergriffen, aber ſie ſtieß kein Geſchrei aus; ſie erwartete ängſtlich eine Antwort von ihren Räthen oder den Führern des Volks.

„Signor,“ nahm Pandulpho di Guido, einer der Caporioni, das Wort, „Eure Antwort iſt Eures Rufes würdig. Aber um dem Geſetz Nachdruck zu geben, muß Euch Rom mit einem geſetzlichen Titel bekleiden — iſt es nicht der eines Königs, ſo bequemt Euch, den eines Diktators oder Conſuls anzunehmen.“

„Lang lebe der Conſul Rienzi!“ riefen einige Stimmen.

Rienzi verlangte, die Hand ſchüttelnd, Stillſchweigen.

„Pandulpho di Guido, und Ihr, geehrte Räthe von Rom! ein ſolcher Titel iſt zugleich zu erhaben für meine Verdienſte und unanwendbar auf meine Obliegenheiten. Ich gehöre zum Volk — das Volk iſt meinem Schutz befohlen; die Edeln können ſich ſelbſt ſchützen. Diktator und Conſul ſind Benennungen für Patricier. Nein,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „wenn Ihr zur Erhaltung der Ordnung für nothwendig erachtet, daß Eurem Mitbürger ein förmlicher Titel und eine anerkannte Macht übertragen werde, ſo ſey es; aber laßt ſie von der Art ſeyn, daß ſie die Beſchaffen-

heit unsrer neuen Einrichtungen, die Weisheit des Volks und die Mäßigung seiner Führer bezeugen. Einst, meine Landsleute, ernannte das Volk zu Beschützern seiner Rechte und Wächtern seiner Freiheit gewisse, dem Volk verantwortliche Beamte — gewählt aus dem Volk und Sorge tragend für das Volk. Ihre Macht war groß, aber eine stellvertretende; es war eine Würde, aber des Vertrauens, der Name dieser Beamten war: Tribunen. Das ist der Titel, den ich, wenn er mir übertragen wird, nicht durch bloßes Zujauchzen, sondern in vollem Parlament des Volks, unterstützt von dieser Gesammtheit und herrschend mit einer solchen Gesammtheit — dankbar annehmen werde." *

Die Rede, die Gesinnung Rienzi's wurde noch weit eindringlicher gemacht durch sein Wesen voll ernster und tiefer Aufrichtigkeit; und die Römer fühlten, trotz ihrer Entartung, ein augenblickliches Entzücken über die Enthaltsamkeit ihres Oberhaupts. „Lang lebe der Tribun von Rom!" jauchzte man, aber weniger laut als das: „Es lebe der König!" Und Rom hielt beinahe die Revolution für unvollständig, weil der stolzere Titel nicht angenommen ward. Einem verdorbenen und gesunkenen Volke erscheint die Freiheit als etwas zu Einfaches, wenn sie nicht mit dem Gepränge eben des Despotismus, den sie entthronen wollten, geschmückt ist. Rache ist ihr Verlangen, mehr als Erleichterung, und je größer die neue Gewalt, die sie schaffen, desto gründlicher dünkt sie ihre Rache gegen die alte. Doch war Alles, was angesehen, einsichtsvoll und mächtig war unter den Versammelten, hocherfreut über eine Mäßigung, die, wie sie vorhersahen, Rom tausend Gefahren von Seiten des Kaisers und des Pabstes enthob. Und ihre Freude ward noch ver-

* Weder Gibbon noch Sismondi, von welchen keiner die von Hokfemius aufbewahrten Originalurkunden befragt zu haben scheint, erwähnen des repräsentativen Parlaments, welches einzusetzen oder zu entwerfen beinahe der erste öffentliche Akt Rienzi's war. Sechs Tage nach dem denkwürdigen neunzehnten Mai schrieb er an das Volk von Viterbo einen noch vorhandenen Brief. Er fordert es auf, zwei Syndikus oder Botschafter zu dem allgemeinen Parlament zu erwählen und zu schicken.

ſtärkt, als Rienzi, ſobald die wiedereintretende Stille es ihm geſtattete, hinzuſetzte: „Und da wir gleiche Arbeiter in derſelben Sache geweſen, ſollte jede mir zugedachte Ehre auch auf den Vikar des Pabſtes, Raimund, Biſchof von Orvieto ausgedehnt werden. Bedenkt, daß Kirche und Staat mit Recht die Beherrſcher der Völker nur, weil zugleich ihre Wohlthäter ſind. Lang lebe der erſte Vikar eines Pabſtes, der immer auch ein Befreier des Staates war!“

Mochte nun Rienzi zu ſeiner Mäßigung allein durch Patriotismus beſtimmt werden oder nicht: gewiß iſt, daß ſeine Scharfſichtigkeit ſeiner Tugend wenigſtens gleich kam; und nichts vielleicht hätte die Revolution ſtärker kitten und binden können, als daß der Vikar und Vertreter der päbſtlichen Gewalt auf ſolche Art ſein Amtsgenoſſe wurde; ſie borgte für den Augenblick die Sanktion des Pabſtes ſelbſt — der auf dieſe Art die Verantwortlichkeit der Revolution zu theilen hatte, ohne die Gewalt im Staat allein in die Hände zu bekommen.

Während die Menge dem Vorſchlag Rienzi's zujauchzte, während ihr Jubel die Luft erfüllte, während Raimund, einigermaßen überraſcht, durch Zeichen und Geberden ſeine Dankbarkeit zugleich und ſeine Beſcheidenheit auszudrücken ſuchte, nahm der erwählte Tribun, als er die Blicke umherſchweifen ließ, Viele wahr, welche durch Neugierde hieher waren gezogen worden, und welche wegen ihres Standes und Gewichts wünſchenswerth erſchien, in der erſten Hitze der öffentlichen Begeiſterung zu gewinnen. Sobald daher Raimund eine kurze, pomphafte Rede gehalten, worin ſeine bereitwillige Annahme der ihm angetragenen Ehre lächerlich abſtach gegen ſeinen ängſtlichen Wunſch, weder ſich noch den Pabſt in etwa mißliebige Folgen zu verwickeln, berief Rienzi zwei Herolde, welche hinten auf der Plattform ſtanden, und einer von dieſen trat vor und verkündigte: „da es wünſchenswerth ſey, daß Alle, welche neutral hiehergekommen, ſich jetzt als Freund oder Feind bekennten, ſo würden ſie hiemit eingeladen, den Eid des Gehor-

ſams gegen die Geſetze zu leiſten und durch Unterſchrift ſich dem Buono Stato anzuſchließen.“

So groß war der Eifer des Volks und ſo ſehr war er in ſeinem Ton durch Rienzi's Reden veredelt und gehoben worden, daß ſelbſt die Gleichgültigſten die Anſteckung ergriffen hatte; Niemand wollte dafür angeſehen werden, von den Andern zu weichen; ſo daß die Neutralſten, die wußten, daß ſie die Angeſehenſten waren, ſich am tiefſten gegen den Stato Buono verpflichteten. Der erſte, der ſich der Plattform näherte und den Eid leiſtete, war der Signor di Raſelli, Nina's Vater. Andere von dem niedern Adel folgten ſeinem Beiſpiel.

Die Gegenwart des päbſtlichen Vikars beſtimmte die Ariſtokratiſchen, die Furcht vor dem Volk drängte die Selbſtſüchtigen; die Ermuthigung des Zujauchzens und der Glückwunſch erregte den Eiteln. Der Raum zwiſchen Adrian und Rienzi hatte ſich gelichtet. Der junge Edelmann ſah plötzlich das Auge Rienzi's ſich auf ihn heften — er fühlte, daß dies Auge ihn erkannte und aufforderte — er wechſelte die Farbe — ſein Athem ſtockte. Die edle Mäßigung Rienzi's hatte ihn bis ins Herz gerührt — das Gejauchze — das Gepränge — der Enthuſiasmus dieſer Scene berauſchte — verwirrte ihn. Er hob die Augen auf und ſah vor ſich die Schweſter des Tribuns, — die Dame ſeiner Liebe! Seine Unſchlüſſigkeit — ſein Schweigen dauerte an, als Raimund ihn beobachtete und einem geflüſterten Wort Rienzi's gehorchend, ſchlau ganz laut ausrief: „Platz für den Herrn Adrian di Caſtello! ein Colonna! ein Colonna!“ der Rückzug war abgeſchnitten. Mechaniſch und wie im Traum beſtieg Adrian die Platiform, und, was den Triumph des Tribunen vollmachte, der letzte Strahl der Sonne ſah die Blume der Colonna, — den beſten und tapferſten der Barone Roms — ſeine Würde und Gewalt anerkennen und ſeine Geſetze unterſchreiben!

Drittes Buch.

Die Freiheit ohne Geſetz.

Wohl waren ſie Beglückten beizuzählen,
Die Ritter jener Zeiten, die im Wald,
In dunkeln Thälern, grauenvollen Höhlen,
Der Schlangen, Bären, Löwen Aufenthalt,
Das ſahen, was jetzt in ſtolzen Marmorſälen
Von Kennern ſelbſt geſehen wird nicht ſobald:
Jungfrau'n, die in der Jugend frühſten Tagen
Mit vollem Recht der Schönheit Titel tragen.

Arioſto, der raſende Roland XIII. 1.

Erſtes Kapitel.

Die Rückkehr Walters von Montreal in ſeine Burg.

Als Walter von Montreal und ſeine Söldner Corneto verlaſſen, eilten ſie ſo ſchnell als möglich nach Rom; dort, lange vor den Baronen eintreffend, fanden ſie einen ähnlichen Empfang an den Thoren. Aber Montreal verbot klug jeden Angriff und jede Drohung, und begnügte ſich damit, ſeinen treuen Rudolph in die Stadt an Rienzi zu ſenden und um Erlaubniß zum Einzug mit ſeiner Truppe zu bitten. Rudolph kehrte in kürzerer Zeit, als man erwartet, zurück. „Nun," ſagte Montreal ungeduldig, „Ihr habt den Befehl, hoff' ich. Können wir ſie auffordern, uns die Thore zu öffnen?"

„Sie auffordern, uns unſer Grab zu öffnen," verſetzte der Sachſe derb. „Ich hoffe, meine nächſte Sendung als Herold wird an einen freundlicheren Hof ſeyn."

„Wie, was meint Ihr?“

„Kürzlich dies: — ich fand den neuen Regenten oder was sein Titel ist, in dem Palast des Capitols, umgeben von Wachen und Räthen und in der schönsten Waffenrüstung, die ich je außer Mailand sah.“

„Zum Henker seine Waffenrüstung; gib uns seine Antwort.“

„Sagt Walter von Montreal,“ (so sprach er, wenn Ihr es wissen wollt,) „daß Rom nicht mehr eine Diebshöhle ist; sagt ihm, daß er, wenn er hereinkommt, eine Untersuchung bestehen muß —“

„Eine Untersuchung!“ rief Montreal zähneknirschend.

„Wegen Theilnahme an den Unthaten Werners und seiner Freibeuter!“

„Ha!“

„Sagt ihm überdies, daß Rom den Krieg erklärt allen Räubern in Zelten oder Thürmen, und daß wir ihm befehlen, binnen achtundvierzig Stunden das Gebiet der Kirche zu räumen.“

„Er meint also nicht nur mich zu betrügen, sondern auch mir zu drohen? Gut, fahrt fort!“ Das war seine ganze Antwort an Euch; mir jedoch ließ er eine noch weit verbindlichere Warnung zukommen. „Hört, Freund,“ sagte er, „für jeden deutschen Banditen, der nach Morgen noch sich in Rom betreffen läßt, halten wir Strick und Galgen zum Willkomm bereit. Macht Euch fort!“

„Genug, genug!“ schrie Montreal vor Wuth und Schaam erröthend, „Rudolph, Ihr habt ein gewandtes Auge in diesen Sachen, wie viele nordische Krieger würde es erfordern, den Glückspilz selbst an den Galgen zu liefern?“

Rudolph kratzte sich seinen großen Kopf und schien eine Weile in Berechnungen vertieft; endlich sagte er: „Ihr, Hauptmann, müßt darüber am besten urtheilen, wenn ich Euch sage, daß sich seine Macht auf wenigstens zwanzigtausend Römer beläuft; so hört ich zufällig sagen; und diesen Abend soll er die Krone erhalten und den Kaiser absetzen.“

„Ha, ha!“ lachte Montreal, „dann braucht er unsere

Hülfe nicht, um an den Galgen zu kommen. Meine Freunde, warten wir die Folgen ab. Vor der Hand ſcheint es nicht, daß Barone oder Volk unſere Kaſſen füllen werden. Laßt uns das Land durchziehen nach Terracina. Dank den Heiligen," und hier bekreuzte ſich Montreal (der nicht ohne eine ſonderbare Art von Frömmigkeit war, da er dieſe Tugend für einen weſentlichen Beſtandtheil der Chevalerie hielt,) gar andächtig, „die Freicompagnieen ſind nie lang ohne Quartiere."

„Hurrah für den Johanniter!" riefen die Söldner. „Und Hurrah für das ſchöne Frankreich und das trotzige Deutſchland!" ſetzte der Ritter hinzu, hoch die Hand ſchwingend, ſetzte ſeinem ſchon ermüdeten Roß die Sporen ein und ſtimmte ſein Lieblingslied an:

„Sein Roß und ſein Schwert
Seine Dame, die Roſe" u. ſ. w.

Mit ſeiner Truppe durcheilte Montreal ſtattlich die öde Campagna.

Bald jedoch ſank der Johanniter in eine trübe, zerſtreute Träumerei zurück; ſeine Begleiter ahmten dem Schweigen ihres Führers nach und in wenigen Minuten unterbrach nur das Raſſeln ihrer Waffen und das Klirren ihrer Sporen die Stille der weitgedehnten, düſteren Ebenen, über welche ſie Terracina zu zogen. Mit bitterem Verdruß erinnerte ſich Montreal ſeiner Beſprechung mit Rienzi; und ſtolz auf ſeine Liſt und ſein Talent für Ränke, fühlte er ſich gedemüthigt und geärgert durch die Entdeckung, daß er von einem noch liſtigeren Schlaukopf war zum Narren gehalten worden. Auch waren ſeine ehrgeizigen Anſchläge auf Rom durchkreuzt, und ſogar für den Augenblick vernichtet durch eben die Mittel, auf welche er gerechnet hatte, um ſie durchzuſetzen. Er hatte die Barone hinlänglich kennen gelernt, um die Ueberzeugung zu ſchöpfen, daß, ſo lang Stephan Colonna, das Oberhaupt des Standes, lebte, er ſchwerlich jene Herrſchaft im römiſchen Staat erlangen würde, die wenn er ſich mit einem ehrgeizigeren oder weniger furchtſamen und weniger

mächtigen Herren verbündete, seinen zur Vertreibung Rienzi's geliehenen Beistand belohnen konnte. Unter allen Umständen hielt er es für räthlich, sich fern zu halten. Sollte Rienzi's Macht wachsen, so konnte Montreal den Baronen so vortheilhafte Bedingungen machen, als er nur wollte; im Fall, daß Rienzi's Macht sank, konnte ihn dann sein nothwendig gedemüthigter Stolz antreiben, Montreals Beistand zu suchen und sich seinen Vorschlägen zu bequemen. Der Ehrgeiz des Provenzalen, zwar umfassend und kühn, war nicht eben sehr fester und beharrlicher Art. Thätigkeit und Unternehmungen waren ihm, bis jetzt, noch lieber als der Lohn, den sie darboten, und wenn es auf der einen Seite fehlschlug, wandte er sich, im ächten Geist eines irrenden Ritters, auf ein anderes Feld für seine Thaten. Ludwig, König von Ungarn, trotzig, kriegerisch, unversöhnlich, nach Rache lechzend für den Mord seines Bruders, des unglücklichen Gemahls von Johanna (der schönen und verbrecherischen Königin von Neapel, der Maria Stuart Italiens,) hatte sich schon darauf gerüstet, den Garten der Campagna dem ungarischen Joch zu unterwerfen. Schon hatte sein Bastardbruder Italien betreten — schon hatten sich einige der neapolitanischen Staaten zu seinen Gunsten ausgesprochen — schon waren von dem nordischen Monarchen an die zerstreuten Compagnieen Versprechungen ergangen — und schon sammelten sich diese trotzigen Söldner drohend an den Grenzen dieses Paradieses von Italien, angezogen, wie Geier vom Aas, von den Kriegsrüstungen und der Aussicht auf Plünderung. Auf dies Feld hatte der kecke Geist Montreals jetzt seine Gedanken gerichtet, und seine Söldner hatten fröhlich seine Absicht errathen, als sie ihn Terracina als das Ziel ihres Marsches nennen hörten. Aufmerksam auf jede Hülfsquelle und seine kühne, grundsatzlose Tapferkeit durch einen Scharfsinn verfeinernd, der, wenn die Jahre seine ritterliche Rastlosigkeit gezeitigt und ernüchtert hatten, ihn den gefährlichsten Feind beizugesellen drohte, welche Italien je kennen gelernt: hatte Montreal auf das erste Zeichen von Ludwigs kriegerischen Absichten ein starkes Castell einge-

nommen und befestigt auf der köstlichen Küste jenseits von Terracina, an welcher der berühmte Paß ist, den einst Fabius gegen Hannibal behauptete, und den die Natur so begünstigt hat für Krieg oder Frieden, daß eine Handvoll Bewaffneter den Marsch eines Heeres aufhalten konnten. Der Besitz einer solchen Feste hart an der Grenze von Neapel gab Montreal eine Wichtigkeit, von der er, gegenüber von dem ungarischen König, Vortheil zu ziehen hoffte; und jetzt, in seinen größeren und kühneren Entwürfen auf Rom gescheitert, wünschte sich sein sanguinischer, thätiger und elastischer Geist Glück zu dem Auskunftsmittel, das er sich bewahrt hatte.

Die Schaar machte bei Einbruch der Nacht diesseits der pontinischen Sümpfe Halt, bemächtigte sich ohne Bedenken einiger Hütten und Schuppen, aus welchen sie die armen Bewohner hinauswarfen, und schlachtete ebenso ohne Umstände die Schweine, Vieh und Geflügel eines nahen Pächterhofs. Bald nach Sonnenaufgang durchzogen sie die fatalen Sümpfe, die schon zum Theil von Bonifacius VIII. ausgetrocknet worden waren; und Montreal, vom Schlaf erfrischt, vergaß seinen letzten Verdruß über den Vortheilen, die ihm der herannahende Krieg mit Neapel eröffnete, und in der Freude, daß er sich einem Haus näherte, welches ein Wesen enthielt, das allein sich mit dem Ehrgeiz in sein Herz theilte, hatte er all' die Munterkeit wieder gewonnen, die seine gallische Geburt und sein sorgloses Leben mit sich brachten. Und jene tödtliche, aber geheiligte Straße, wo man noch die Arbeiten Augusts sehen kann in dem Kanal, welcher von der, von Horaz so launig geschilderten Reise Zeuge war, wiederhallte von dem lauten Gelächter und häufigen Bruchstücken wilden Gesangs, womit die barbarischen Räuber ihren schnellen Marsch belebten.

Es war Mittag, als die Compagnie den romantischen Paß betrat, von dem oben die Rede war (das alte Lautulae). Hoch stiegen zur Linken steile und erhabene Felsen empor, damals von dem verschwenderischen Grün und den zahllosen Blumen des zu Ende gehenden Mai's bedeckt, während zur

Rechten das Meer, sanft wie ein See und blau wie der Himmel, musikalisch zu ihren Füßen hinflüsterte. Montreal, durchdrungen von der Poesie seines Landes, die in so ausgezeichnetem Grad mit der Liebe zur Natur vermählt ist, hätte zu einer andern Zeit sich an der Schönheit der Gegend erfreut; aber in diesem Augenblick beschäftigten weniger äußerliche, heimischere Bilder sein Inneres.

Plötzlich einen engen, gewundenen Pfad ins Gebirg einschlagend, der für die Pferde nur mühsam und rauh zu ersteigen war, langte die Schaar endlich vor einer starken Burg von grauem Stein an, deren Thürme von dem hohen Laubwerk versteckt waren, bis sie aus dem lachenden Grün plötzlich mit finsterem Ernst hervortraten. Der Hall des Hüfthorns, die Flagge des Ritters, die raschgegebene Losung, veranlaßte einen Jubelruf des Willkomms von ein paar Dutzenden grimmiger Krieger auf den Mauern; das Fallgatter ward aufgezogen und Montreal, sich hastig von seinem keuchenden Pferd werfend, sprang über die Schwelle eines hervortretenden Portals und eilte durch einen großen Saal, als eine Dame — jung, schön und reichgekleidet — ihm mit eben so flügelschnellem Schritt entgegenflog und athemlos, außer sich vor Freude, ihm in die Arme fiel.

„Mein Walter! mein lieber, lieber Walter! Willkommen, zehntausendmal willkommen!“

„Adeline! meine Schöne! meine Angebetete! Ich sehe Dich wieder!“

Solche Grüße wechselten sie, indem Montreal seine Dame an sein Herz drückte, ihre Thränen wegküßte, ihr Angesicht zum seinigen emporhob und dessen zarte Blüthe mit all der besorgten Zärtlichkeit der Liebe nach einer Trennung betrachtete.

„Meine Holdeste!“ sagte er zärtlich, „Du hast Dich gegrämt, Du hast, seit wir uns trennten, an Fülle und Farbe verloren. Komm, komm, Du bist zu zart oder zu thöricht für eines Soldaten Liebe.“

„Ach, Walter,“ versetzte Adeline, ihn umschlingend, „jetzt

biſt Du zurück und mir wird wohl ſeyn. Du wirſt mich lange, lange nicht wieder verlaſſen.“

„M'amie, nein;“ und ſeinen Arm um ihren Leib geflochten, zogen ſich die Liebenden — denn ach! vermählt waren ſie nicht! — in die inneren Zimmer des Caſtells zurück.

Zweites Kapitel.

Liebes- und Kriegesleben. Der Friedensbote. Das Turnier.

Von ſeinen Söldnern umgeben, ſicher in ſeiner feudalen Behauſung, bezaubert durch die Schönheit von Erde, Himmel und Meer um ihn und Adelinen leidenſchaftlich anbetend, vergaß Montreal für eine Zeitlang all ſeine kühneren Anſchläge und ſeine rauheren Beſchäftigungen. Sein Weſen war großer Zärtlichkeit, wie großer Wildheit fähig, und das Herz blutete ihm, wenn er die ſchöne Wange ſeiner Geliebten anſchaute, und ſah, daß ſelbſt ſeine Gegenwart nicht hinreichte, das Lächeln und die Friſche früherer Zeit darauf zurückzurufen. Oft verfluchte er den unſeligen Eid ſeines Ritterordens, der ihm verwehrte, ſich zu vermählen, ſelbſt mit einer mehr als Ebenbürtigen; und die Reue über Unrecht verbitterte ſeine glücklichſten Stunden. Die zarte Dame in dem Räuberbau, getrennt von Allem, was ſie am höchſten zu ſchätzen gelernt — von Mutter, Freunden und gutem Ruf — liebte ihren Verführer nur um ſo heißer; nur um ſo mehr drängten ſich auf Einen Gegenſtand all die weiblichen, zarten Gefühle zuſammen, welchen jede andere, minder ſündhafte Aeußerung verſagt war. Aber ſie fühlte ihre Schmach, obgleich ſie es zu verhehlen ſuchte, und ein noch nagenderer Kummer, als ſelbſt die Scham war, trug dazu bei, ihren Geiſt zu verzehren, ihre Geſundheit zu untergraben. Bei alle dem war ſie in Montreals Gegenwart, ſelbſt in ihrer Trauer, glücklich, und ihre abnehmende Geſundheit ließ ſie wenigſtens einen Troſt in der Hoffnung finden, zu ſterben, während ſeine Liebe noch unvermindert wäre. Bisweilen machten ſie

kleine Ausflüge, denn der unruhige Zustand des Landes verwehrte ihnen, weite Wanderungen von dem Castell aus anzustellen, durch die sonnigen Wälder, und der spiegelhellen See entlang, welche den Reiz dieser köstlichen Gegend ausmachen, und die Mischung des Wilden mit dem Anmuthigen, die kriegerische Begleitung, das Zelt um Mittag auf einer grünen Stelle des Waldes aufgeschlagen, Adelinens Laute und Stimme und die trotzigen Soldaten in der Ferne gruppirt und zuhorchend — das Alles hätte wohl für die Dichtung eines Ariost gepaßt und stimmte besonders zusammen mit jener seltsamen, unordentlichen und doch ritterlichen Zeit, in welcher der klassische Süden der Sitz der nordischen Romantik ward. Noch immer jedoch setzte Montreal seine geheimen Unterhandlungen mit dem ungarischen König fort, und entsagte, in neue Entwürfe vertieft, gern für den Augenblick allen seinen Rom betreffenden Planen. Doch sah er es so an, daß sein erhabener Ehrgeiz nur einen Aufschub erlitten habe, und glänzend in den entfernteren Aussichten seiner abenteuerlichen Laufbahn, stieg das Capitol von Rom und das Scepter der Cäsare auf.

Eines Tags, als Montreal mit einer kleinen begleitenden Truppe zu Pferd nahe an den Mauern von Terracina hinritt, wurden plötzlich die Thore aufgestoßen und ein zahlreicher Haufe kam heraus, voran eine sonderbare Gestalt, deren Schritten die Uebrigen baarhaupt und mit lauten Segnungen folgten; eine Prozession von Mönchen schloß den Zug, eine Hymne singend, deren Schlußworte also lauteten:

Willkomm den Bergen ist der Schritt
Des frohen Boten, der frohe Botschaft bringt;
Die Blumen wachsen unter seinem Tritt,
Zu Engelharfen der Chor der Engel singt.
Es weicht der Mond, der rothe,
Vor Deinem holden Nahn, du junger Friedensbote.
Ueber Berg und Moor und Fluß
Sicher schwebt dein heil'ger Fuß;
Keine Gefahr du, arglos, fliehst;
Einsam — doch mit Gott du ziehst.
Ist der Helden Wuth auch groß:
Du durchschneidest den eh'rnen Troß,

Statt des schimmernden Kleids von Eisen,
Umhüllt vom Gewand, dem fleckenlos weißen;
Statt des Schwerts — ein Friedenspfand
Trägt den Silberstab die Hand.
Vorbei an Lager, an Hofes Fest,
An des Banditen unheimlichem Nest,
Eilet dahin der Diener der Liebe,
Wie die Taube, beflügelt mit Muttertriebe;
Durch Ein Wort den Wildesten zähmend
Und durch Christum die Welt beschämend.
Wie dein Gott auf feuchtem Pfad
Einst die Meeresfluth betrat:
So schmiegen Raub und Grimm und Mord, der rothe,
Zu deinen Füßen sich gestillt, o Friedensbote!

Der Fremde, dem diese Ehren gezollt wurden, war ein junger, unbärtiger Mann, in weiß, mit Silber durchwirkt, gekleidet; er war unbewaffnet und barfuß; in der Hand hielt er einen kleinen silbernen Stab. Montreal und seine Begleitung machten erstaunt und neugierig Halt, und der Ritter, sein Pferd gegen den Zug hin spornend, maß den Fremden mit seinen Blicken.

„Wie, Freund," sprach der Provenzale, „ist das ein neuer Pilgerorden, wozu Du gehörst, oder welche besondere Heiligkeit hat Dir diese Huldigungen erworben?"

„Zurück, zurück," schrie einer von den Keckſten in der Menge, „der Räuber darf nicht den Friedensboten aufhalten."

Montreal schüttelte verächtlich die Hand.

„Ich rede nicht mit Euch, gute Herren, und die würdigen Brüder in Eurem Nachzug wissen ganz gut, daß ich nie einem Herold oder Pilger ein Leid gethan habe."

Die Mönche, ihren Gesang abbrechend, eilten rasch herbei; und wirklich hatte Montreals Frömmigkeit ihn immer vermocht, das Wohlwollen aller Klöster in der Nähe seiner wandernden Heimath sich zu erwerben.

„Mein Sohn," sagte der älteste der Brüder, „das ist ein sonderbares aber heiliges Schauspiel, und wenn Du Alles erfahren, wirst Du eher dem Boten einen Freibrief gegen den unbedachten Muthwillen Deiner Freunde mitgeben, als seine Friedensbahn hemmen."

„Ihr verblüfft mein einfältiges Gehirn noch mehr,"

ſagte Montreal ungeduldig, „laßt den Jüngling für ſich ſelbſt ſprechen; ich ſehe auf ſeinem Mantel die Wappen Roms vermiſcht mit andern Zeichen, die mir ein Räthſel ſind — obwohl ich wohl bewandert bin in der Heraldik, wie einem Edeln und Ritter ziemt.“

„Signor,“ ſagte der Jüngling ernſt, „erkennt in mir den Boten Cola di Rienzi's, des Tribuns von Rom, beauftragt mit Briefen an viele Barone und Fürſten auf den Wegen zwiſchen Rom und Neapel. Die Wappen auf meinem Mantel ſind die des Pabſts, der Stadt und des Tribuns.“

„Hm, Du mußt derbe Nerven haben, daß Du die Campagna durchziehſt ohne andere Waffen als dieſen Silberſtab.“

„Du biſt im Irrthum, Herr Ritter,“ verſetzte der Jüngling keck; „und beurtheilſt die Gegenwart nach der Vergangenheit; wiſſe, daß jetzt kein einziger Räuber in der Campagna mehr lauert; die Waffen des Tribuns haben alle Landſtraßen um die Stadt ſo ſicher gemacht, wie die breiteſte Straße der Stadt ſelbſt.“

„Du berichteſt mir Wunder!“

„Durch Wald und in Caſtelle — durch die wildeſten Einöden — durch die volkreichſten Städte haben meine Kameraden dieſen ſilbernen Stab getragen, unbeläſtigt und ungekränkt; wo wir hinkommen, begrüßen uns Tauſende mit Segenswünſchen und Thränen der Freude, ſegnen die Boten deſſen, der den Räuber aus ſeinem Schlupfwinkel, den Tyrannen aus ſeiner Burg vertrieben, der den Gewinn des Kaufmanns und die Hütte des Bauers geſichert hat.“

„Pardieu,“ ſagte Montreal mit einem finſtern Lächeln, „ich muß dankbar ſeyn für den mir gegönnten Vorzug; ich habe noch nicht die Befehle des Tribuns bekommen, auch nicht ſeine Rache empfunden; und doch dünkt mich, mein beſcheidenes Caſtell liegt gerade noch in St. Peters Gebiet!“

„Verzeiht mir, Herr Ritter!“ ſagte der Jüngling, „aber rede ich mit dem berühmten Johanniter, Krieger des Kreuzes und dermalen Banditenhäuptling?“

„Knabe, Du biſt keck; ich bin Walter von Montreal.“

„Dann, Herr Ritter, lautet mein Auftrag auf Euer Caſtell.“

„Nehm' Dich in Acht, daß Du nicht vor mir hinkommſt, oder Du läufſt gar ſehr Gefahr, allzuſchnell wieder den Ausgang zu finden. Wie, meine Freunde?“ er ſah, wie die Menge bei dieſen Worten ſich um den Boten herdrängte — „meint Ihr, ich, der ich meines Gleichen an Königen habe, werde einen waffenloſen Knaben zu meinem Opfer wählen? Pfui! gebt Raum, gebt Raum! Junger Mann, folge mir nach Haus, Du biſt in meinem Caſtell ſicher, wie in Deiner Mutter Armen.“

Mit dieſen Worten ritt Montreal mit großer Würde und abgemeſſenem Ernſte langſam ſeinem Caſtell zu, ſeine verwunderten Soldaten in kleiner Entfernung hinter ihm und der weißgekleidete Bote folgte mit der Menge, die ſich nicht von ihm trennen wollte. So groß war der Enthuſiasmus, daß ſie ſogar an die Thore des gefürchteten Caſtells ſich vordrängten und darauf beſtanden, außen zu warten, bis die Rückkehr des Jünglings ſie von ſeiner Sicherheit überzeugte.

Montreal, der, wie geſetzlos auch ſonſt, die Rechte des geringſten Bauers in ſeiner unmittelbaren Nachbarſchaft aufs Strengſte achtete, und ſogar um Popularität bei den Armen ſich bemühte, bat den Haufen, in den Hofraum zu treten, befahl ſeinen Dienern ſie mit Wein und Erfriſchungen zu verſehen, bewirthete die guten Mönche in ſeiner großen Halle und begab ſich dann in ein kleines Zimmer, wo er den Boten empfing.

„Dies,“ ſagte der Jüngling, „wird meine Sendung am beſten erklären,“ und legte Montreal einen Brief vor.

Der Ritter zerſchnitt den Seidefaden mit dem Dolch und las den Brief mit großer Ruhe.

„Euer Tribun,“ ſagte er, als er geleſen, „hat den lakoniſchen Styl der Gewalt ſehr bald gelernt. Er befiehlt mir, dieſe Burg zu übergeben, und binnen zehn Tagen das päpſtliche Gebiet zu räumen. Er iſt ſehr verbindlich; ich muß eine Friſt haben, um mir ſeinen Vorſchlag zu bedenken; ſetzt

Euch, ich bitte, junger Herr. Verzeiht, aber ich sollte glauben, Euer Herr hätte alle Hände voll zu thun mit seinen römischen Baronen, daß er gegen uns fremde Besuche etwas nachsichtiger seyn könnte. Stephan Colonna —"

„Ist nach Rom zurück und hat den Eid der Treue geleistet; die Savelli, die Orsini, die Frangipani haben sämmtlich ihre Unterwerfung unter den Buono Stato eingezeichnet."

„Was!" rief Montreal in großer Ueberraschung.

„Nicht allein zurückgekehrt sind sie, sondern sie haben sich auch der Entlassung aller ihrer Miethsoldaten und der Abtragung ihrer Festungswerke gefügt. Das Eisen von dem Palast der Orsini verbollwerkt jetzt das Capitol und das Steinwerk der Colonna und der Savelli hat die Thore von Lateran und St. Laurentius mit neuen Befestigungen verstärkt."

„Wunderbarer Mann!" sagte Montreal mit abgedrungener Bewunderung; „durch welche Mittel hat er Das bewirkt?"

„Durch strengen Befehl und eine kräftige Macht, die jenen unterstützte. Beim ersten Ton der großen Glocke erheben sich zwanzigtausend Römer in Waffen. Was sind gegen eine solche Macht die Räuber eines Orsini oder Colonna? Herr Ritter, Eure Tapferkeit und Euer Ruf machen, daß selbst Rom Euch bewundert, und ich, ein Römer, ersuche Euch, auf Eurer Hut zu seyn."

„Gut, ich danke Dir — Deine Neuigkeiten, Freund, rauben mir den Athem. So unterwerfen sich also die Barone?"

„Ja; am ersten Tag leistete Einer von den Colonna, der Herr Adrian, den Eid; binnen einer Woche verließ Stephano, gegen Zusicherung freien Geleits, Palestrina, die Savelli schlossen sich ihm an; die Orsini folgten — sogar Martino di Porto unterwarf sich schweigend."

„Der Tribun — aber ist Das seine Würde? mich däucht, er sollte König werden?"

„Man trug ihm den Titel an, den er ausschlug. Sein

jetziger Name, der auf keine patricische Ehren Anspruch macht, trug viel dazu bei, den Adel ihm geneigt zu machen."

„Ein kluger Bursch! — ich bitte um Verzeihung — ein scharfsinniger Fürst! Nun denn, der Tribun herrscht, denk' ich, gewaltig über die großen römischen Namen?"

„Verzeiht! er übt unparteiische Gerechtigkeit gegen Bauer wie Patricier; aber er schützt die Edeln, bei all' ihren rechtmäßigen Privilegien und ihrem gesetzlichen Rang."

„Ha! und die eiteln Puppen vermissen kaum das Wesen, wenn sie nur den Schein behalten — ich verstehe. Aber das zeigt Genie! Der Tribun ist unvermählt, glaub' ich? Sieht er sich unter den Colonna nach einem Weib um?"

„Herr Ritter, der Tribun ist schon vermählt; drei Tage nachdem er zur Gewalt gelangt, warb er um die Tochter des Barons von Raselli, die er heimführte."

„Raselli — kein großer Name, er hätte etwas Besseres thun können."

„Aber man sagt," fuhr der Jüngling lächelnd fort, „der Tribun werde nächstens mit den Colonna verschwägert werden durch seine schöne Schwester, Signora Irene. Der Baron von Castello wirbt um sie."

„Was! Adrian Colonna! genug. Ihr habt mich überzeugt, daß ein Mann, der das Volk befriedigt und die Edeln schreckt oder gewinnt, zur Herrschaft geboren ist. Meine Antwort auf diesen Brief will ich selbst bestellen. Für Eure Nachrichten, Herr Bote, nehmt dies Juwel," damit zog der Ritter einen Edelstein von ziemlichem Werth vom Finger. „Nein! bedenkt Euch nicht, es ward mir so freiwillig gegeben, als ich es jetzt Euch schenke."

Der Jüngling, auf welchen das Benehmen des berühmten Freibeuters einen angenehm überraschenden Eindruck gemacht und der sich nicht wenig verwundert hatte über die bequeme Vertraulichkeit, womit er an Fra Moreale in dessen eigener Burg die Neuigkeiten aus Rom berichtet, verbeugte sich tief, indem er das Geschenk hinnahm.

Der schlaue Provenzale, der den sichtlichen Eindruck, den er hervorgebracht, bemerkte, sah auch wohl ein, wie

vortheilhaft es für ihn seyn würde, mit den Maßregeln, welche zu ergreifen ihm passend schiene, zu zögern. „Versichre den Tribunen," sagte er, als er den Boten entließ, „wenn Du vor Ankunft meines Briefs zurück seyn solltest, daß ich seinen Geist bewundre, seine Macht begrüße, und nicht ermangeln werde, seinem Verlangen möglichst zu entsprechen."

„Lieber," sagte der Bote mit Wärme, (er war von gutem Blut und edlem Wesen) „lieber zehn Tyrannen zu Feinden, als Einen Montreal."

„Zum Feind! glaubt mir, Herr, ich suche keine Feindschaft mit Fürsten, welche zu regieren verstehen, oder mit einem Volk, das die Weisheit besitzt, zugleich zu herrschen und zu gehorchen."

Diesen ganzen Tag über jedoch blieb Montreal nachdenklich und mißmuthig, er schickte zuverläßige Boten an den Befehlshaber von Aquileja, (der damals im Briefwechsel mit Ludwig von Ungarn stand) nach Neapel und nach Rom; dem letztern gab er einen Brief an den Tribun mit, der, ohne jenen gänzlich anzuerkennen, doch den Ton der Unterwürfigkeit annahm und nur längere Frist zu den Vorbereitungen des Abzugs verlangte. Aber zugleich wurde das Castell mit frischen Befestigungen verstärkt, große Vorräthe wurden eingeführt und Tag und Nacht waren Spione und Kundschafter an dem Paß und in der Stadt Terracina aufgestellt. Montreal war gerade der Feldherr, der am meisten sich zum Krieg rüstete, wenn er am Dringendsten den Frieden zu betreiben schien.

Eines Morgens, fünf Tage nach der Ankunft des Boten von Rom, trat Montreal, nachdem er genau seine Außenwerke und seine Vorräthe gemustert und sich zu seiner Genugthuung versichert hatte, daß er wenigstens eine Belagerung von einem Monat aushalten könne, mit einem fröhlicheren Angesicht, als man seit jüngster Zeit an ihm gesehen, in Adelinens Zimmer.

Die Dame saß an dem Fenster des Thurms, von wo aus man am besten die herrliche Landschaft von Wäldern,

Thälern und Orangehainen übersehen konnte — ein sonderbarer Garten für solch ein Schloß! Wie sie das Antlitz auf die Hand lehnte, ihr Profil leicht gegen Montreal gekehrt — da lag etwas unbeschreiblich Anmuthiges in der Biegung ihres Halses — der kleine Kopf, in dem sich die edle Geburt so deutlich aussprach — die Locken, auf der Stirne gescheitelt, in der einfachen Weise, welche in neuester Zeit so glücklich wieder aufgenommen worden. Aber der Ausdruck des halb abgewandten Antlitzes, die schwärmerische Innigkeit des Blicks, die tiefe Ruhe ihrer Stellung, waren so unsäglich traurig und schwermüthig, daß Montreal der galante und frohe Gruß, den er im Sinn hatte, auf der Lippe erstarb: er nahte ihr schweigend, und legte seine Hand auf ihre Schulter.

Adeline wandte sich um, nahm seine Hand in die ihrige, drückte sie an ihr Herz und lächelte all ihre Traurigkeit weg. „Theuerste," sagte Montreal, „wüßtest Du, wie sehr ein Schatten des Kummers auf Deinem glänzenden Antlitz mein Herz verdunkelt: Du würdest Dich nie grämen. Aber kein Wunder, daß Du in diesen finstern Mauern — wo kein Weib von gleichem Stand um Dich ist und die Fröhlichkeit, welche Montreal in seine Hallen laden kann, nur Deinem Ohr weh thut — kein Wunder, daß Du hier Deine Wahl bereuest."

„Ach nein, nein, Walter, ich bereue sie nie; Schande mir, wenn ich das sagte. Ich dachte nur an unser Kind, als Du eintratest. Ach, es war unser einziges Kind! Wie schön war es, Walter! wie glich es Dir!"

„Nein, es hatte Deine Augen und Stirn," versetzte der Ritter mit bebender Stimme und sein Antlitz abwendend.

„Walter," begann die Dame, wieder seufzend, „erinnerst Du Dich — heute ist sein Geburtstag, heute ist er zehn Jahre alt. Wir lieben uns jetzt eilf Jahre und Du bist Deiner armen Adeline noch nicht überdrüssig geworden."

„Eben so gut könnten die Heiligen des Paradieses überdrüssig werden," versetzte Montreal mit liebevoller Zärtlichkeit, die den ganzen Charakter seines heldenmäßigen Angesichts in Sanftmuth umwandelte.

„Könnte ich Das glauben, ich würde wirklich selig seyn!“ antwortete Adeline; „aber noch eine kleine Weile, so schwinden die wenigen Reize, die ich noch besitze; und welche andere Ansprüche habe ich auf Dich?“

„Alle Ansprüche! das Andenken an Dein erstes Erröthen — Deine ersten Küsse — Deine hingebende Aufopferung — Deine geduldige Wanderung — Deine nie sich beklagende Liebe. Ach, Adeline, wir sind aus der Provence, nicht aus Italien; und wann wich ein provenzalischer Ritter seinem Feind aus, oder verließ seine Liebe? Doch komm, meine Theuerste! genug für heute von Heimath und Schwermuth. Ich komme, Dich zu einem Ausflug einzuladen. Ich habe Diener ausgesandt, um unser Zelt am Meer aufzuschlagen — wir wollen der Orangeblüthen uns erfreuen, so lang wir noch dürfen. Ehe die nächste Woche verstreicht, dürften wir ernstere Kurzweil und enger gezogene Grenzen bekommen.“

„Ach, theurer Walter, Du ahnest doch keine Gefahr?“

„Du sprichst, mein kleiner Marienkäfer,“ sagte Montreal lachend, „als ob Gefahr etwas ganz Neues wäre; mich dünkt, Du hättest inzwischen lernen sollen, daß Gefahr die Atmosphäre ist, in der wir athmen.“

„Ach Walter, soll dies immer so fortdauern? Du bist jetzt reich und berühmt; kannst Du dies Leben voll Streit und Kampf nicht aufgeben?“

„Jetzt, ei nicht doch, schäme Dich, Adeline! Was sind Reichthum und Ruhm als Mittel zur Macht? Und der Kampf — der Schild des Kriegers war meine Wiege — bitte zu den Heiligen, daß er auch meine Bahre sey! Diese sonderbaren, zauberhaften Extreme des Lebens — vom Thurm ins Zelt — von der Höhle in den Palast — heute ein schweifender Verbannter, morgen der Bruder von Königen — machen das wahre Element der Chevalerie meiner normännischen Ahnen aus. Die Normandie lehrte mich den Krieg, die Provence die Liebe. Küsse mich, liebe Adeline; und jetzt laß Dich von Deinen Dienerinnen ankleiden. Vergiß nicht Deine Laute, meine Holde! Wir wollen die Echo's mit provenzalischen Gesängen erwecken.“

Adelinens lenksames Gemüth fügte sich leicht der Heiterkeit ihres Herrn, und bald eilte die Gesellschaft von dem Castell hinab an die Stelle, welche Montreal zum Aufenthalt während der Tageshitze ausersehen. Aber schon jetzt auf jede Ueberraschung gefaßt, hatte man das Castell streng bewacht zurückgelassen und außer der häuslichen Dienerschaft der Burg begleiteten zehn vollständig bewaffnete Krieger das Paar. Montreal selbst trug seinen Harnisch und seine Knappen folgten mit Helm und Lanze. Jenseits von dem schmalen Pfad, am Fuß der Burg, öffnete sich damals die Straße in einen großen mit Grün bewachsenen Fleck, auf allen Seiten, außer gegen die offene Seeseite hin, eingefaßt von Waldung, gemischt mit Myrten und Orangen und einem Ueberfluß von wohlriechenden Stauden. Auf dieser Stelle unter dem Schirm des weithinschattenden klassischen Fagus (was durch Buche nur unvollkommen wiedergegeben wird) ward ein heiteres Zelt errichtet, das die Aussicht auf das helle, funkelnde Meer beherrschte, geschützt vor der Sonne, aber zugänglich den sanften Lüftchen. Das war die Lieblingserholung der armen Adeline, wenn man es Erholung nennen durfte. Sie freute sich den düstern Mauern ihres Burgkerkers zu entrinnen und den Sonnenschein und die Süßigkeit dieses wollustvollen Clima's zu genießen, ohne die Ermüdung, welche seit neuerer Zeit alle Anstrengung ihr zuzog. Es war eine Aufmerksamkeit von Montreal, der voraussah, wie kurz es mehr anstehen durfte, bis die Soldaten Rienzi's seine Mauern belagern würden und der für seine Person sich im Thurm so gut heimisch fand als im Feld.

Als in dem Pavillon die Liebenden sich zur Ruhe begaben — dehnten sich von den Begleitern die einen müßig auf dem Strand hin, andere bereiteten die Schutzdecke über ein Lustschiff gegen die untergehende Sonne, andere machten in einem roheren Zelt, vom Walde verborgen, Anstalten zum Mittagsmahl, während die Lautentöne von Montreal selbst, mit nachlässiger Fertigkeit hervorgelockt, ihre Musik der träumerischen Stille des Mittags liehen.

Während er damit beschäftigt war, kam einer von Montreals Kundschaftern erhitzt und athemlos im Zelt an.

„Hauptmann," meldete er, „eine Compagnie von dreißig Lanzen, vollständig bewaffnet, mit einem langen Gefolge von Knappen und Pagen, hat soeben Terracina verlassen. Ihre Panniere tragen die vereinten Abzeichen der Colonna und der Stadt Rom."

„Ha!" sagte Montreal fröhlich, „eine solche Truppe ist ein willkommener Zuwachs für unsere Compagnie; schickt unsern Knappen her."

Der Knappe erschien.

„Wirf Dich auf Dein Pferd und eile dem Zug entgegen, dem Du in dem Paß begegnen wirst — (nein, meine holde Dame; keine Einrede!) suche den Anführer auf und sag ihm: der gute Ritter Walter von Montreal sende ihm seinen Gruß und bitte ihn, auf seinem Zug durch unser Gebiet eine Weile als willkommener Gast bei uns zu bleiben; und — halt — sag' auch, wenn eine Stunde oder ein paar in edler Kurzweil hinzubringen ihm genehm sey, würde Walter von Montreal sich freuen, mit ihm, oder jedem Ritter in seinem Gefolge, eine Lanze zu Ehren unsrer Damen zu brechen. Eile Dich!"

„Walter, Walter!" begann Adeline, welche das zarte und lebhafte Gefühl ihrer Lage hatte, welches ihr unbesorgter Gebieter oft im Uebermuth vergaß, „Walter, lieber Walter, kannst Du es für eine Ehre halten —"

„Schweige, holde Lilie! Du hast seit manchem Tag keine Kurzweil gesehen; mich verlangt, Dich zu überzeugen, daß Du noch immer die schönste Frau Italiens, ja der Christenheit, bist. Aber diese Italiener sind feigherzige Ritter, und Du darfst nicht fürchten, mein Anerbieten angenommen zu sehen. Aber wahrhaftig, meine Dame, mich freut um ernsterer Zwecke willen, daß der Zufall mir einen römischen Edeln, vielleicht einen Colonna, in den Weg wirft — Weiber verstehen diese Sachen nicht; und Alles, was Rom betrifft, ist in diesem Augenblick für uns von Bedeutung."

Damit runzelte der Ritter die Stirne, wie er pflegte,

wenn er in Gedanken war, und Adeline wagte nichts mehr zu ſagen, ſondern zog ſich in die innere Abtheilung des Zeltes zurück.

Inzwiſchen näherte ſich der Knappe dem Zug, der jetzt bis in die Mitte des Paſſes vorgerückt war. Es war eine ſtattliche, prächtige Compagnie. Wenn die vollſtändige Rüſtung der Soldaten eine kriegeriſche Abſicht anzudeuten ſchien, ſo widerſprach dieſem auf der andern Seite das zahlreiche Gefolge unbewaffneter Knappen und Pagen in prächtiger Tracht, während das glänzende Wappen von zwei Herolden vor den Fahnenträgern ankündigte, daß ihr Vorhaben friedlich, ihre Reiſe heilig war. Nur eines Blicks auf die Schaar bedurfte es, den Anführer herauszufinden; bedeckt von einem ſtählernen Bruſtharniſch, verſchwenderiſch mit goldnen Arabesken geziert, darüber einen Mantel von dunkelgrünem Sammt mit Perlen beſetzt; während über ſeinen langen, dunkeln Locken eine ſchwarze Straußfeder von einem macedoniſchen Hut herabſchwankte, wie ſie, glaub' ich, jetzt der Großmeiſter des Ordens des heiligen Conſtantin trägt, ritt an der Spitze des Zugs ein junger Cavalier, vor ſeinen nächſten Begleitern theils durch ſein anmuthiges Weſen, theils durch ſeine prächtige Kleidung ausgezeichnet.

Der Knappe näherte ſich ehrerbietig, ſtieg ab, und entledigte ſich ſeines Auftrags.

Der junge Ritter lächelte, als er die Antwort gab: „Bringt an Herrn Walter von Montreal den Gruß Adrian Colonna's, Barons von Caſtello, zurück und ſagt ihm, der feierliche Zweck meiner jetzigen Reiſe werde mir kaum geſtatten, der gefürchteten Lanze eines ſo berühmten Ritters mich zu ſtellen, und ich bedaure dies um ſo mehr, als ich keiner andern Dame die Palme über die Schönheit der Gebieterin meines Herzens gönnen darf. Ich muß mich mit der Hoffnung auf eine günſtigere Gelegenheit tröſten. Was die Raſt betrifft, ſo will ich mit Freuden einige Stunden der Gaſt eines ſo höflichen Wirthes ſeyn."

Der Knappe verbeugte ſich tief. „Mein Gebieter," verſetzte er bedenklich, „wird ſehr bedauern, eines ſo edeln Geg-

ners verluſtig zu gehen. Aber meine Botſchaft geht an dieſen ganzen ritterlichen, tapfern Zug, und wenn der Herr Adrian di Caſtello ſich ſelbſt durch den Zweck ſeiner jetzigen Reiſe vom Turnier abgehalten glaubt, wird gewiß Einer ſeiner Genoſſen ſein Stellvertreter gegenüber von meinem Gebieter ſeyn."

Laut und raſch verſetzte ein junger Edelmann zur Seite Adrians, Riccardo Annibaldi, der nachmals dem Tribunen und Rom gute Dienſte leiſtete, und deſſen Tapferkeit ihm in ſpäterer Zeit ein zu frühes Ende bereitete:

„Mit Herrn Adrians Genehmigung will ich eine Lanze brechen mit — —"

„Bſcht, Annibaldi!" unterbrach ihn Adrian, „und Ihr, Herr Knappe, wißt, daß Adrian di Caſtello keinen Stellvertreter in den Waffen für ſich duldet. Meldet dem Johanniter, daß wir ſeine Gaſtfreundſchaft annehmen; und wenn er nach einer Beſprechung über ernſtere Gegenſtände noch Luſt haben ſollte, zu einer ſo leichten Unterhaltung, ſo will ich vergeſſen, daß ich der Geſandte nach Neapel, und mich nur deſſen erinnern, daß ich Ritter des Reichs bin. Ihr habt unſre Antwort."

Mit vielen Ceremonieen bezeigte der Knappe ſeine Bereitwilligkeit, den Auftrag auszurichten, beſtieg ſein Pferd und kehrte in kurzem Galopp zu ſeinem Gebieter zurück.

„Verzeiht, lieber Annibaldi," ſagte Adrian, „daß ich Eurer Tapferkeit in den Weg trat, und glaubt mir, daß ich mich nie mehr ſehnte, mit einem Mann eine Lanze zu brechen, als ich es wünſche mit dieſem prahleriſchen Franzoſen. Aber bedenkt, daß, obgleich für uns, auferzogen in den zierlichen Geſetzen der Chevalerie, Walter von Montreal der berühmte Ritter von der Provence iſt, er, gegenüber von dem Tribunen von Rom, deſſen ernſte Sendung wir jetzt erfüllen, doch nur der feile Hauptmann einer Freicompagnie iſt. Schwer würden wir in ſeinen Augen unſre Würde beflecken durch einen ſo leichtſinnigen und aus der Luft gegriffenen Kampf zur Kurzweil gegen einen erklärten Räuber vom Fach."

„Bei alle Dem," ſagte Annibaldi, „ſollte man ihn nicht

prahlen lassen, daß ein römischer Ritter eine provenzalische Lanze scheue."

„Halt ein, ich bitte Dich!" sagte Adrian ungeduldig. In der That ärgerte sich der junge Colonna schon aufs Bitterste über seine bescheidne und würdige Ablehnung von Montreals Vorschlag, und mit großem Verdruß der beschimpfenden Weise sich erinnernd, worin der Provenzale von der römischen Ritterschaft gesprochen, so wie des Tons der Ueberlegenheit, welchen Montreal in allen den Krieg betreffenden Dingen gegenüber von ihm sich angemaßt hatte, fühlte er jetzt seine Wange brennen und seine Lippe zucken. Trefflich bewandert in den kriegerischen Uebungen seiner Zeit, hegte er einen natürlichen und verzeihlichen Wunsch, zu zeigen, daß er wenigstens kein unwürdiger Gegner selbst der besten Lanze in Italien sey; und überdies ließ ihn die Galanterie jenes Zeitalters es als eine Art von Verrath gegen seine Geliebte empfinden, wenn er eine Gelegenheit versäumte, ihre Vollkommenheit zu verfechten.

In ziemlich gereizter Stimmung befand sich demgemäß Adrian, als er, wie Montreals Pavillon sichtbar wurde, den Knappen wieder auf sich zukommen sah, und der Leser beurtheile, wie sehr jene noch erhöht wurde, als der Bote, wieder absteigend, ihn folgendermaßen anredete:

„Mein Gebieter, der Johanniterritter, trägt mir, nachdem er die höfliche Antwort des Adrian di Castello vernommen, auf, zu sagen: damit nicht die ernstere Unterredung, deren Herr Adrian erwähnt, das edle und freundschaftliche Spiel störe, erlaube er sich achtungsvoll den Vorschlag: das Rennen solle der Besprechung vorangehen. Der Rasen auf dem Feld ist so weich und sanft, daß selbst ein Fall von keiner Gefahr für Ritter oder Roß begleitet seyn kann."

„Bei unsrer Dame!" riefen Adrian und Annibaldi in Einem Athem, „Deine letzten Worte sind unhöflich; und" fuhr Adrian, sich sammelnd, fort, „wenn Dein Gebieter es so haben will, so sehe er zu seines Rosses Gurt! Ich will seinem Gelüsten nicht im Wege seyn."

Montreal, der so sehr auf die Waffenübung gedrungen hatte, theils, ohne Zweifel, in Folge der ungestümen und kecken Großsprecherei, die noch bei seinen tapfern Landsleuten gewöhnlich ist, theils weil ihn verlangte, vor denen, die vielleicht bald seine offenen Feinde seyn würden, seine ausgezeichnete und unerreichte Geschicklichkeit in den Waffen zu zeigen, war jetzt, als er den Namen des Führers der römischen Schaar vernommen, noch begieriger darnach, denn sein eitler und stolzer Geist hatte, obgleich er vorläufig seine Empfindlichkeit verhehlte, keineswegs gewisse wärmere Ausdrücke Adrians im Palast Stephan Colonna's und auf der unglücklichen Fahrt nach Corneto vergessen. Während Adrian am Eingang des Thales Halt machte und mit Hülfe seiner Knappen aufgebracht aber sorgfältig seine übrige Waffenrüstung anlegte, und selbst nach Gurten, Steigbügeln und den verschiedenen Schnallen an der Rüstung seines edeln Streitrosses sah, küßte Montreal in bester Laune seine Dame, die, obwohl zu sanft um zu zürnen, doch tief gekränkt war und dennoch ihre Kränkung wieder halb vergaß, aus Furcht um seine Sicherheit, raffte ihre blaue Schärpe auf, die er über seinen Brustharnisch warf und vollendete seine Rüstung mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der gewiß ist, zu siegen. Es war ihm jedoch ein Mißgeschick vom Schicksal bestimmt, und zwar kein kleines: seine Rüstung und Lanze hatte man vom Castell mitgenommen, aber nicht sein Streitroß. Sein Zelter war zu leicht, die große Wucht zu tragen, und unter seiner Truppe war kein Pferd, das an Stärke und Knochen sich mit dem Adrians messen konnte. Er wählte jedoch das stärkste, das zur Hand war, und ein lauter Jubel seiner wilden Genossen beurkundete ihr Erstaunen, als er ohne Hülfe vom Boden in den Sattel sprang — ein seltnes und schweres Stück von Gewandtheit an einem Mann, vollständig bewaffnet mit der gewichtigen Rüstung, die damals aus den Schmiedeessen Mailands hervorging, und die man in Italien noch schwerer, als sonst irgendwo in Europa trug. Während beide Compagnieen sich gemächlich gruppirten, und in einer Art von Kreis um den grünen Rasen her sich auf-

stellten, und die römischen Herolde mit geschäftiger Wichtigkeit die Zuschauer in Ordnung zu bringen sich bemühten, ritt Montreal sein Streitpferd um den Rasen herum, zwang es zu verschiednen Capriolen und zeigte mit der ihm eigenen Eitelkeit seine ausgezeichnete, vielerprobte Reitkunst.

Endlich ritt Adrian mit niedergelassenem Visier, unter dem Zujauchzen seiner Partei, langsam auf den grünen Platz. Die zwei Ritter, an beiden Enden, maßen sich mit ernsten Blicken. Sie machten die Höflichkeitsbezeugungen mit den Lanzen, die bei freundschaftlichem Rennen zur Kurzweil üblich waren; und während sie so des Zeichens zum Rennen harrten, zitterten die Italiener für die Ehre ihres Führers, da Montreals stattliche Höhe und breite Brust einen auffallenden Gegensatz, auch in der Rüstung, bildete, zu der Gestalt seines Gegners, der beinah unter mittlerer Größe, und obgleich fest und gedrungen, doch leicht und schlank gebaut war. Aber zu solcher Vollkommenheit war die Waffenfertigkeit in jenen ritterlichen Zeiten gesteigert, daß große Stärke und Körpergröße, weit entfernt die unumgänglichen Erfordernisse zu seyn, auch nicht einmal die gewöhnlichen Eigenschaften der ausgezeichneteren Ritter waren; wirklich, so viel vermochte die Kraft, und die geschickte Führung des Rosses, daß ein leichtes Gewicht beim Reiter oft mehr zu seinem Vortheil als Nachtheil war; und selbst in einer späteren Periode waren die ausgezeichnetsten Sieger in den Turnieren, der Franzose Bayard und der Engländer Sydney, keineswegs durch Größe oder Masse des Körpers ausgezeichnet.

Wie groß auch Montreals Ueberlegenheit an körperlicher Kraft war, so wurde sie doch völlig aufgewogen durch die geringere Beschaffenheit seines Rosses, das, obschon ein schwerer, starker Calabrier, noch nicht das Blut, die Knochen und die geübte Zucht des nordischen Streitrosses hatte, das der Römer ritt. Die glänzende Decke des letztern, kohlschwarz, war mit rothem, goldurchwirktem Scharlach gehoben; Hals und Bug waren mit Panzerschuppen überzogen, an der Stirn ragte eine lange Spitze, wie das Horn des

Einhorns, und auf dem Kopf ſchwankte ein flatternder Buſch von ſcharlachnen und weißen Federn. Da Adrians Sendung nach Neapel eine Sache des Prunks und der Ceremonie gegen einen ſehr glänzenden Hof war, mußte auch ſein Aufzug und Gefolge der Gelegenheit angepaßt ſeyn, und der jener Zeit eignen Neigung zum Prächtigen entſprechen; ſo war ſelbſt der Zaum ſeines Pferdes, drei Zoll breit, mit Gold, ja Edelſteinen geziert. Der Ritter ſelbſt war mit einem Harniſch angethan, der die gediegenſte Kunſt des gefeierten Ludoviko von Mailand verrieth, und im Ganzen war ſein Aufzug ungewöhnlich prächtig und reich, und erſchien noch mehr ſo neben der einfachen, aber blank geputzten und künſtlich dehnbaren Rüſtung Montreals (der als Schmuck nur die Schärpe ſeiner Dame hatte) und der gemeinen, groben Panzerbedeckung ſeines Pferds. Dieſer Contraſt gefiel jedoch dem Provenzalen nicht, deſſen Eitelkeit vorzugsweiſe auf kriegeriſchen Schmuck ſich richtete, und der, hätte er die Kurzweil vorher ſehen können, ſogar den Colonna verdunkelt haben würde.

Die Trompeter auf beiden Seiten gaben ein kurzes Signal — die Ritter blieben aufrecht wie eherne Statuen; ein weites — und beide beugten ſich leicht vor über den Sattelbogen — ein drittes — und mit geſenkten Speeren, verhängten Zügeln und in vollem Lauf rannten ſie auf einander und trafen ſich in der Mitte der Bahn. Mit dem ihm eignen ſorgloſen Hochmuth hatte Montreal ſich eingebildet, bei der erſten Berührung ſeiner Lanze werde Adrian vom Roſſe fliegen; aber zu ſeiner großen Ueberraſchung blieb der junge Römer feſt ſitzen, und ritt unter dem Jubel ſeiner Partie an das entgegengeſetzte Ende der Schranken. Montreal ſelbſt ward ſtark erſchüttert, verlor aber weder Sattel noch Steigbügel.

„Das iſt in der That kein Weichling,“ murmelte Montreal zwiſchen den Zähnen, indem er diesmal all ſeine Geſchicklichkeit beim zweiten Rennen aufbot. Adrian, ſeinerſeits, die große Ueberlegenheit ſeines Schlachtroſſes wohl erkennend, beſchloß, damit dem Gegner ganz auf den Leib zu

gehen. Wie nun die Ritter wieder gegen einander anrannten, richtete Adrian, sich nur recht mit dem Schild deckend, sein Augenmerk weniger auf seinen Gegner, den, wie er empfand, nicht wohl eine von Menschenhand geschwungene Lanze aus dem Sattel heben konnte, als auf das weniger edle Thier, das er ritt. Die Gewalt von Montreals Stoß war wie eine Lawine — seine Lanze splitterte in tausend Stücke, Adrian verlor beide Steigbügel, und ohne die starken, eisernen Bogen, welche vorn und hinten den Sattel einfaßten, wäre er förmlich aus dem Sattel gehoben worden; so war er beinahe überstürzt, die Ohren klangen ihm, seine Augen kreisten und für ein paar Augenblicke verlor er beinah ganz die Besinnung. Aber sein Pferd hatte seine Pflege und Zucht trefflich vergolten. Gerade wie die Gegner aneinander kamen, erhob sich das Thier hoch und drängte mit seiner mächtigen Brust mit so unwiderstehlicher Kraft gegen seinen Feind, daß es Montreals Pferd einige Schritte zurückwarf, während Adrian's mit ausnehmender Geschicklichkeit geführte Lanze den Helm des Provenzalen traf, und so die Aufmerksamkeit des Ritters für den Augenblick etwas derb von der Zügelführung ablenkte. Montreal zog in der Eile, als er wieder sich sammelte, den Zaum zu straff an, und machte das Pferd sich bäumen; und da dieses in dem Augenblick ganz voll auf seinen Brustharnisch den Stoß des scharfen Horns und der gepanzerten Brust von Adrians Streitroß empfing — stürzte es mit seinem Reiter rücklings auf den Rasen. Montreal machte sich voll Wuth und Schaam los, als ein feiner Schrei von seinem Pavillon her sein Ohr traf und seinen Verdruß verdoppelte. Er raffte sich mit einer Leichtigkeit auf, welche die Zuschauer in Erstaunen setzte; denn so schwer war eine damalige Rüstung, daß wenige Ritter, einmal niedergestreckt, ohne Beistand wieder aufzustehen vermochten, er zog sein Schwert und rief trotzig: „Zu Fuß, zu Fuß! der Fall war nicht meine Schuld, sondern dieser verfluchten Bestie, die ich zur Strafe meiner Sünden zum Rang eines Streitrosses erheben mußte. Kommt her — —“

„Nein, Herr Ritter,“ versetzte Adrian, seine Panzer-

handschuhe ausziehend und seinen Helm losschnallend, den er zu Boden warf. „Ich komme zu Dir als Gast und als Freund; aber zu Fuß fechten, ist die Begegnung von Todfeinden. Nähme ich Deine Aufforderung an — meine Niederlage würde nur Deine Ritterschaft beflecken.“

Montreal, den einen Augenblick seine Leidenschaft verblendet hatte, gab sich, aber mit finstrem Unmuth, zufrieden bei diesen Vorstellungen. Adrian eilte, seinen Gegner zu trösten. „Uebrigens,“ sagte er, „kann ich keinen Anspruch auf den Preis machen; Eure Lanze machte mich die Bügel verlieren, die meinige ließ Euch unerschüttert. Ihr habt Recht; die Niederlage, wenn es eine war, war die Schuld Eures Rosses.“

„Wir können uns wieder versuchen, wenn ich Euch gleich beritten bin,“ versetzte Montreal, noch grollend.

„Verhüte das die Mutter Gottes!“ rief Adrian aus, mit so frommem Ernst, daß die Umstehenden sich des Lachens nicht enthalten konnten, und selbst Montreal, noch grimmig und halb wider Willen in die Heiterkeit einstimmte. Die Artigkeit seines Gegners jedoch versöhnte und rührte die treuherzigeren und soldatenmäßigeren Eigenschaften seines Wesens, und, sich fassend, versetzte er:

„Signor di Castello — ich bleibe Euer Schuldner für eine Artigkeit, die ich nur schlecht nachgeahmt habe. Wie Dem sey, wenn Du mich Dir auf ewig verbinden willst, so gestatte, daß ich nach meinem eigenen Streitroß schicke, und gib mir Gelegenheit, meine Ehre wieder herzustellen. Mit diesem Roß, oder mit einem dem Deinigen gleichen, das mir von englischer Zucht scheint, setze ich Alles, was ich besitze, Land, Castell, Gold, Schwert und Sporen zum Pfand, diesen Paß, Mann für Mann, gegen Dein ganzes Gefolge zu behaupten.“

Zum Glück vielleicht für Adrian, rief, eh' er antworten konnte, Riccardo Annibaldi mit großer Wärme: „Herr Ritter, ich habe bei mir zwei im Turnier wohl geübte Pferde; wähle Du eines und nimm mich als Kämpfer der römischen gegen die französische Ritterschaft; hier ist mein Pfand!“

„Signor," versetzte Montreal mit kaum verhehlter Freude, „Dein Anerbieten zeugt von einem so tapfern und freien Geist, daß es eine schlimme Sünde von mir wäre, es zurückzuweisen. Ich nehme Dein Pfand auf, und welches von Deinen Pferden Du verwirfst, das bringe mir in Gottes Namen her und laß uns nicht Worte verschwenden vor der That!"

Adrian, wohl fühlend, daß bisher die Römer mehr durch Glück als durch Verdienst im Vortheil gewesen, bemühte sich umsonst, dieses zweite Kampfspiel zu hintertreiben. Aber Annibaldi war heftig gereizt, und bei seinem hohen Rang wäre es von Adrian unpolitisch gewesen, ihn durch förmliche Untersagung zu beleidigen; mit Widerstreben gab denn der Colonna seine Einwilligung zu dem Kampf. Annibaldi's Rosse wurden herbeigebracht, das eine ein edler Rothschimmel, das andere ein Rothbrauner, etwas geringer in Blut und Knochen, aber doch von großer Stärke und hohem Werth. Als Montreal sich genöthigt sah, zu wählen, nahm er galant das minder vorzügliche für sich.

Bald war Annibaldi zu dem Rennen gerüstet und Adrian gab den Trompetern das Zeichen. Der Römer war an Wuchs beinahe Montreal gleich und obgleich um einige Jahre jünger, schien er in seiner Rüstung beinahe von gleicher Masse und Umfang, so daß die neuen Kämpfer auf den ersten Blick ein entsprechenderes Paar zu seyn schienen, als das vorige. Aber diesmal fühlte sich Montreal, gut beritten und durch Scham und Stolz aufs Höchste entflammt, einem ganzen Heer gewachsen; und er traf den jungen Baron mit solchem Nachdruck, daß während die Feder auf seinem Helm kaum sich zu rühren schien, der Italiener einige Schritte weit von seinem Roß wegflog, und erst einige Augenblicke, nachdem seine Knappen ihm das Visier weggenommen, wieder zur Besinnung kam. Dieser Erfolg gab Montreal wieder all' seine natürliche gute Laune, und richtete sehr wirksam den Muth seiner Begleiter wieder auf, die sich durch den vorhergehenden Kampf sehr gedemüthigt gefunden hatten.

Er selbst half Annibaldi aufstehen mit großer Artigkeit und einem Schwall von Complimenten, die der stolze Römer

mit finsterem Schweigen hinnahm; dann ging er voran in das Zelt und befahl laut, das Bankett anzurichten. Annibaldi jedoch zögerte außen und Adrian, der seine Gedanken errieth und sah, daß bei den Bechern sehr wahrscheinlich zwischen dem Provenzalen und seinem Freund ein Hader ausbrechen dürfte, zog diesen bei Seite und sagte: „Mich dünkt, lieber Annibaldi, es wäre besser, wenn Du mit der Hauptmasse unseres Gefolgs nach Fondi weiter ritteſt, wo ich Euch bei Sonnenuntergang treffen will. Meine Knappen und etwa acht Lanzen werden zu meiner Sicherung hier hinreichend seyn, und, die Wahrheit zu sagen, ich wünschte einige Worte geheim mit unserem seltsamen Wirth zu wechseln, und hoffe, daß er sich gütlich bestimmen lasse, von hier wegzuziehen, ohne Hülfe unsrer römischen Truppen, die sonst schon genug Nahrung für ihre Tapferkeit finden."

Annibaldi drückte seinem Gefährten die Hand; „ich verstehe Dich," versetzte er mit einem leichten Erröthen, „und wahrlich, ich könnte übel den selbstgefälligen Triumph des Barbaren ertragen. Ich nehme Deinen Vorschlag an."

Drittes Kapitel.

Die Unterhaltung zwischen dem Römer und dem Provenzalen. — Adelinens Geschichte. — Die See im Mondlicht. — Die Laute und der Gesang.

Nachdem Adrian den Annibaldi mit dem größern Theil seines Gefolgs hatte wegreiten sehen, und sich selbst seiner schweren Rüstung entledigt hatte, trat er allein in den Pavillon des Johanniters. Montreal hatte bereits all seine Rüstung außer dem Brustblatt abgelegt, und trat jetzt hervor um seinen Gast zu bewillkommnen mit der gewinnenden leichten Anmuth, die mehr zu seiner Geburt, als zu seinem Gewerbe paßte. Er nahm Adrians Entschuldigungen wegen der Entfernung Annibaldi's, und der andern Ritter seines Gefolgs mit einem Lächeln auf, das zu zeigen schien, wie

leicht er die Ursache errieth und führte ihn in die andere innere Abtheilung des Zeltes, worin das Mahl, wozu Wirth und Gast durch die gehabte Leibesübung sich den Appetit geschärft, bereitet war; und hier erst sah Adrian Adelinen. Lange Gewöhnung an das bunte unstete Leben ihres Geliebten, verbunden mit einem gewissen Stolz, den ihr das Bewußtseyn ihres, zwar verwirkten, hohen Standes einflößte, gab dem äußern Wesen dieser schönen Frau eine Leichtigkeit und Freiheit, welche oft, selbst Montreals Augen, das Gefühl ihrer unglücklichen Lage verbargen. Zwar zu Zeiten, wenn sie allein war mit Montreal, den sie mit schwärmerischer Innigkeit liebte, empfand sie nur den Zauber einer Gegenwart, die sie über Alles tröstete; aber in seiner häufigen Abwesenheit, oder beim Besuch von Fremden schwand die Täuschung — die Wirklichkeit behauptete ihr Recht. Arme Dame! die Natur hatte sie nicht bestimmt — die Erziehung sie nicht gebildet — Gewohnheit sie nicht abgehärtet für den Hauch der Scham!

Der junge Colonna war sehr betroffen über ihre Schönheit und noch mehr über ihre edle und vornehme Anmuth. Wie ihr Herr, erschien sie jünger als sie war; die Zeit schien eine Blüthe zu schonen, die einem erfahrnen Auge vielleicht als bestimmt für ein frühes Grab erschien; es war etwas beinah Mädchenhaftes in der Leichtigkeit ihrer Gestalt — in der Ueppigkeit ihrer reichen, nußbraunen Flechten, in der Röthe, welche nicht nur jeden Augenblick, sondern beinah mit jedem Wort kam und schwand. Der Contrast zwischen ihr und Montreal stand ihnen Beiden gut; es war der Gegensatz hingebenden Vertrauens und schützender Kraft; Jedes war schöner in des Andern Gegenwart; — und als Adrian sich an der wohlbesetzten Tafel niederließ, meinte er, nie ein Paar gesehen zu haben, das besser zu den poetischen Sagen der Troubadours ihrer Heimath gepaßt hätte.

Montreal sprach munter von tausend Sachen — er setzte den Weinflaschen zu — er wählte für seine Gäste die zartesten Stücke der köstlichen Spicola von dem nahen Meer,

und das fetteſte Fleiſch von den wilden Ebern der pontiniſchen Sümpfe aus.

„Sagt mir,“ begann Montreal, als jetzt ihr Hunger geſtillt war — „ſagt mir, edler Adrian, wie gehts Eurem Vetter, Stephan Colonna? Ein tapfrer alter Mann für ſeine Jahre!“

„Er hält ſich wie der Jüngſte von uns,“ antwortete Adrian.

„Die neueſten Ereigniſſe müſſen ihn ein wenig angegriffen haben,“ ſagte Montreal mit einem ſchlauen Lächeln. „Ach, Ihr blickt ernſt — aber anerkennt meine Vorausſicht! — ich war der Erſte, der Eurem Vetter die Erhebung Cola di Rienzi's prophezeihte; er ſcheint ein großer Mann — und in nichts größer als darin, daß er die Colonna und Orſini ausgeſöhnt hat.“

„Der Tribun,“ erwiederte Adrian ausweichend, „iſt gewiß ein Mann von außerordentlichem Geiſt. Und jetzt, ſeit ich ihn herrſchen ſehe, muß ich mich nur darüber wundern, wie er ſich je in das Gehorchen fand — die Majeſtät ſcheint mit ihm geboren.“

„Leute, welche Macht gewinnen, ziehen leicht ihre Rüſtung, die Würde an,“ verſetzte Montreal, „und wenn ich recht höre — (thut mir Beſcheid auf Eurer Dame Geſundheit!) wird der Tribun, wenn auch nicht edel geboren, doch bald in eine edle Verwandtſchaft kommen.“

„Er iſt ſchon vermählt mit einer Raſelli — ein altes römiſches Haus,“ verſetzte Adrian.

„Ihr weicht meiner Nachforſchung aus — le doulx soupir! le doulx soupir! wie der alte Cabeſtan es nennt,“ ſagte Montreal lachend. „Nun, Ihr habt mir mit einem Becher auf Eure Dame Beſcheid gethan, thut mit einem zweiten Beſcheid auf die ſchöne Irene, die Schweſter des Tribuns — immer vorausgeſetzt, daß die Beiden nicht Eine ſeyen. Ihr lächelt und ſchüttelt den Kopf.“

„Ich verhehle Euch nicht, Herr Ritter,“ antwortete Adrian: „daß wenn dieſe meine Geſandtſchaft vorüber iſt,

ich hoffe, der Bund zwiſchen dem Tribunen und einem Colonna werde ſich zum Beſten Beider noch enger knüpfen."

„So hab' ich alſo recht gehört," ſagte Montreal im ernſten und nachdenklichen Ton. „Rienzi's Macht muß in der That groß ſeyn."

„Davon iſt meine Sendung ein Beweis. Wißt Ihr, Herr von Montreal, daß Ludwig, König von Ungarn —"

„Wie, was von dem?"

„Die Entſcheidung des Streits zwiſchen ihm und Johanna von Neapel, den Tod ihres königlichen Gemahls betreffend, dem Ausſpruch des Tribunen anheimgeſtellt hat? Das iſt das Erſtemal, glaub' ich, ſeit Conſtantin's Tod, daß ſolches Vertrauen und ein ſo hoher Auftrag je einem Römer zu Theil wurden."

„Bei allen Heiligen im Kalender," rief Montreal, ſich bekreuzend, „dieſe Neuigkeit iſt in der That zum Erſtaunen. Der trotzige Ludwig von Ungarn entſagt dem Recht des Schwertes und wählt eine andere Entſcheidung als das Schlachtfeld!"

„Und das," fuhr Adrian fort mit bedeutungsvollem Ton, „das war es, was mich bewog, Eurer höflichen Aufforderung Folge zu leiſten. Ich weiß, tapfrer Montreal, daß Ihr in Unterhandlung ſteht mit Ludwig, dieſer hat dem Tribunen das beſte Zeichen ſeiner Freundſchaft und Zuneigung gegeben; werdet Ihr weiſe handeln, wenn Ihr — —"

„Den Krieg wagt mit dem Verbündeten Ungarns," unterbrach Montreal, „das wolltet Ihr noch ſagen; derſelbe Gedanke kam mir ſelbſt in den Sinn. Mein Herr, verzeiht mir — Italiener erfinden oft, was ſie wünſchen. Bei der Ehre eines Reichsritters, ſind dieſe Zeitungen die nackte Wahrheit?"

„Bei meiner Ehre und beim Kreuz!" antwortete Adrian, ſich aufrichtend; „und zum Beweis hievon, ich bin jetzt nach Neapel geſchickt, um mit der Königin die Vorfragen wegen des beabſichtigten Erkenntniſſes ins Reine zu bringen."

„Zwei gekrönte Häupter vor dem Richterſtuhl eines Plebejers, und das Eine ſich vertheidigend gegen die Anſchul-

digung des Mords!“ murmelte Montreal; „die Neuigkeit kann Einen schon staunen machen!“

Er blieb eine Weile nachdenklich und stumm; dann sah er auf und sein Auge begegnete Adelinens zärtlichem Blick, der sich auf ihn mit der tiefen Besorgniß heftete, mit der sie die äußerlichen Wirkungen von Planen und Entwürfen an ihm beobachtete, welche zu erfahren sie in ihrer Sanftmuth nie das Verlangen äußerte, welche zu theilen sie zu unschuldig war.

„Meine Dame!“ sagte der Provenzale zärtlich, „was sagst Du? Müssen wir unser Bergschloß und diese wilde Waldlandschaften mit den dumpfen Mauern einer Stadt vertauschen? Ich besorge es; die Dame Adeline,“ fuhr er, gegen Adrian gewendet, fort: „hat ihre eigenthümlichen Neigungen; sie haßt das laute Gedränge der Straßen und Gassen und liebt keinen Palast so sehr wie die einsame Räuberhöhle. Und doch könnte sie, dünkt mich, jedes Antlitz Italiens verdunkeln — Deine Gebieterin, Herr Adrian, natürlich ausgenommen.“

„Es ist dies eine Ausnahme, die nur ein Liebender und dazu noch ein Verlobter zugeben darf,“ erwiederte der galante Adrian.

„Nein,“ erwiederte Adeline mit einer ausgezeichnet lieblichen und klaren Stimme, „nein, ich weiß wohl, wie hoch ich die Schmeichelei meines Gebieters anzuschlagen habe, so wie die Artigkeit des Signor di Castello. Aber Ihr habt Aufträge, Herr Ritter, an einen Hof, der, wenn der Ruf Recht hat, in seiner Königin das wahre Wunder und Musterbild aller Schönheit sich zu besitzen rühmt.“

„Vor einigen Jahren sah ich die Königin von Neapel,“ antwortete Adrian, „und nicht im Traum ließ ich mir, als ich dies Engelsantlitz sah, einfallen, daß ich es erleben würde, sie des schändlichsten Mordes beschuldigen zu hören, der selbst ein italienisches Königshaus befleckte.“

„Und, gleichsam um ihre Unschuld zu beweisen,“ sagte Montreal, „wird sie, seyd versichert, binnen Kurzem eben

den Mann heirathen, der die That verübte. Davon hab' ich sichern Beweis."

Unter solchem Gespräch verfloß den Rittern der Tag, und sie sahen von dem offenen Zelt aus die Sonne ihre Untergangsgluth auf das purpurne Meer ausgießen. Adeline hatte sich schon lang von der Tafel zurückgezogen, und sie sahen sie jetzt mit ihren Dienerinnen auf einem Hügel an der Küste sitzen, von wo aus die Töne ihrer Laute leise ihr Ohr trafen. Als Montreal das Lied vernahm, kehrte er sich ab von der Unterhaltung und seufzte, halb das Angesicht in der Hand verhüllend. Wie es nun kommen mochte — die beiden Ritter hatten ganz die kleine Eifersüchtelei oder die Gereiztheit überwunden, welche sie in Rom gegen einander gefaßt hatten. Beide waren durchdrungen von dem soldatischen Geist des Zeitalters und so hatte ihr Kampf am Morgen ihnen die besondere Art von Achtung und sogar Herzlichkeit eingeflößt, welche ein tapfrer Mann noch heutzutage (und wie viel mehr damals!) für einen Andern empfindet, dessen Muth er erprobt hat, indem er seinen eigenen bewährte. Es ist, wie die Entdeckung eines bisher verborgenen, brüderlichen Gefühls, und stiftet in einem Feldlagerleben oft plötzliche, dauernde Freundschaft mitten im Schoos der Feindschaft. Dies Gefühl war durch ihre nachherige, vertraute Besprechung zur Reife gekommen, und von Adrians Seite durch die Ueberzeugung verstärkt worden, daß, wenn er Montreal die Rathsamkeit des Abzugs vom römischen Gebiet einleuchtend machte, er dadurch einen Vortheil erlangte, welcher alle Gefahr und Zögerung, wozu er sich bequemt hatte, reichlich vergalt.

Der Seufzer und das verstörte Wesen Montreals entging Adrian nicht, und er setzte es natürlich in Beziehung mit etwas die Dame Betreffendem, deren Musik offenbar die Ursache von jener Veränderung war.

„Jene liebenswürdige Dame," sagte er verbindlich, „rührt die Laute mit einer ausgesucht schönen Hand, und jene klagende Melodie gemahnt mein Ohr wie ein Gesang aus der Provence."

„Es ist die Weise, die ich sie lehrte," erwiederte Montreal trüb, „vermählt jedoch mit unbedeutenden Worten, womit ich zuerst um ein Herz warb, das sich mir nie hätte ergeben sollen. Ja, junger Colonna, manche Nacht hat mein Boot geankert am Ufer der sternhellen Sorgia, die ihres stolzen Vaters Hallen bespühlt, und meine Stimme weckte die Stille des wogenden Schilfs mit einer kriegerischen Serenade. Süße Erinnerungen! bittre Früchte!"

„Warum bitter? Ihr liebt ja einander noch."

„Aber ich habe das Gelübde der Ehelosigkeit auf mir, und Adeline von Courval ist da Liebchen, wo sie angetraute Gattin seyn sollte. Mich dünkt, ich leide bei diesem Gedanken sogar noch mehr als sie — theure Adeline!"

„Eure Dame ist also, wie Alles errathen läßt, edel geboren?"

„Das ist sie," antwortete Montreal mit tiefer und sichtbarer Empfindung, die, ausgenommen aus Veranlassung der Liebe, selten oder nie in seiner harten Brust aufkam. „Das ist sie; unsre Geschichte ist kurz folgende: wir liebten einander als Kinder, ihre Familie war reicher als die meinige; wir wurden getrennt. Man gab mir zu verstehen, daß sie mich aufgegeben. Ich verzweifelte, und in der Verzweiflung nahm ich das Johanniterkreuz. Der Zufall brachte uns wieder zusammen. Ich erfuhr, daß ihre Liebe unerschüttert geblieben. Das arme Kind! denn auch damals noch, Herr, war sie erst ein Kind! ich wild — rücksichtslos — und vielleicht nicht ungeschickt in den Künsten, welche mit Glück um Liebe werben. Sie konnte meinen Bewerbungen um ihre Neigung nicht widerstehen; wir flohen. In diesen Worten habt Ihr den Faden zu meiner ganzen Geschichte. Mein Schwert und meine Adeline waren all mein Vermögen. Die Gesellschaft grollte auf uns. Die Kirche bedrohte meine Seele, — der Großmeister mein Leben. Ich wurde ein Glücksritter. Schicksal und meine Faust begünstigten mich. Ich habe Die, welche mich verachteten, bei meinem Namen zittern gelehrt. Dieser Name soll noch, als Stern oder als Meteor, vor aufgeregten Nationen aufglän-

zen, und ich kann vielleicht noch mit Gewalt vom Pabſt die Diſpenſation ertrotzen, die er meinen Bitten verſagte. Am nämlichen Tag kann ich vielleicht Adelinen das Diadem und den Ring darbieten. — Genug davon — Ihr ſaht Adelinens Wange! Scheint ſie nicht ſehr zart? Mir gefällt dies wechſelnde Roth nicht! — und ihre Bewegung iſt matt — ihr Schritt war ſonſt ſo raſch und munter!“

„Wechſel des Aufenthalts und der milde Süden werden ihre Geſundheit bald wieder herſtellen,“ ſagte Adrian, „und bei Eurem eigenthümlichen Leben kommt ſie ja ſo wenig in Berührung mit Andern, beſonders von ihrem Geſchlecht, daß ich denke, ſie empfindet nur ſelten das Schmerzliche ihrer Lage. Und Frauenliebe, Montreal, iſt, wie wir Beide erfahren haben, ein Kleid, das gegen manchen Sturm ſie ſchützt.“

„Ihr redet freundlich,“ verſetzte der Ritter, „aber Ihr kennt nicht unſer ganzes Leidweſen. Adelinens Vater, ein ſtolzer Edelmann, ſtarb, wie ſie ſagen, am gebrochnen Herzen — aber alte Männer ſterben an mancher andern Krankheit, als an dieſer! Die Mutter, eine Dame, die ſich ihrer Abkunft von Fürſten rühmte, benahm ſich bei der Sache trotziger, als ihr Gemahl; ſie rief um Rache — was lächerlich war, denn ſie iſt ſo religiös wie ein Dominikaner und die Rache iſt nicht chriſtlich an einem Weib, obſchon ritterlich an einem Mann. — Nun, mein Herr, wir hatten einen Knaben, ein einziges Kind! er war Adelinens Troſt in meiner Abweſenheit — ſein liebliches Weſen galt ihr mehr, als die ganze Welt. Sie liebte ihn ſo, daß ich, hätte er nicht ihre Augen gehabt, und im Schlaf ihr gleich geſehen, eiferſüchtig geworden wäre. Er wuchs in unſrem wilden Leben auf, kräftig und freundlich; der junge Schelm — er wäre gewiß ein tapfrer Ritter geworden! Meine ſchlimmen Sterne führten mich nach Mailand, wo ich Geſchäfte mit den Viskonti hatte. An einem ſchönen Junimorgen ward unſer Knabe geſtohlen; wahrhaftig, dieſer Juni war für uns wie ein December!“

„Geſtohlen? — wie? — von Wem?“

„Die erſte Frage iſt leicht beantwortet — der Knabe war

mit ſeiner Wärterin im Hofraum; die leichtſinnige Hexe ließ ihn, ſo berichtet ſie, ein paar Minuten allein, um ihm ein kindliches Spielzeug zu holen; als ſie zurückkam, war er weg, keine Spur mehr von ihm da, als ſeine hübſche Mütze mit der Feder darauf. Arme Adeline! manchesmal fand ich ſie, wie ſie dieſe Reliquie küßte, bis ſie von Thränen feucht war.“

„Ein ſonderbares Schickſal, wahrlich! Aber welches Intereſſe konnte? — —“

„Ich will Euch,“ unterbrach Montreal, „die einzige Vermuthung angeben, welche ich mir machen konnte; Adelinens Mutter ſchrieb, auf die Kunde hin, daß wir einen Sohn hätten, an Adeline einen Brief, der ihr beinahe das Herz brach, worin ſie ihr ihre Liebe zu mir und ſo weiter dermaßen vorwarf, als hätte dies ſie zur Elendeſten ihres Geſchlechts herabgewürdigt. Sie forderte ſie auf, ſich über ihr Kind zu erbarmen und es nicht zu einem Räuberleben zu erziehen — denn ſo beliebte ſie die kühne Lebensweiſe Walters von Montreal zu benennen. Sie erbot ſich, das Kind in ihrem langweiligen Schloß zu erziehen, um es ohne Zweifel zu einer geſchornen Platte und einer Mönchskutte zu befähigen. Sie entrüſtete ſich heftig, daß eine Mutter ſich nicht von ihrem Schatz trennen wollte! Sie allein konnte, ſo ſcheint es mir, theils aus Rachſucht, theils aus einfältigem Mitleid mit Adelinens Kind, theils vielleicht auch aus frommem Fanatismus, uns unſern Knaben rauben. Auf meine Nachforſchung erfuhr ich von der Wärterin — die, wäre ſie nicht von Adelinens Geſchlecht geweſen, meinen Dolch ſollte gekoſtet haben — daß auf ihren Spaziergängen ein Weib von vorgerückten Jahren, doch dem Anſcheine nach niedern Standes (das konnte eine Maske ſeyn!) das Kind oft angehalten, geliebkost und bewundert hatte. Ich begab mich plötzlich nach Frankreich und ſuchte das alte Schloß von Courval auf; — es war an den nächſten Erben gekommen, und die alte Wittwe war fort, Niemand wußte wohin? aber man vermuthete, daß ſie in einem entfernten Kloſter den Schleier genommen.“

„Und Ihr ſaht ſie ſeitdem nicht mehr?“

„Ja, in Rom," antwortete Montreal erblassend, „wo ich neulich durch Zufall plötzlich ihr begegnete; und da erfuhr ich endlich das Schicksal meines Kindes und die Richtigkeit meiner Vermuthung; sie gestand den Diebstahl ein und mein Kind war todt! — Ich wagte nicht, etwas davon Adelinen zu sagen; es scheint mir, das hieße den Schaft aus der verwundeten Brust reißen — und sie würde plötzlich sterben, beraubt der jetzt noch in ihr fortglimmenden Ungewißheit. Sie hat jetzt noch Eine Hoffnung — die tröstet sie; obgleich mir das Herz blutet, wenn ich bedenke, wie nichtig sie ist. Lassen wir Das jetzt, mein Colonna!"

Und Montreal sprang plötzlich auf die Füße, als ob er durch eine gewaltige Anstrengung die Weichheit abschütteln wollte, welche ihn während seiner Erzählung beschlichen.

„Denkt nicht mehr daran. Das Leben ist kurz — seiner Dornen sind viele — laßt uns keine seiner Blumen versäumen. Das ist fromm und weise zugleich; die Natur, welche mir Kampf und Mühsale zugedacht, gab mir zum Glück das sanguinische Herz und die elastische Seele des Franzosen, und ich habe lange genug gelebt, um zu gestehen, daß jung sterben kein Unglück ist. Kommt, Herr Adrian, suchen wir meine Dame auf, eh' Ihr scheidet, wenn Ihr scheiden müßt; der Mond wird bald aufgehen und Fondi ist nur eine kleine Strecke von hier. Ihr wißt, daß, obgleich ich Euern Petrarka nicht bewundere, Ihr mit größerer Artigkeit unsere provenzalischen Balladen rühmt, und Ihr müßt Adelinen eine singen hören, damit Ihr sie um so mehr schätzen lernt. Das Geschlecht der Troubadours ist ausgestorben, aber der Gesang überlebt den Sänger!"

Adrian, der kaum wußte, welchen Trost er der Betrübniß seines Gesellschafters bieten sollte, fühlte sich durch dessen veränderte Stimmung einigermaßen erleichtert, obgleich sein ernsteres und tiefer fühlendes Gemüth über den so plötzlichen Wechsel betroffen war. Aber, wie wir schon oben gesehen, Montreals Geist war (und dies machte vielleicht seinen fesselnden Zauber aus) wie eine wechselnde, sich bunt färbende Wolke; der heiterste Sonnenschein und der wildeste Sturm

ſchwebten in reißend ſchneller Ablöſung darüber hin; die Anlagen außerordentlicher Größe und Stärke, die, auf geeignete Weiſe gebildet und zuſammengehalten, ihn zum Segen und Ruhm ſeiner Zeit gemacht hätten, waren gepaart mit einem knabenhaften Leichtſinn, und erhoben ſich zu Krieg und Verwüſtung, oder ſanken in Ruhe und Weichheit zurück — mit aller Unberechenbarkeit des Zufalls, mit aller Unbeſtändigkeit der Laune.

Als ſie gegen die Küſte hinab wandelten, drang die Muſik von Adelinens Laute vernehmlicher an ihr Ohr, und unwillkürlich hemmten ſie ihre Schritte auf dem üppigen, duftigen Raſenplatz, als ſie mit einer zwar nicht ſehr ſtarken, aber wunderbar ſüßen und klaren Stimme, die zu der einfachen Art der Worte und der Melodie trefflich paßte, folgende Strophen ſang:

Geſang der Dame aus der Provence.

1.

Warum, Herz, biſt betrübt du ſo?
So nächtlich und allein?
Der Himmel, ſonſt Allen froh,
Sollt' er finſter dir ſeyn?
Weh mir, weh mir!
Freut Euch nur! Kummer ſcheut,
Beneidet nicht, Wer ſich freut!
Von Einem ſtillen Ort
Nur bleibe die Freude fort —
Daß ich da ſeufzen kann.
Wehe, weh mir!

2.

Wie ein Vogel bei klarer Luft
Das Gewitter ſchon ahnt:
So in mir eine Stimme ruft,
Die an Sturm mich gemahnt.
Weh mir, weh mir!
O freu dich, Herz, weil Friſt
Dir noch gegönnet iſt!
Aber mit Seufzen du
Flüſterſt mir Antwort zu:
(O allzuweiches Herz!)
Wehe, weh mir!

3.

Wie am Himmel dies Zwielicht droht,
Bringt der Zweifel die Sorgen,
Wer weiß bei der Sonne Tod
Wie aufgeht der Morgen?
Weh mir, weh mir!
Sey froh noch mein Saitenspiel!
Du tönest wohl nicht mehr viel;
Sey froh! horch! noch im Tod
Der Ton mir warnend droht,
Und seufzt zum Letztenmal:
Wehe, weh mir!

„Meine, meine Adeline — mein holdester Nachtvogel,“ flüsterte Montreal halb laut, näherte sich leise und warf sich seiner Geliebten zu Füßen — „dein Gesang ist zu traurig für diesen goldnen Abend.“

„Kein Ton drang je zum Herzen,“ sagte Adrian, „dessen Pfeil nicht mit Wehmuth befiedert war. Aechtes Gefühl, Montreal, ist verschwistert mit Schwermuth, jedoch nicht mit Trübsinn.“

Die Dame sah Adrian sanft und beistimmend ins Gesicht; sein Ausdruck gefiel ihr; noch mehr gefielen ihr seine Worte, deren Wahrheit Weiber noch mehr als Männer empfinden müssen. Adrian erwiederte ihren Blick mit einem voll tiefen und beredten Mitgefühls und voll Achtung; wirklich hatte die kurze Geschichte, die er von Montreal gehört, ihn innig für sie interessirt; und nie verrieth sein Benehmen gegen die glänzende Königin, an deren Hof sein Auftrag ging, eine so ritterliche und ernste Huldigung, wie gegen diese verlassene, unglückliche Dame an den dämmerigen Küsten von Terracina.

Adeline erröthete leicht und seufzte; und dann, um die Peinlichkeit eines Stillschweigens zu brechen, das plötzlich zwischen ihnen eingetreten, während Montreal, die letzte Bemerkung Adrians überhörend, in die Saiten der Laute griff, begann sie wieder: „Natürlich theilt der Signor di Castello die allgemeine Begeisterung für Petrarka?“

„Ja,“ rief Montreal, „meine Dame ist Petrarka-toll, wie alle Andere; aber Alles, was ich weiß, ist, daß nie ein

mannhafter Ritter oder ehrlicher Liebhaber in solchen phantastischen und gequälten Reimen um Liebe warb."

„In Italien," versetzte Adrian, „ist die gewöhnliche Sprache Uebertreibung — aber selbst Eure eigene Troubadourpoesie könnte Euch belehren, daß die Liebe, die immer eine neue, ihre eigene Sprache sucht, nothwendig oft in eine Weise verfallen muß, die Jedermann, außer den Liebenden, als erkünstelt und unsinnig erscheint."

„Kommt, theurer Signor," sagte Montreal und gab Adrian die Laute in die Hand, „laßt Adelinen Kampfrichterin zwischen uns seyn, welche Musik, Eure oder meine, süßer schmeicheln kann!"

„Ha!" versetzte lachend Adrian, „Ich fürchte, Herr Ritter, Ihr habt die Richterin schon bestochen!"

Montreals und Adelinens Augen begegneten sich, und in diesem Blick vergaß Adeline all' ihren Kummer.

Mit geübter und geschickter Hand griff Adrian in die Saiten; er wählte ein Lied, das weniger künstlich war, als die in seinem Lande am meisten bewunderten und beliebten, das aber doch in italienischem Geist gedichtet war, und mit dem Gedanken, welchen er zuvor gegen Adeline ausgesprochen, übereinstimmte. So sang er:

Wenn ich bei Dir nicht immer froh:
O schilt mich nicht, du Lieber!
Das Herz, von Liebe ganz erfüllt,
Schwillt oft in Wehmuth über.
Auf Ströme sinkt der Schatten kühl
Von Sommerwolken nieder,
So spiegelt, trauernd, meine Brust
Nur Himmelswolken wieder.
Dein Bild, das mir ins Herz geprägt,
Bewahrt so tief der Spiegel,
Daß auf den Schatten, wie aufs Licht,
Der Schlummer drückt sein Siegel

„Und jetzt," sagte Adrian, als er geendigt, „kommt die Laute an Euch; ich gab nur das Vorspiel zu Eurem Preis."

Der Provenzale lachte und schüttelte den Kopf. — „Bei jeder andern Schiedsrichterin hätte ich mir die Laute an meinem eigenen Haupt zerschmettert, für meine Anmaßung,

einen ſolchen Mann zum Wettkampf herauszufordern; aber ich darf mich einem Kampf nicht entziehen, den ich ſelbſt hervorgerufen, ſelbſt wenn ich an Einem Tag zwei Niederlagen erleiden ſollte," und mit einer tiefen, ausnehmend klangreichen Stimme, der es nur an größerer künſtlicher Ausbildung fehlte, um jeder andern den Preis ſtreitig zu machen, trug der Johanniter jetzt vor:

Das Lied des Troubadour.

1.

Holder Fluß, wie das Mondlicht ſo ſanft auf dir ruht!
Zur Geliebten wiegt mich deine ſchimmernde Fluth.
An bind' ich mein Boot, wo mir winket die Spur;
Alles ſchläft — nur die Maid nicht und ihr Troubadour.
Du biſt mir, was die Stern dem Waſſer,
Das die Barke trug ſtromabwärts;
Es hebt ſie noch, wenn auch vor Anker —
So feſſelt deine Schönheit mein Herz.
Bel' amie! bel' amie! bel' amie!

2.

Willſt du flieh'n aus der Welt? Eitle lockt ſie mit Pracht —
Doch bricht goldene Ketten der Liebe Macht;
Willſt du flieh'n aus der Welt? Stolze lockt ihr Gepränge,
Doch die Liebe, der Höhlen Kind, ſtirbt im Gedränge.
Sey mein Herz Deine Welt, o Geliebte,
So verdunkelt ſich deine Welt nicht!
Denn du ſelbſt ja biſt ihm Sonne —
Was blieb' dunkel in deinem Licht?
Bel' amie! bel' amie! bel' amie!

3.

Dich umwerben die Großen, die Reichen — arm nur
Iſt fürſtlicher Ahnen Kind, Dein Troubadour!
Doch ſein Herz ſchlägt für dich nur, die er verehrt;
Nicht täuſcht ſeine Laute und rein iſt ſein Schwert.
Mich kümmern nicht mehr meine Sorgen,
Wenn nur du mir gewährſt deinen Troſt,
Und ob feind mir die ganze Welt ſey,
Wenn nur du nicht, o Holde, entfloh'ſt!
Bel' amie! bel' amie! bel' amie!

4.

Das Mädchen ſeufzte und flammte in Gluth:
Keine Wolke am Himmel, keine Well' auf der Fluth;

Doch hätten gewüthet auch Wogen und Sturm:
Doch wär' ſie entflohen des Schloſſes Thurm!
Süße Lilie, vom Sturme gebeuget,
Seit damals verpflanzt an mein Herz!
Würd'ſt du jetzt, wenn es möglich, noch tauſchen?
Gedenkſt deiner Flucht du mit Schmerz?
Bel' amie! bel' amie! bel' amie!

So vertrieben ſie ſich die Zeit abwechſelnd mit Geſpräch und Geſang, als die waldigen Hügel ihren ſcharfbegränzten langen Schatten über die See hin warfen; während von manchem Hügel voll friſcherwachender Blumen, von mancher Citronen- und Orangengruppe gehoben, durch die dunkle, feierliche Aloe die ſommerliche Luft, mit mannigfachem Dufte beladen, ſäuſelte, und über den Waſſern, gefärbt von den langſam erbleichenden Purpur- und Roſatinten, welche die Sonne längſt der Dämmerung vermacht, die luſtigen Feuerfliegen hinſchwärmten, welche man dieſer zauberhaften Küſte entlang ſchimmern ſieht. Endlich, über die ſchwarzen Waldhöhen emporſchwebend, ſtieg der Mond langſam auf und ſchimmerte auf das heitere Zelt und glitzende Panier Montreals — auf den grünen Raſen — die blanken Rüſtungen der Soldaten, die in verſchiedenen Gruppen, halb beſchattet von Eichen und Cypreſſen, im Gras ausgeſtreckt lagen, während die Kriegsroſſe friedlich zuſammen graſten — eine bunte Miſchung der eiſernen und der Schäferzeit.

Adrian, ungern an die Reiſe denkend, ſtand auf, Abſchied zu nehmen.

„Ich fürchte," ſagte er zu Adelinen, „ich habe Euch ſchon zu lang in der Nachtluft hingehalten; aber die Selbſtſucht überlegt nicht viel."

„Nein, Ihr ſeht, wir ſind vorſichtig," verſetzte Adeline auf Montreals Mantel deutend, welchen ſeine ſorgliche Hand ſchon lang um ihren Körper geſchlungen hatte, „aber, wenn Ihr ſcheiden müßt, lebt wohl, und ein guter Erfolg begleite Euch!"

„Wir werden uns wiederſehen, hoff' ich," ſagte Adrian.

Adeline ſeufzte leiſe; und der Colonna, im Mondlicht ihr Antlitz betrachtend, dem ſie es leicht entgegenhob, ward

schmerzlich betroffen über die beinah durchsichtige Zartheit desselben. Von Mitleid bewegt, zog er, eh' er sein Pferd bestieg, Montreal bei Seite und sagte: „Verzeiht mir, wenn ich vorlaut erscheine, aber für einen so edeln Mann ist dies wüste Leben wohl kaum passend. Ich weiß, daß in unserer Zeit der Krieg alle seine Söhne heiligt; aber sicherlich wäre eine feste Bedienung am Hofe des Kaisers, oder eine ehrenvolle Aussöhnung mit Euren ritterlichen Brüdern besser —"

„Als ein Tartarenlager und ein Räubercastell" — unterbrach ihn Montreal mit einiger Ungeduld, „das wolltet Ihr sagen. Ihr seyd im Irrthum. Die Gesellschaft verstößt mich aus ihrem Schooß; so ernte denn die Gesellschaft die Frucht, die sie gesäet hat. Eine feste Bedienung, sagt Ihr? eine untergeordnete Stelle, um nach Anderer Befehl zu fechten? Ihr kennt mich nicht: Walter von Montreal ward nicht zum Gehorchen geboren. Krieg, wann ich will, und Rast, wann ich mag, ist das Motto meines Wappenschilds. Der Ehrgeiz zeigt mir einen Lohn, wovon Ihr nichts ahnt; und ich gehöre durch mein Wesen, wie durch meine Abstammung, zu den Männern, deren Schwerter Throne erobert haben. Uebrigens legt Eure Nachricht von dem Bund Ludwigs von Ungarn mit dem Tribunen allen Freunden Ludwigs die Nothwendigkeit auf, allen Fehden mit Rom zu entsagen. Eh' eine Woche verfließt, mögen Eulen und Fledermäuse in jenen grauen Thürmen eine Zuflucht suchen."

„Aber Eure Dame?"

„Ist an Wechsel gewohnt. Gott helfe ihr und mildere den rauhen Sturm für das Lamm!"

„Genug. Herr Ritter, aber solltet Ihr eine sichere Freistätte in Rom für ein so zartes und hochgebornes Wesen wünschen: bei den Rechten eines Ritters, ich verspreche sicheres Dach und ehrenvolle Behausung für die Dame Adeline."

Montreal drückte die dargebotene Hand an seine Brust; dann riß er hastig die seinige los, fuhr sich damit über die Augen und ging zu Adelinen in einem Schweigen, das deutlich verrieth, daß er sich nicht zu sprechen getraute. In

wenigen Augenblicken war Adrian mit ſeinem Zug unterwegs; aber der junge Colonna ſah ſich noch immer um, noch einmal ſeinen kühnen Wirth und die anmuthige Dame zu ſehen, welche noch auf dem mondbeglänzten Raſen verweilten, und die gekräuſelten Meereswellen klagten in traurigen Tönen vor ſeinem Ohr.

Wenige Monate nach dieſem Zeitpunkt verbreitete der Name Fra Moreale's Schrecken und Beſtürzung durch das ſchöne Campanien. Die rechte Hand des ungariſchen Königs bei ſeinem Einfall in Neapel, ward er nachmals zum Stellvertreter Ludwigs in Averſa ernannt, und Ruhm und Glück ſchienen ihn triumphirend zu begleiten auf der von ihm erwählten Bahn des Ehrgeizes — deren Ziel das Schaffot oder der Thron ſeyn mochte.

Viertes Buch.

Der Triumph und das Gepränge.

Aliora fama e paura di si buono reggimento passa in ogni terra. *

Vita di Cola Lib. I. Cap. 21.

Erſtes Kapitel.

Der Knabe Angelo. Nina's Traum geht in Erfüllung.

Der Faden der Erzählung führt uns nach Rom zurück. In einer kleinen Stube, in einer halb verfallenen Behauſung am Fuß des Aventin ſaß ein kleiner Knabe eines Abends bei

* Da verbreitete ſich das Gerücht und die Furcht eines ſo trefflichen Regiments in alle Lande.

einem Weib von großem und ſtattlichem Wuchs, aber durch Kränklichkeit und Jahre etwas gebeugt. Der Knabe hatte ein anmuthiges, freundliches Weſen und in ſeinem kecken, offenen und zuverſichtlichen Benehmen lag etwas, das ihn älter erſcheinen ließ, als er war.

Das alte Weib, in dem Winkel des tiefen Fenſters ſitzend, war, dem Anſchein nach, mit einer offen auf ihren Knieen liegenden Bibel beſchäftigt; aber hin und wieder erhob ſie das Auge und betrachtete ihren jungen Geſellſchafter mit einem traurigen und ängſtlichen Ausdruck.

„Frau," ſagte der Knabe, der emſig damit beſchäftigt war, ſich ein hölzernes Schwert zu ſchnitzen, „hätteſt Du nur auch das Schauſpiel heute geſehen. Ei, jeden Tag gibt es jetzt in Rom ein Schauſpiel! Es iſt ſchon eines, wenn man nur den Tribunen ſieht auf ſeinem weißen Pferd, (oh, das iſt ſo ſchön!) mit ſeinen weißen Kleidern, ganz mit Edelſteinen beſetzt. Aber heute, wie ich Dir eben erzählt habe, hat die Signora Nina mich in Acht genommen, wie ich auf den Treppen des Capitols ſtand; Du weißt, Frau, ich hatte mein beſtes Wamms von blauem Sammt angezogen."

„Und ſie hat Dich einen hübſchen Buben genannt und Dich gefragt, ob Du ihr kleiner Page werden wolleſt; und dies hat Dir den Kopf verdreht, einfältiger Zottelbär, der Du biſt —"

„O die Worte ſind das Wenigſte; wenn Ihr die Signora Nina geſehen hättet, würdet Ihr ſelbſt ſagen, daß ein Lächeln von ihr den weiſeſten Kopf in Italien verdrehen könnte. Oh! wie gerne würde ich dem Tribunen dienen. Alle Buben meines Alters ſind von ihm begeiſtert. Wie werden ſie aufſchauen und mich morgen in der Schule beneiden! Ihr wißt auch, Frau, daß, ob ich gleich nicht ganz in Rom aufgewachſen bin, ich doch ein Römer bin. Alle Römer lieben Rienzi."

„Ja, in der jetzigen Stunde. Das Geſchrei wird bald anders lauten; dieſe Deine Eitelkeit, Angelo, quält mein altes Herz. Ich wollte, Du wäreſt demüthiger."

„Baſtarde müſſen ſich ſelbſt ihren Namen gewinnen,"

verſetzte der Knabe, heftig erröthend; „ſie reiben es mir immer unter die Naſe, daß ich nicht ſagen kann, wer mein Vater und meine Mutter ſey?“

„Sie haben es nicht nöthig,“ verſetzte die Frau haſtig, „Du ſtammſt von edlem Blut und alter Abkunft, obgleich ich, wie ich Dir oft geſagt, die Namen Deiner Eltern nicht genau kenne; aber wozu formſt Du denn das zähe Stück Eichenholz?“

„Zu einem Schwert, Frau, dem Tribunen gegen die Räuber zu helfen.“

„Ach, ich beſorg, gleich Allen, die in Italien nach Macht ſtreben, wird er eher Räuber anwerben, als ſie angreifen.“

„Ei, da ſeht Ihrs nun, Ihr lebt ſo abgeſchloſſen, daß Ihr nichts wißt und hört, ſonſt hättet Ihr erfahren, daß ſogar der Trotzigſte unter allen Räubern, Fra Moreale, endlich dem Tribunen nachgegeben hat, und aus ſeinem Caſtell geflohen iſt, wie die Ratte aus einem einſtürzenden Haus.“

„Wie, was!“ rief die Frau, „was ſagſt Du? Hat dieſer Plebejer, den ihr Tribun nennt — ſich erfrecht, dem furchtbaren Krieger den Handſchuh hinzuwerfen und hat Montreal das römiſche Gebiet verlaſſen?“

„Ja, es iſt das Stadtgeſpräch. Aber Moreale ſcheint für Euch ſo gut wie für jede Mutter in Rom ein Popanz. Hat er Euch je ein Leid gethan, Frau?“

„Ja!“ rief die Alte mit einer ſo trotzigen Haſt, daß ſogar der muthige Knabe ſtutzte.

„Dann wünſcht' ich ihm zu begegnen,“ ſagte er nach einer Weile, ſeine Theaterwaffe ſchwingend.

„Verhüt' es der Himmel! Es iſt ein Mann, dem Du ewig fern bleiben mußt, im Krieg und Frieden. Sag' mir noch einmal, dieſer gute Tribun unterhält keinen Verkehr mit den Freilanzen?“

„Ich ſag' es noch einmal, weiß es doch ganz Rom.“

„Er iſt auch fromm, hab' ich gehört, und man ſtreut uns, daß er Geſichte ſehe und von oben geſtärkt werde,“ ſagte

die Alte vor ſich hin, dann zu Angelo gewendet fuhr ſie fort: „Du würdeſt mit großer Freude der Signora Nina Anerbieten annehmen?“

„Ja, das würde ich, Frau, wenn Ihr mich entbehren könntet.“

„Kind,“ erwiederte die Matrone feierlich, „mein Sand iſt bald abgelaufen und mein Wunſch iſt, Dich bei Leuten zu wiſſen, welche Deine Jugend beſchirmen und Dich vor einem zügelloſen Leben bewahren. Dies gethan, könnte ich mein Gelübde erfüllen, und den trüben Reſt meiner Jahre Gott weihen. Ich will weiter darüber nachdenken, mein Kind. Nicht unter dem Dach eines ſolchen Plebejers hätteſt Du wohnen, nicht vom Tiſch eines Fremden Dich nähren ſollen; aber in Rom — mein letzter, des Vertrauens werther Verwandter iſt todt; — und im ſchlimmſten Fall, Ehrlichkeit in der Dunkelheit iſt beſſer, als Verbrechen in Glanz und Pracht. Dein Geiſt macht mir ſchon Unruhe. Zurück, mein Kind! Ich muß in mein Gemach; und wachen und beten!“

Mit dieſen Worten ſchlüpfte die Alte, die Annäherung des Knaben zurückweiſend und auf die von ihm gemurmelten, verworrenen Worte — die halb zärtlich, halb auch mürriſch und eigenſinnig waren — ſchweigend, aus der Stube hinaus.

Der Knabe ſah verdutzt auf die ſich ſchließende Thüre, und ſagte dann bei ſich ſelbſt: „die Frau ſpricht lauter Räthſel; ich bin neugierig, ob ſie mehr von mir weiß, als ſie ſagt, oder ob ſie irgend wie mit mir verwandt iſt. Ich hoffe nicht, denn ich liebe ſie nicht ſehr, und wünſche mir auch ſonſt nichts Beſtimmtes hierin. Ich möchte nur, ſie brächte mich zu des Tribuns Gemahlin; dann wollen wir ſehen, wer von den Buben Angelo Villani noch einen Baſtard nennt.“

Damit machte ſich der Knabe wieder mit verdoppeltem Eifer an die Verfertigung ſeines Schwerts. Wirklich hatte das kalte Weſen dieſes Weibs, die ihm Wärterin, Geſellſchafterin, Stellvertreterin der Eltern war, ſeine Zärtlichkeit zurückgeſtoßen, ohne ſein Temperament zu bändigen, und

obgleich urſprünglich eigentlich nicht bösartig, war Angelo Villani doch ſchon übermüthig, argliſtig und rachſüchtig; jedoch auf der andern Seite nicht ohne eine raſche Empfänglichkeit für Güte, wie für Beleidigung; er beſaß natürliche Schärfe des Verſtandes und große Furchtloſigkeit. Auferzogen mehr in ruhigem Genügen, als im Ueberfluß, und viel unter den Augen ſeiner Beſchützerin lebend, die er nur unter dem Namen Urſula kannte, hatte er ein anmuthiges Benehmen und das Weſen eines Knaben von gutem Stande. Und mehr vielleicht ſein Betragen als ſein Geſicht, das obgleich hübſch, ſich doch mehr durch Verſtand, als durch Schönheit auszeichnete, hatte die Aufmerkſamkeit der Gattin des Tribuns auf ſich gezogen. Seine Erziehung war wie auf eine gelehrte Beſtimmung berechnet. Er hatte nicht blos Leſen und Schreiben gelernt, ſondern man hatte ihm auch die Anfangsgründe des Lateiniſchen beigebracht. Nicht halb ſo viel Neigung jedoch verrieth er zu dieſen Studien, als zu den Spielen ſeiner Genoſſen, oder für die Schauſpiele und Aufläufe in den Straßen, wo er ſich immer hinzudrängen wußte, und wo er immer durch ſeine glückliche Gewandtheit unverſehrt und mit heiler Haut davon kam.

Am folgenden Morgen trat Urſula in des jungen Angelo's Zimmer. „Zieh dieſen Morgen wieder deine blaue Jacke an," ſagte ſie; „ich wünſche, daß Du Dich aufs Beſte ausnehmſt — Du ſollſt mit mir in den Palaſt gehen."

„Wie, heute?" rief der Knabe voll Freuden, halb aus dem Bett ſpringend. „Liebe Frau Urſula, ſo ſoll ich denn wirklich zu der Dienerſchaft der Gemahlin des großen Tribunen kommen?"

„Ja; und das alte Weib verlaſſen, daß ſie allein ſtirbt. Deine Freude ſteht Dir gut! aber die Undankbarkeit liegt in Deinem Blut. Undankbarkeit! O ſie hat mein Herz zu Aſche gebrannt! Und die Deinige, Knabe, findet jetzt keine Nahrung mehr in dem trockenen, zerfallenen Schutt."

„Liebe Frau, Ihr ſeyd immer ſo bitter, Ihr habt, beſinnt Euch nur, ja ſelbſt geſagt, Ihr wünſcht Euch in ein Kloſter zurückzuziehen und ich ſey eine zu läſtige Bürde für Euch.

Aber Ihr habt Eure Freude daran, mich zu ſchelten, mit Recht oder mit Unrecht."

„Mein Geſchäft iſt zu Ende," ſagte Urſula mit einem tiefen Seufzer.

Der Knabe antwortete nicht; und die Alte entfernte ſich mit ſchweren Schritten und vielleicht mit noch ſchwererem Herzen. Als er ſie in ihrem gemeinſchaftlichen Zimmer aufſuchte, bemerkte er, was ihm in ſeiner Freude vorher entgangen war, daß Urſula nicht ihre gewöhnliche, einfache und ſchmuckloſe Kleidung trug. Die goldne Kette — damals ſelten getragen von Frauen, die nicht edler Geburt waren, obwohl, beim andern Geſchlecht, ſehr beliebt bei öffentlichen Beamten und reichen Kaufleuten, ſchimmerte auf einem Gewand vom reichſten, geblümten, venetianiſchen Stoff und die Spangen, welche an Hals und Bruſt das Gewand einfaßten, waren mit Edelſteinen von nicht geringem Werth geſchmückt.

Angelo's Auge war betroffen über dieſen Wechſel, aber einen männlicheren Stolz empfand er bei der Beobachtung, daß ſich die alte Frau gut darin ausnahm. Ihr Weſen und ihre Haltung waren wirklich die einer Frau, welche an eine ſolche Tracht gewohnt iſt, und am heutigen Tage zeigte ſich darin noch mehr Strenge und Würde als gewöhnlich.

Sie ſchmeidigte des Knaben Locken, zog ihm den kurzen Mantel anſtändiger über die Schulter und ſteckte ihm dann in den Gürtel einen Dolch mit reich verziertem Griff, ſo wie eine mit Goldgulden wohl gefüllte Börſe.

„Lerne beide klug gebrauchen," ſagte ſie, „und ob ich nun lebe oder ſterbe, ſo wirſt Du nie nöthig haben, den Dolch zu ſchwingen, um Gold zu ſchaffen."

„Das alſo," rief Angelo ganz entzückt, „iſt ein wirklicher Dolch, die Räuber damit zu bekämpfen. Ah, mit dem würd' ich den Fra Moreale nicht fürchten, der Dir ſo viel Leid anthat. Ich hoffe, ich kann Dich noch rächen, obgleich Du mich ſo eben wegen Undankbarkeit ſchalteſt."

„Ich bin gerächt. Hege keine ſolche Gedanken, mein Sohn, ſie ſind ſündhaft; wenigſtens fürchte ich es. Komm

her an den Tiſch und iß; wir wollen bei Zeiten hingehen, wie Bittende ſollen."

Angelo hatte ſeine Morgenmahlzeit bald beendigt, und als er in der Geſellſchaft Urſula's vor das Thor hinausſprang, bemerkte er zu ſeinem Erſtaunen vier ſolche Diener, wie ſie damals gewöhnlich Perſonen von ausgezeichnetem Rang begleiteten, und die in jeder Stadt zur Bequemlichkeit von Fremden, oder zum ſonntäglichen Staat der reicheren Bürger zu miethen waren.

„Wie wir heute ſo groß thun!" ſagte er, in die Hände klatſchend, mit einer Lebhaftigkeit, welche Urſula nicht ermangelte, ihm zu verweiſen. „Es iſt nicht um des eiteln Pomps willen," ſetzte ſie hinzu, „deſſen wahre Vornehmheit gar wohl entbehren kann, ſondern damit wir leichter Zutritt im Palaſt erhalten. Dieſe Prinzen von geſtern her ſind nicht allzu bereitwillig, dem gar zu Demüthigen ihr Ohr zu leihen."

„O, diesmal habt Ihr Unrecht," ſagte der Knabe. „Der Tribun gibt allen Leuten, den Aermſten wie den Reichſten, Audienz. Ja, da iſt kein zerlumpter Bauer oder baarfüßiger Mönch, der nicht eher als der ſtolzeſte Baron bei ihm Zutritt bekäme. Deswegen liebt ihn auch das Volk ſo. Und er hat einen Tag der Woche dazu beſtimmt, die Wittwen und Waiſen anzunehmen; und Ihr wißt, Frau, ich bin eine Waiſe."

Urſula, ſchon ganz mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt, antwortete nicht und hörte kaum auf das, was der Knabe ſagte; ſie ſtützte ſich auf ſeinen jungen Arm und ſchritt, unter Vortritt der Diener, um den Weg zu bahnen, langſam dem Palaſt des Capitols zu.

Ein wunderbares Intereſſe hätte es für ein ſchärfer blickendes Auge haben müſſen, die Veränderung zu beobachten, welche zwei oder drei kurze Monate der ſtrengen, aber heilſamen und weiſen Herrſchaft des Tribuns in den Straßen Roms bewirkt hatten. Da ſah man nicht mehr die knochigen, in Eiſen gekleideten, Geſtalten der fremden Söldlinge auf den Plätzen einherſtolzirend, oder in behaglicher Faulheit

vor den verbollwerkten Portalen eines düstern Palasts gruppirt. Die Kaufläden, in manchen Quartieren seit Jahren beständig geschlossen, waren wieder geöffnet, glänzend von Waaren und wimmelnd vom Verkehr. Die Straßen, früher entweder schweigend wie der Tod, oder von einem furchtsamen, einzelnen Wandrer mit schnellen Schritten und ängstlich überall umherspähenden Augen durcheilt — oder wiederhallend von dem Tumult eines armseligen Pöbels oder der offenen Feindseligkeit wilder Edelleute — zeigten jetzt die geregelten, gesunden, bunten Strömungen des gesitteten Lebens, welche theils auf Lebensgenuß, theils auf den Handel Bezug hatten. Karren und Wagen, mit Gütern beladen, welche sicher die zerstörten Raubnester der Räuber in der Campagna passirt, rasselten lustig über die Straßen. „Nie, vielleicht," um den von einem neueren, keineswegs parteiischen Historiker auf das Zeugniß italienischer Gewährsmänner aufgenommenen Bericht anzuführen, „nie vielleicht ward die Thatkraft und Wirksamkeit eines einzelnen Geistes auffallender empfunden, als bei der plötzlichen Umgestaltung Roms durch den Tribunen Rienzi. Eine Räuberhöhle wurde zur Disciplin eines Lagers oder eines Klosters zurückgeführt. In dieser Zeit," sagt der Geschichtschreiber, „begannen sich die Wälder zu freuen, daß sie nicht mehr von Räubern beunruhigt würden; die Stiere fingen wieder an zu pflügen; die Pilger besuchten wieder die Heiligthümer; die Straßen und Herbergen waren angefüllt von Reisenden. Handel, Ueberfluß, Treu und Glauben kehrten wieder auf den Märkten, und ein Beutel mit Gold konnte ohne Gefahr mitten auf der Landstraße hingelegt werden."

Trotz all diesen Anzeigen des Wohlbehagens und der Sicherheit des Volks, konnte man doch manche finstre und unzufriedene Gesichter unter der Menge sehen und so oft Einer, der die Livree der Colonna oder der Orsini trug, sich von dem Volksschwarm angerannt oder gestoßen sah, fuhr eine trotzige Hand unwillkürlich an den Schwertgriff und ein halb unterdrückter Fluch endete in einen zornigen Seufzer. Da und dort auch beurkundeten — im Gegensatz zu den neu

geschmückten, neu ausgestatteten und lachenden Kaufläden — Haufen von Schutt vor dem Thor eines stolzen Edelhauses die Zerstörung von Befestigungen, welche der Eigner, in ohnmächtiger Wuth, wie eine Tempelschändung empfand. Durch solche Straßen und solche Gruppen verfolgte die Gesellschaft, welche wir im Auge haben, ihren Weg, bis sie sich unter dem am Eingang des Capitols versammelten Volksgewühl befanden: die hier aufgestellten Beamten hielten jedoch eine so gute und geschickte Ordnung, daß sie nicht lang aufgehalten waren, und auf dem weiten Platz oder Hof dieses merkwürdigen Gebäudes erblickten sie die offenen Thüren des großen Gerichtssaals, nur von Einer Schildwache bewacht, worin der Tribun täglich sechs Stunden zu Gericht saß; denn „geduldig zu hören, rasch zu vergelten, unerbittlich im Strafen, gab er immer den Armen und Fremden Zutritt zu seinem Tribunal.“ *

Doch nicht den Weg zu diesem Saal schlug jene Gesellschaft ein, sondern sie betrat den Gang, der zu den Privatgemächern des Palastes führte. Und hier bildete der Pomp, das Gepränge, die mehr als königliche Pracht der Residenz des Tribuns einen starken Contrast gegen die patriarchalische Einfachheit, welche seinen Gerichtshof auszeichnete.

Selbst Ursula, von früher doch vertraut mit dem verschwenderischen Aufwand italischer und französischer Fürstenhöfe, schien überrascht und erstaunt über den Saal voll von köstlich gekleidetem Gesinde, die marmornen und vergoldeten, mit Blumen bekleideten Säulen und die prächtigen Paniere, die aller Orten wehten und schimmerten, und in welche die verbundnen Wappen der Stadtrepublik und des heiligen Stuhles gewirkt waren.

Kaum wissend, an Wen sich wenden in einer solchen Versammlung, ward Ursula aus ihrer Verwirrung gerissen durch einen Beamten in Carmosin und Gold gekleidet, der mit ernstem und förmlichem Anstand — wie man ihn überhaupt durchaus an dieser Dienerschaft bemerkte — ehrerbietig fragte, Wen sie suche?

* Gibbon.

„Die Signora Nina," versetzte Ursula, ihre stattliche Gestalt aufrichtend, mit natürlicher, doch etwas veralteter Würde. In ihrer Aussprache lag etwas Fremdes, was den Diener zu der Antwort veranlaßte:

„Heute, Madame, glaube ich, empfängt die Signora nur die römischen Damen. Morgen ist der für alle fremden Damen von Stand festgesetzte Tag."

Ursula erwiederte mit einer leisen Ungeduld im Ton:

„Mein Anliegen ist von der Art, welche in Palästen an jedem Tag willkommen ist. Ich komme, Signor, um gewisse Geschenke der Signora zu Füßen zu legen, welche sie gewiß würdigen wird, anzunehmen."

„Und sagt auch, Signor," setzte der Knabe hastig hinzu, „daß Angelo Villani, welchen die Signora Nina gestern ihrer Aufmerksamkeit würdigte, kein Fremder, sondern ein Römer ist, und, wie sie ihn geheißen, kommt, um der Signora seine Huldigung und seine Ergebenheit darzubringen."

Der ernste Bediente konnte sich bei der naseweisen, aber nicht unanmuthigen Keckheit des Knaben eines Lächelns nicht enthalten.

„Ich erinnere mich, Meister Angelo Villani," versetzte er, „daß die Signora Nina an der großen Treppe mit Euch redete. Madame, ich will Eure Botschaft ausrichten. Seyd so gütig, mir in ein Gemach zu folgen, das besser für Euer Geschlecht und Euern Stand paßt."

Hiemit führte sie der Offiziant durch den Saal zu einer breiten Treppe von weißem Marmor, deren Mitte mit jenen reichen, morgenländischen Teppichen belegt war, die damals schon, als die Zimmer eines englischen Monarchen mit Binsen bestreut wurden, in den üppigeren italienischen Palästen häufig vorkamen. Eine Thüre auf der ersten Flucht öffnend, führte er Ursula und ihren jungen Pflegsohn in ein hohes Vorzimmer mit gewirkten Sammttapeten behangen, während über der Thüre gegenüber, durch welche der Diener verschwand, die Wappenbilder angebracht waren, die der Tribun so beharrlich bei all seinem Gepränge zur Schau stellte, nicht sowohl nur aus Prachtliebe, als von dem politischen Wunsche

geleitet, mit den päbſtlichen Schlüſſeln die heraldiſchen Zeichen der Republik zu vermählen.

„Philipp von Valois wohnte nicht ſchöner, als dieſer Mann;“ murmelte Urſula. „Ich werde, wenn dies Beſtand hat, beſſer für meinen Pflegling ſorgen, als ich glaubte.“

Der Bediente kehrte bald zurück und führte ſie durch ein Gemach von großem Umfang, das wirklich das große Empfangzimmer des Palaſtes war. Vierundzwanzig Säulen von orientaliſchem Alabaſter, Zeugen von den Plünderungen der ſpäteren Kaiſer, jetzt aus vergeſſenen Trümmern wieder ausgegraben, um den Palaſt des Wiederbelebers der alten Republik zu zieren, trugen die leichte Decke, die in ihrer Architektur halb gothiſch, halb klaſſiſch, mit goldnen und purpurnen Moſaiken eingelegt war. Der gewürfelte Eſtrich war in der Mitte mit Goldbrokat bedeckt. Die Wände abwechſelnd mit eben ſo glänzenden Tapeten behangen und gehoben durch friſche, mit den prachtvollſten Farben gemalte Felder, voll myſtiſcher und ſymboliſcher Figuren. Am obern Ende dieſes königlichen Saales führten zwei Stufen zu dem Platz hinan, wo des Tribuns Thron ſtand, worüber der Baldachin mit den ewigen Wappenbildern des Pabſts und der Stadt.

Dieſen Saal durchſchritt der Beamte und öffnete am Ende deſſelben eine Thüre, die in ein kleines Zimmer führte, angefüllt von Pagen in reicher Kleidung von blauem Sammt und Silber. Wenige unter ihnen waren älter als Angelo, und insgeſammt ſchön, konnten ſie als die Blüthe und der Ausbund der Stadt erſcheinen.

Nur kurze Zeit konnte Angelo ſeine künftigen Kameraden betrachten — denn binnen einer Minute ſtanden er und ſeine Pflegerin vor der Gemahlin des Tribuns.

Das Zimmer war nicht groß — aber doch groß genug, um zu beweiſen, wie die ſchöne Tochter Raſelli's ihre hochfliegenden Träume von Pracht und Glanz verwirklicht hatte.

Es war ein Gemach, das jeder Beſchreibung ſpottete — es ſchien ein Kabinet für die Edelſteine der Welt zu ſeyn. Das Tageslicht, durch hohe und tiefgehende Fenſter von farbigem Glas gedämpft, überſtrömte in weichen Purpurfarben

Alles, was nur die Kunst jener Zeit Köstliches, oder königliche Ueppigkeit Theures aufzuweisen hatte. Die silbernen Kandelabern von florentinischer Arbeit, die Teppiche und Stoffe aus dem Morgenlande, die Tücher aus Venedig und Genua; Malereien, wie bemalte Meßbücher, auf einem Grund von Gold und einer Mischung von Blau und Carmoisin; antike Marmorbilder, welche an die glänzenden Tage von Athen erinnerten; wieder aufgegrabene Mosaiktafeln, die wie durch Zauberei ihren Glanz behalten hatten; goldne Rauchpfannen, welche Arabiens Wohlgerüche ausströmten, aber so gemäßigt, daß dadurch nicht der gesundere Duft der Blumen ertödtet wurde, die in allen Ecken aus marmornen und alabasternen Vasen emporblühten; ein kleiner, geisterartiger Springbrunnen, der unter Rosenkränzen hervorzuquellen schien und durch seinen diamanthellen, leichten Strahl der Luft eine fast unmerkliche Kühlung mittheilte; — alles Dies und Anderes dergleichen beschreiben zu wollen, wäre vergebliche Mühe; versammelt war Alles mit der reichsten Verschwendung, in Uebereinstimmung gebracht durch den auserlesensten Geschmack und alte Kunst mit der neuen verbindend, überraschte und berauschte es die Sinne Dessen, der es sah. Nicht sowohl die Kostbarkeit oder die Verschwendung machte den Charakter dieses Zimmers aus — es war eine gewisse blendende, ans Erhabene grenzende Großartigkeit der Erfindung; es war mehr wie der fabelhafte Sitz einer Zauberin, einer Armida, auf deren Wort Genien die Erde plünderten und Feen das Wachsthum befördern, als wie die gröbere Pracht einer irdischen Königin. Hinter den aufgehäuften Polstern, worauf Nina in halb zurückgelehnter Stellung saß, standen vier Mädchen, schön wie die Houri's, mit Fächern von den seltensten Federn, und zu ihren Füßen lag eine ältere als die Uebrigen, deren, jetzt schweigende, Laute ihre eigenthümliche Obliegenheit andeutete.

Aber wäre das Zimmer an sich vielleicht etwas zu phantastisch und überladen erschienen mit seinen verschwenderischen Verzierungen, die Gestalt und das Antlitz Nina's hätten auf Einmal Alles im richtigen Verhältniß gezeigt, so

ganz und gar erschien sie als der natürliche Genius des Ortes; so wunderbar verkörperte ihre Schönheit, gehoben jetzt von befriedigter Liebe, geschmeichelter Eitelkeit, triumphirender Hoffnung, den glänzendsten Traum, der je Tasso's Auge vorschwebte, wenn er in einer unsterblichen Gestalt die Herrlichkeit der Zauberin mit allen Reizen des Weibes vermählte.

Nina erhob sich halb, als sie Ursula's ansichtig wurde, deren ruhige und düstere Züge unwillkürlich ihr Erstaunen und ihre Bewunderung über eine so seltene und ergreifende Anmuth aussprachen, die aber, durch den Glanz um sie her, bald ihre gewohnte Selbstbeherrschung wieder gewann und sich auf das ihr von Nina angewiesene Polster setzte, während der junge Gast, von kindischer Verwunderung wie durch Zauber gefesselt, mitten in dem Zimmer stehen blieb. Nina erkannte ihn wieder mit einem Lächeln:

„Ah, mein hübscher Junge, dessen lebhafte Augen und keckes Wesen gestern mein Wohlgefallen auf sich zogen! Bist Du gekommen, meinen Vorschlag anzunehmen? Gehört Euch, Signora, dies schöne Kind?"

„Signora," versetzte Ursula, „mein Anliegen ist kurz dieses: durch eine Verkettung von Ereignissen, mit deren Erzählung ich Euch nicht zu ermüden brauche, fiel dieser Knabe, von seiner Kindheit an, meiner Obsorge anheim — eine schwere und ängstliche Aufgabe für ein Gemüth, dessen Gedanken über die Schranken dieses Lebens hinausgehen. Ich habe ihn erzogen, wie es sich für einen Knaben von edlem Blut schickt; denn von beiden Seiten, Signora, ist er edel, obgleich eine Waise, vater- und mutterlos."

„Armes Kind!" sagte Nina mitleidig.

„Erliegend jetzt unter der Last der Jahre," fuhr Ursula fort, „und nur von dem Wunsche beseelt, mich mit dem Himmel zu versöhnen, reiste ich vor einigen Monaten hieher, in der Absicht, den Knaben zu einem Verwandten von mir zu bringen, und diese Pflicht erfüllt, in der Stadt der Apostel die Gelübde abzulegen. Ach! ich fand meinen Vetter todt, und ein Baron von wildem, zügellosem Charakter war sein Erbe. Verwirrt und angstvoll blieb ich hier — und da er-

ſchien es mir wie eine Stimme der Vorſehung, als mir geſtern Abend das Kind ſagte, daß Ihr ihm die Ehre erwieſen, es in Acht zu nehmen. Wie das übrige Rom, hat auch er ſchon gelernt, ſeine Begeiſterung dem Tribun, ſeine Ergebenheit der Gemahlin des Tribuns zu widmen. Wollt Ihr ihn im Ernſt in Eure Dienerſchaft aufnehmen? Er wird Eurem Schutz keine Schande machen, weder durch ſein Blut, noch, hoff' ich, durch ſeine Aufführung."

„Ich würde ſein Geſicht als Bürgſchaft annehmen, Signora, auch ohne eine ſo ausgezeichnete Empfehlung, wie die Eurige. Iſt er ein Römer? Sein Name muß mir doch bekannt ſeyn."

„Verzeiht mir, Signora," verſetzte Urſula, „er führt den Namen Angelo Villani — nicht den von Vater oder Mutter. Die Ehre eines edeln Hauſes gebietet, daß ſeine Abſtammung für immer ein Geheimniß bleibe. Er iſt die Frucht einer von der Kirche nicht geweihten Liebe."

„Um ſo mehr verdient er alſo Liebe und Mitleid — als das Opfer fremder Sünde!" antwortete Nina mit feuchten Augen, als ſie die tiefe, brennende Schamröthe ſah, die des Knaben Wange bedeckte. „Mit der Herrſchaft des Tribuns beginnt eine neue Zeitrechnung des Adels, wo Rang und Ritterſchaft durch das eigene Verdienſt des Mannes, nicht das ſeiner Ahnen, ſollen gewonnen werden. Fürchtet nichts, Signora! in meinem Haus ſoll er keine Kränkung erfahren!"

Urſula's Stolz ward durch die Güte Nina's erſchüttert; ſie näherte ſich ihr mit unwillkürlicher Ehrerbietung und küßte ihr die Hand:

„Möge die gebenedeite Jungfrau Eurem edlen Herzen vergelten!" ſagte ſie, „und jetzt iſt meine Pflicht erfüllt und mein irdiſches Ziel erreicht. Aber füget, Signora, zu den Beweiſen Eurer unſchätzbaren Gunſt jetzt noch Einen. Dieſe Juwelen," hier zog Urſula aus ihrem Kleid ein Käſtchen, drückte auf die Feder und der zurückfliegende Deckel zeigte Edelſteine von anſehnlicher Größe und vom glänzendſten Waſſer — „dieſe Juwelen," fuhr ſie fort, das Käſtchen Nina zu Füßen legend, „gehörten einſt dem fürſtlichen Hauſe von

Toulouse, aber sie sind jetzt ohne Werth für mich und die Meinigen. Erlaubt mir, mich an dem Gedanken zu erfreuen, daß sie an Jemand übergegangen, deren königliche Stirne ihnen einen Glanz verleihen wird, den sie nicht erst anderswoher zu empfangen braucht."

„Wie;" sagte Nina, hoch erröthend, „meint Ihr, Signora, meine Güte lasse sich erkaufen? War dies je bei einem Weibe möglich? Nein, nein! nehmt die Geschenke zurück, oder ich muß Euch bitten, den Knaben wieder mitzunehmen."

Ursula war betroffen und verwirrt; ihrer Erfahrung war solche Enthaltsamkeit etwas Neues und sie wußte kaum, wie sich dabei benehmen? Nina nahm ihre Verlegenheit wahr mit einem stolzen und triumphirenden Lächeln und sagte dann, ihr voriges, höfliches Betragen wieder annehmend, mit ernster Unmuth:

„Die Hände des Tribuns sind rein — die der Gattin des Tribuns müssen von jedem Verdacht frei bleiben. Eher, Signora, sollte ich Euch ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit aufdrängen für das schöne, mir anvertraute Pfand Eures Knaben. Eure Juwelen können später einmal den Knaben auf seiner Laufbahn fördern; bewahrt sie für Einen, der ihrer bedarf."

„Nein, Signora," sagte Ursula aufstehend und die Augen zum Himmel aufschlagend, „sie sollen zu Messen verwendet werden für seiner Mutter Seele; für ihn will ich schon seinen Antheil aufbewahren, wenn seine Jahre dessen benöthigt sind. Signora, nehmt den Dank eines elenden, trostlosen Herzens. Lebt wohl!"

Sie wandte sich um, das Zimmer zu verlassen, aber mit so unsichern, bebenden Schritten, daß Nina, ergriffen und gerührt, aufsprang und mit eigener Hand die Alte durch das Gemach geleitete, ihr freundlichen Trost zuflüsternd; als sie an die Thüre kamen, sprang der Knabe herzu, faßte Ursula's Rock und schluchzte: „Liebe Frau! nicht ein Lebewohl für Euern kleinen Angelo! Verzeiht ihm Alles, was er Euch gekränkt hat. Jetzt zum erstenmal fühle ich, wie unartig und undankbar ich gewesen bin."

Die Alte schloß ihn in ihre Arme und küßte ihn leiden-

schaftlich — als der Knabe, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, die Börse, die sie ihm gegeben, herauszog und mit erstickter, kaum vernehmlicher Stimme sagte: „Und dies, liebste Frau, verwendet zu Messen für meines armen Vaters Seele; denn er ist, wie Ihr wißt, ja auch todt!“

Diese Worte schienen auf Einmal alle zärtlicheren Gefühle Ursula's wieder zu erkälten. Sie stieß den Knaben mit derselben starren und finstern Strenge in Miene und Benehmen zurück, womit sie sonst schon so oft ihn von sich gescheucht; und auf einmal ihre Selbstbeherrschung wieder gewinnend, verließ sie das Zimmer, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Nina, überrascht, aber voll Mitleid mit ihrem Kummer und voll Achtung gegen ihr Alter, folgte ihr auf dem Fuße durch das Pagenvorzimmer und den Empfangsaal, bis an den Fuß der Treppen — eine Herablassung, welcher sich die stolzeste römische Fürstin nicht von ihr hätte zu erfreuen gehabt; und als sie trüb und nachdenklich zurückgekehrt war, ergriff sie die Hand des Knaben und küßte ihn zärtlich auf die Stirne.

„Armer Knabe,“ sagte sie, „es scheint, als ob die Vorsehung es so gelenkt hätte, daß ich Dich gestern unter dem Volkshaufen herauslas, und als ob sie Dich zu der geeigneten Freistätte führen wollte. Denn wohin sollten die Freundlosen und Waisen Roms sich wenden, als in den Palast von Roms höchstem Magistrat?“ Dann wandte sie sich zu ihrer Dienerschaft und gab ihnen Anweisungen, die persönlichen Bedürfnisse ihres neuen Schützlings betreffend, welche bewiesen, daß wenn der Besitz der Macht ihrer Eitelkeit dienen mußte, er doch ihr Herz nicht verhärtet hatte. Angelo Villani sollte es ihr reichlich vergelten.

Sie behielt den Knaben in ihrer Nähe, besprach sich vertraulich mit ihm und sein kecker Geist, sein offenes Wesen gefielen ihr immer mehr. Ihr Gespräch war jedoch, als der Tag vorrückte, durch die Ankunft einiger Damen vom römischen Adel unterbrochen. Und dann traten Nina's Tugenden in Schatten und ihre Fehler hervor. Sie konnte der Süßigkeit des Triumphs über diese hochmüthigen Signora's nicht widerstehen, welche jetzt unterwürfig sich schmiegten,

wo sie früher mit Geringschätzung gekränkt hatten. Sie nahm das Wesen einer Königin an, sie verlangte die Ehrfurcht, die man einer Königin schuldig ist. Und durch manche jener gewandten Künste, worin ihr Geschlecht so bewandert ist, wußte sie selbst ihre Höflichkeit zu einer Demüthigung für ihre Gäste zu machen. Zwar bewahrten sie ihre gebieterische Schönheit und ihr feiner Verstand vor dem gemeinen Uebermuth des Emporkömmlings; aber nur um so empfindlicher verwundete sie den Stolz, indem sie den von ihr Gekränkten die Genugthuung der Verachtung abschnitt. Sie verstand sich auf den verdeckten Hohn — die lächelnde Beleidigung — den Sarkasmus in der Maske des Compliments — die gleichgültige Einforderung der Achtungsbezeugungen in Kleinigkeiten — welches Alles unmöglich war, äußerlich zu ahnden, was aber im Innern unvergessen fortnagte.

„Schönen Tag Euch, Signora Colonna," sagte sie zu der stolzen Gemahlin des stolzen Stephano, „wir kamen gestern an Eurem Palast vorbei. Wie schön er sich jetzt darstellt, befreit von den düstern Bollwerken, deren Anblick Euch oft muß im Auge weh gethan haben. Signora, (zu einer von den Orsini sich wendend) Euer Gemahl steht in hoher Gunst beim Tribun, der ihn zu einem großen Commando bestimmt. Sein Glück ist gesichert, und wir freuen uns darüber; denn Niemand dient mit mehr Ergebenheit dem Staat. Habt Ihr, schöne Signora Frangipani, das letzte Gedicht Petrarka's auf meinen Gemahl schon gesehen? Es liegt dort. Dürfen wir uns wohl erlauben, Euch zu bitten, der Signora di Savelli seine Schönheiten auseinander zu setzen? Wir freuen uns, edle Signora Malatesta, zu bemerken, daß Eure Augen wieder so gut hergestellt sind. Das Letztemal, da wir uns begegneten, schient Ihr, obgleich wir bei dem Feste der Signora Giulia Euch zunächst standen, uns kaum von der Säule neben uns zu unterscheiden."

„Muß man sich diesen Uebermuth gefallen lassen?" flüsterte die Signora Frangipani der Signora Malatesta zu. „Sieh, Sieh! — es kommt wohl auch wieder unser Tag!"

2804854 A